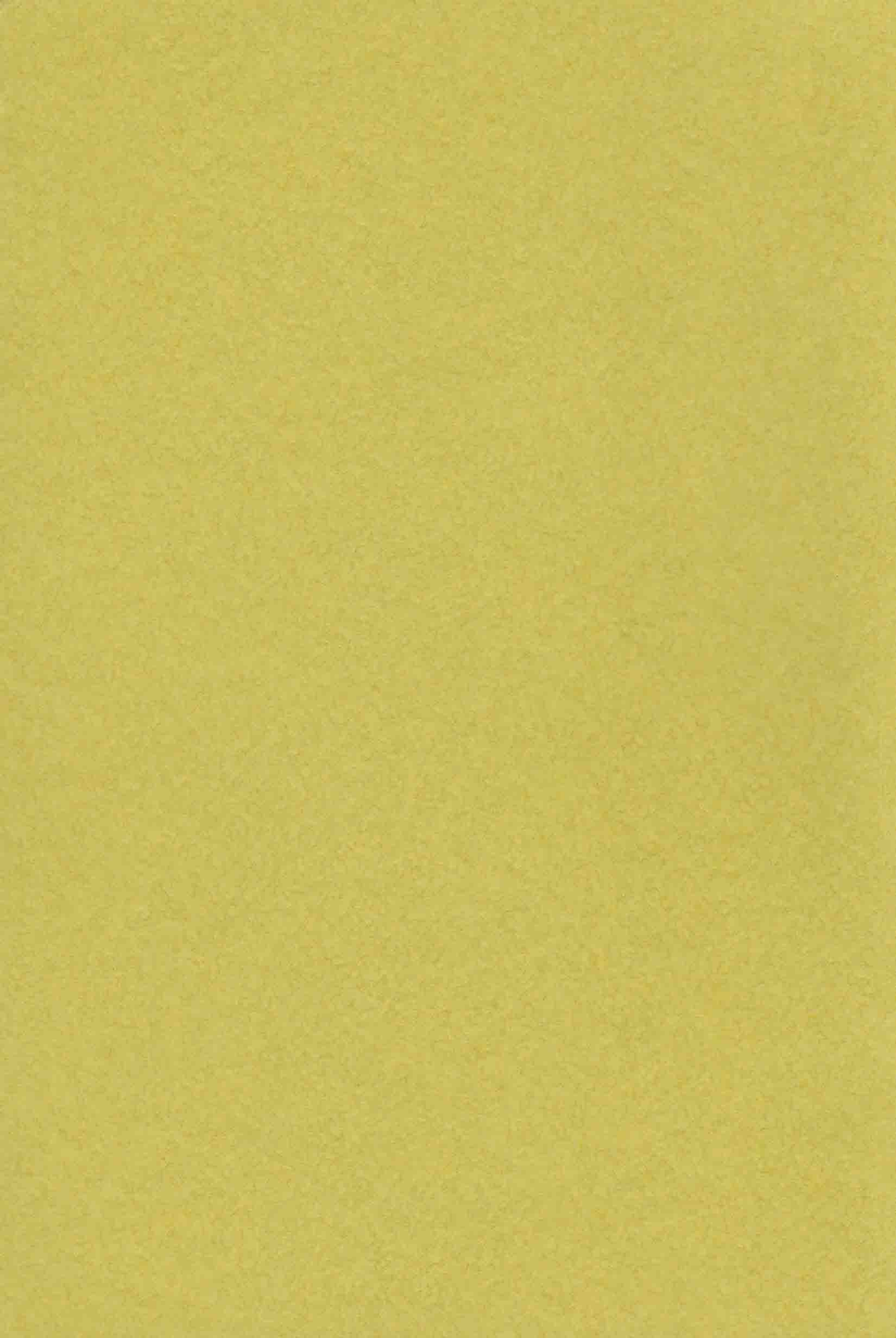
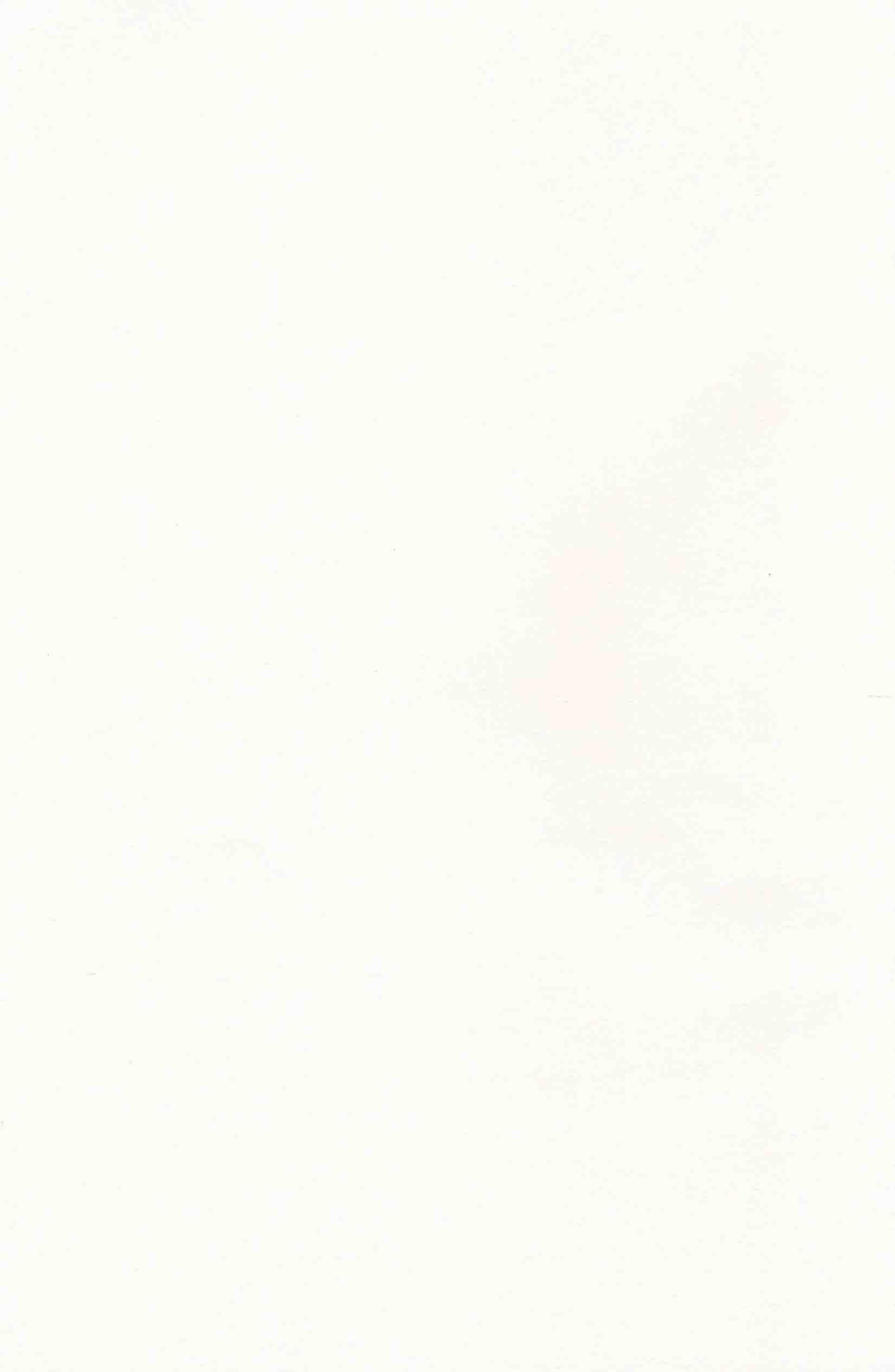
Dr. med. Paul C. Franze

HÖHERZÜCHTUNG DES MENSCHEN
IDEALISTISCHE SITTENLEHRE
RASSENVEREDELUNG









Höherzüchtung des Menschen auf biologischer Grundlage

Vortrag,
gehalten auf der 81. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in Salzburg, 1909, bedeutend erweitert und umgearbeitet.

Dr. med. P. C. Franze

Heinz-Hildebrand Schirmer, Ragnit Ostpr.

Im Selbstverlag
für einen Freundeskreis
herausgegeben

8201 Eggstätt

Zu beziehen durch:

Dietrich Ruhnau
Sylvanerweg 6
D-7012 FELLBACH
über Stuttgart

***

Dr. med. Paul C. Franze

VORTRÄGE
und
AUFSÄTZE

I N H A L T :

TEIL I



Inhalts-Verzeichnis.



Vorwort.

Auf der 81. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Salzburg, 1909, hielt ich unter dem gleichen Titel, den diese Broschüre trägt, einen Vortrag. Der Aufforderung meines Herrn Verlegers, die Ausführungen der Allgemeinheit zugänglich zu machen, bin ich gern nachgekommen. Freilich mußte dabei über den Umfang des ursprünglichen Vortrags, für den nur etwa 20 Minuten zur Verfügung standen, bedeutend hinausgegangen werden.

Einerseits erhielt demnach das dort Gesagte hier in der Broschüre eine gründlichere Bearbeitung; anderseits kam in dieser vieles Neue hinzu, das mit dem Inhalt des Themas eng zusammenhängt. So sind z. B. die Abschnitte über die körperlichen Eigenschaften, das Organ des Geistes, die Ehereform, das System des Geistes hier zum ersten Male veröffentlicht worden.

Möge die Schrift der Verbreitung der Erkenntnis dienen, daß der Mensch ein noch durchaus unvollständig durchorganisiertes Wesen ist, und daß er daher seinen bewußten Willen zur Erlangung höherer Organisation im Sinne des entwicklungstheoretischen Fortschrittes verwenden sollte!

Bad Nauheim, 19. Januar 1910.

Dr. Paul C. Franze.

I. Aufstieg.

Äonenhafte Zeitläufte blicken herab auf das Aufstreben lebendiger Materie auf unserm Planeten nach edleren und höheren Formen des Daseins: das ist die Entwicklungsgeschichte der Organismen. Und mitten drin in diesem gewaltigen Ringen steht der Mensch, der Schöpfung Krone, — doch dies nur auf Zeit, und nimmermehr ihr Ende, vielmehr die bloße Vorstufe eines Geschlechts von Halbgöttern auf Erden!

Oder vielleicht richtiger: der jetzige Mensch ist nur ein unfertiges Produkt auf dem Weg zu wahrem Menschentum. Der „Mensch“ als ein in seiner Art vollendeter Organismus muß erst noch kommen. Der wahre Mensch wird dann eben jener Halbgott sein.

Dann aber haben wir mit Unrecht unser Augenmerk bisher fast nur auf die Vergangenheit der Entwicklung gerichtet statt auf die Zukunft des Menschen.

Möchte doch daher das Licht eines neuen Tages über die Menschheit aufgehen, ja, möchte sogar diese Stunde schon seine Morgenröte sein! — — —

Dieser Wunsch hat aber nur dann Aussicht auf Erfüllung, wenn die höchsten und heiligsten menschlichen Erkenntnismittel den Pfad erleuchten, der gewandelt werden muß, und wenn reiner Wille die Menschheit beseelt.

Dreifach nämlich ist der Hauptweg der Erkenntnis.

Erstens: Eingebung aus den Tiefen des Unbewußten, Intuition, die von selber kommt und ihr Licht vorauswirft. Auch Verlaß auf diese selbsttätige Spürkraft des Geistes bei der Deutung der Eindrücke: denn Deuten immerhin, und beileibe nicht ideenlose Aufschichtung von Tatsachen, wie die Moderne es oft wohl möchte.

Die Ideen und Eingebungen kommen dem genialen Denker unwillkürlich zumeist bei der Beobachtung von Tatsachen, und anderseits geht er absichtlich von diesen aus, um zu Ideen zu gelangen, um den Sinn des Daseins zu erfassen und den rechten Weg zu finden.

Zweitens: Naivität, so weit als möglich, in der unmittelbaren Auffassung der Tatsachen. Naivität ist nichts anders als vollkommene Aufrichtigkeit. Bei der Wahrnehmung ist sie daher das Hinnehmen der unverfälschten, durch kein eigenes Hinzudenken veränderten Erfahrung, einerseits also das impressionistische Einwirkenlassen der Sinneseindrücke aus der Außenwelt und anderseits die Erfassung der reinen Seelenvorgänge, wie sie gerade im Mencheninnern von selbst verlaufen: gleichwie ein Kind, klug, mit seelenvollen Augen den bunten Wechsel der Natur aufnimmt, rein von eigenen Beimengungen des Verstandes, also tut es auch derjenige, der von Irrtümern frei bleiben will.

Drittens: Logisches Schließen ebenfalls bei der Deutung der Erscheinungen und zur Herstellung des vernünftigen Zusammenhangs zwischen ihnen.

Intuition, Naivität und Logik, das ist das Heiligtum unter den Erkenntnismitteln.

Und wir bedürfen des Besten auf dem jetzt zu betretenden Wege: denn steil sind zwar immer der Vollendung Pfade; doch diese, die hier begangen werden, sind furchtbar in ihrer Steilheit und Höhe! — — —

Seit den kosmogonischen Theorien von Kant und Laplace und seit den Lehren von Lamarck und Darwin betrachtet die Wissenschaft, ja, man darf sagen die gebildete Menschheit, Entwicklung als ein allgemeingültiges Gesetz, dem alles, was wir kennen, unterliegt: sowohl die in ihrer Pracht am Himmel glänzenden Sterne, als auch die Gefäße des Lebens einschließlich des Menschen.

Mögen jene Theorien auch noch so unzulänglich sein — gleichviel: sie haben unsere Erkenntnis unzweifelhaft erweitert.

Der Inhalt der Deszendenztheorie im engeren Sinne ist dieser: Von den niedersten Lebewesen bis hinauf zum

Menschen hat eine allmähliche Entwicklung stattgefunden. Es werden die Bedingungen dieser Entwicklungsrichtung aufgesucht und eben dadurch, daß sie gefunden werden, wird der Weg zur organischen Vervollkommnung des Menschen gewiesen. Zunächst geschieht das für die Vergangenheit, dann aber auch für die Zukunft. Denn die Kenntnis der zurückgelegten Strecke gestattet gewisse Schlüsse für die bevorstehende.

Demnach stellen wir fest, daß die Entwicklung eine bestimmte Richtung hat; sie geht von einfachsten und unvollkommensten zu immer zusammengesetzteren und vollendeteren Formen des Lebens. Innerhalb dieser allgemeinsten Richtung treten aber beim Menschen noch besondere Merkmale als auffallende hervor. Das sind einerseits die Steigerung des Bewußtseins, des Geistes oder der Vernunft und die Ausbildung des Charakters, des ästhetischen Gefühls und der künstlerischen Gestaltungskraft, anderseits die Entfaltung der dem Menschen eigentümlichen Körperschönheit.

Das aber ist innerhalb des Reiches der Lebewesen der Lauf der Natur, die Stromesrichtung des Weltgeschehens: Aufstieg, Vervollkommnung, Steigerung und Bejahung des Daseins, Tätigkeit, Umformung von Energien, welch letzteres mit Lust betont ist, wenn es fließend und leicht von statten geht, mit Unlust dagegen, wenn es gehemmt wird oder schwer verläuft.

Rein naiv und impressionistisch können wir sogar das eben Gesagte als das Gesetz des Lebens aussprechen.

Erst ein Zurückgehen im Denken hinter die reine Erfahrung läßt Aussagen machen über den Wert der Welt hinsichtlich ihres innersten Prinzips und wirklichen Wesens. Der Naive fällt keine solchen Werturteile darüber: er nimmt vielmehr im Erkenntnisakt die Wirklichkeit hin, wie sie erscheint, und gelangt so zur Formulierung des Gesetzes des Lebens, in dem allerdings noch kein utopistischer irdischer Optimismus ausgesprochen ist, sondern lediglich die Lebensbejahung, die Notwendigkeit tätiger und freudiger Mitarbeit an allen Problemen der Vervollkommnung, mit andern Worten die fröhliche Kampfesstimmung des mutigen Strei-

ters. Denn Kampf ist das Erdenleben. Aber es kann und soll sein ein freudiger, siegesgewisser Kampf, in dem es Friedenspausen und Ruhmestage gibt, dann nämlich, wenn jeweils der Lorbeer um die Schläfen des Siegers sich windet.*) — — —

Wenden wir dann den Blick ab von der Außenwelt und nach innen, so finden wir in unserm Seelenleben mächtige Auftriebe, Impulse nach der Höhe, gleichsam als drängte uns etwas über unsere ererbte Organisation hinaus: es ist ein Streben nach Vervollkommnung, das wir da in unserer eigenen Tiefe erleben.

Diese Feststellung beruht auf der „Psychologie der unmittelbaren Erfahrung“: der Mensch ist einfach so eingerichtet, daß er in seinen besseren Individuen dem Willen zur Vollkommenheit nimmer zu entrinnen vermag. Hier haben wir an einem Punkte das Seelenleben rein erfaßt: unmittelbar und ohne alle Überlegung steigt in dem Tüchtigen die Sehnsucht nach höherem Dasein empor bis an die Oberfläche des Bewußtseins!

Das sind zwei völlig stichhaltige Gründe dafür, daß das Vervollkommnungsstreben auch betätigt werden muß, und beiden wohnt eine innerlich ihnen anhaftende Beziehung auf die Allgemeinheit inne. Ich wiederhole die Gründe und setze die genannte Beziehung hinzu: 1. Das Gesetz des Lebens, das von der Beobachtung des Naturlaufs unmittelbar abgeleitet wurde, besagt, daß die Hauptrichtung der Entwicklung auf Steigerung der Organisation geht. Für den Menschen geht daraus hervor, daß es in der Richtung der Entwicklung liegt, wenn er seine vornehmsten Eigenschaften weiter entfaltet. Diese aber sind die spezifisch menschlichen. Daß die Gesamtheit und nicht etwa nur ein einzelner davon betroffen wird, versteht sich von selbst. 2. Die Erscheinungen der inneren Wahrnehmung bei höher stehenden Menschen bestätigen durchaus das, was von derjenigen der Außenwelt abgeleitet wurde: der Mensch findet

*) Den Leser, der sich für meine Weltanschauung interessiert, verweise ich auf mein Buch: „Idealistische Sittenlehre und ihre Gründung auf Naturwissenschaft“, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 2 M.

in sich einen zwingenden Wunsch nach Vervollkommnung vor. Das bezieht sich zunächst auf sein Selbst, aber zugleich auch auf die Gesamtheit und äußert sich in idealen Bestrebungen der Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Religion und Nächstenliebe, in der Verteidigung des Vaterlands und Mehrung seiner Macht, in dem Nachjagen nach Ruhm, Ehre und Reichtum. All dem liegt mehr oder weniger bewußt in erster Linie das Verlangen zugrunde, sich selber als Persönlichkeit höherer Ordnung, als Vollmenschen auszubilden und zu betätigen: die Wege der Vollendung des Selbstes und der Gesamtheit fallen in ihrem Verlaufe zusammen.

Nach allem: Es dürstet der Mensch nach Vervollkommnung, und er blickt hinaus in das Getriebe des Weltgeschehens und liest von der Natur den gleichen Willen ab.

Was aber bedeutet Vervollkommnung? Ich definiere: Vervollkommnung ist weitere Entfaltung der höchsten Eigenschaften. Denn das gehört zum Begriff der Vervollkommnung.

Jetzt aber entsteht das Problem des Weges: Wie kann am sichersten, wirksamsten und schnellsten das Vervollkommnungsstreben des Menschen in die Tat umgesetzt werden?

Die Analysis der Vervollkommnung ergibt, daß sie in traditionelle und erblich-organische zerfällt.

Wie die Überschrift aussagt, ist es die Aufgabe dieser Schrift, die letztere zu behandeln. Nur ein flüchtiger Blick sei daher der Vollständigkeit halber auf das Wesen der Tradition geworfen.

Durch sein hochentwickeltes Bewußtsein, sowie kraft seiner Fähigkeiten der Sprache und der Schrift vermag der Mensch die Erfahrungen seines ganzen Geschlechts aufzubewahren, zu sichten, zu ordnen, zu vermehren und auf seine Nachkommen übergehen zu lassen. So bildet sich ein in stetem Fluß und fortdauernder Änderung begriffener Niederschlag der Erfahrung der gesamten Menschheit. Diesen Niederschlag nennen wir die Tradition oder Überlieferung der Menschheit. Sie umfaßt Sitten

und Gebräuche, die naive Überlieferung des Volkes (folklore), Natur- und Geisteswissenschaften.

Insbesondere sind es einzelne hervorragende Männer, die von Zeit zu Zeit entstehen, welche die Tradition sprungweise auf eine höhere Stufe heben und dadurch die Menschheit veredeln. Solche Männer heißen Genien: sie sind die Lichtbringer und Führer der Menschheit.

Einigermaßen steigert ja auch die Wissenschaft als solche ohne die direkte Arbeit der Genien die geistigen, sittlichen und körperlichen Werte der Gesamtheit. Denn sie mehrt unsere Erkenntnis von der Wirklichkeit; Gewinn aber an Wissen und an Einsicht in die wahren Vorgänge der Natur gereichen natürlich den Menschen zum sittlichen und körperlichen Wohle. Das darf man nicht zu gering veranschlagen. Die Vorteile, die unserer Gesundheit aus der Wissenschaft erwachsen, liegen allen klar vor Augen. Weniger Verständnis jedoch haben viele dafür, daß auch die Sittlichkeit durch Wissen gewinnt; deshalb seien zwei Beispiele dafür angeführt: die humane Gestaltung der Rechtspflege und Irrenfürsorge ist sicherlich mehr ein Ergebnis wissenschaftlicher Aufklärung als etwa der kirchlichen Religion.

Freilich scheint es mir, ein noch mehr in die Tiefe dringender Blick zu sein, wenn man einsieht, daß die genannten Erscheinungen mit dem von innen heraus wirkenden Vervollkommnungstrieb in Zusammenhang stehen. Diese Kraft befindet sich natürlich in steter Wechselwirkung mit der äußeren Erfahrung und offenbart sich an ihr.

Doch kann bei aller Gerechtigkeit gegen die allgemeine wissenschaftliche Tätigkeit nicht eindringlich genug vor ihrer Überschätzung gewarnt werden. Es ist unmöglich, hier eine exakte Rechnung vorzulegen: aber viel ist es jedenfalls nicht, was alle die Nicht-Genien zusammen der Menschheit an wirklichen und bleibenden Werten gegeben haben. Sicherlich ruht jeder bedeutende Fortschritt auf den Schultern der Genien! — — —

Der Gegenstand dieser Abhandlung aber ist die Steigerung der erblichen Organisation des Menschen, seine generative Höherent-

wicklung. Es soll die Richtung der Entwicklung dadurch fortgesetzt werden, daß wir Menschen mit Hilfe unseres Bewußtseins den Weg zu neuen und höheren Formen der Kreatur einschlagen, als es deren eine bisher überhaupt auf der Erde gegeben hat!

Wie wir sahen, steht diesbezüglich das Gebot der inneren Stimme im Einklang mit demjenigen, das die Naturbeobachtung ergibt.

Ich wende mich nunmehr zu unserm soeben nochmals klar definierten Thema.

II. Biologische Grundlegung.

1. Das Material der Artbildung, die spontanen Variationen, und ihre Erblichkeit.

Das Material der Bildung von Rassen, Varietäten und Arten sind sowohl in der Natur, als auch bei der künstlichen Züchtung und beim Menschen die spontanen Variationen. Die Voraussetzung dafür, daß aus ihnen Dauerformen hervorgehen können, ist ihre Erblichkeit. Dies gilt für spontane Variationen größeren und kleineren Betrags. Erstere nennt man nach de Vries Sprungvariationen und Mutationen. Inwiefern sie zur Artbildung beitragen, bleibe dahingestellt. Letztere sind die spontanen Variationen im engeren Sinne des Wortes. Auf ihnen beruht sicherlich der größte Teil der Artbildung. Es verhält sich mit ihnen folgendermaßen:

Jedes Lebewesen kommt mit gewissen Abweichungen seines Baues von demjenigen seiner Artgenossen auf die Welt. Dies betrifft nicht nur den ganzen Organismus, sondern sogar auch seine einzelnen Teile: keine zwei Blätter an einem Baume sind einander ganz gleich, und so ist es bei allen Organen.

Diese Grundtatsache bildet den Ausgangspunkt und die Voraussetzung des Darwinismus. Darwin nennt eben jene individuellen Verschiedenheiten an Pflanzen und Tieren

„spontane Variationen“, d. h. von selbst entstehende Abänderungen. Er untersucht nicht die Ursache ihrer Entstehung, sondern fängt bei ihnen an. Sie sind erbliche Eigenschaften, da es sich bei ihnen um Angeborenes und nicht um Erworbenes handelt.

Es besteht nämlich in der Wissenschaft eine Kontroverse darüber, ob nur angeborene oder auch erworbene Merkmale erblich seien. Sie ist bis jetzt dahin entschieden worden, daß erstere es sicher, letztere im allgemeinen es nicht sind. Jedoch bezieht sich das nur auf Erworbenes im engeren Sinne des Wortes, z. B. auf Verstümmelungen, Resultate der Übung und Vernachlässigung von Organen, z. B. der Muskeln usw. Zweifellos prägen sich aber die Eindrücke des Lebens mehr oder weniger auch den Keimzellen auf und sind dann erblich, wie alle Veränderungen an den Keimzellen. Das ist eine Voraussetzung der Variabilität selbst, die Darwin eben ununtersucht läßt. Darüber haben andere, insbesondere Semon*) gearbeitet. Darnach können die Reize aus der Außenwelt eine dauernde Veränderung im Organismus hinterlassen, was Semon „Engraphie“ nennt. Die Veränderung selbst ist das „Engramm“. Die Reizwirkungen strahlen nun im ganzen Organismus aus, und zwar nicht nur im Nervensystem. Denn sie spielen gerade bei Pflanzen eine wichtige Rolle. Forel sagt: „Auf diesem Wege kann eine, wenn auch kolossal abgeschwächte Engraphie schließlich auch die Keimzellen treffen.“ . . . . . „Und so läßt sich die Möglichkeit einer kolossal langsamen Vererbung erworbener Eigenschaften, nach unzähligen [? Verf.] Wiederholungen durch das mnemische Prinzip erklären, ohne daß die von Weismann betonten Tatsachen ihre Richtigkeit einbüßen. Denn die Einflüsse der Kreuzungen (Konjunktionen) und der Zuchtwahl wirken natürlich ungeheuer viel rascher und intensiver verändernd als individuell vererbte mnemische Engraphien.“**)

---

*) Richard Semon: Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens. Leipzig, 1904, Verlag Wilh. Engelmann. Ich benutze Forels Wiedergabe der Lehre in seiner: „Die sexuelle Frage.“ 1907, S. 13—18

**) Forel, a. a. O., S. 16 und 17.

Die engraphische Wirkung braucht aber nicht immer die gleiche „kolossale“ Langsamkeit zu besitzen. Bei Pflanzen geht die Umwandlung oft recht schnell von statten. Auch bei Tieren und Menschen wird es sich verschieden verhalten, je nach der Art des Reizes und der Wichtigkeit der Erfahrung: das Lebendige kann vielleicht in elektiver Weise reagieren.

2. Überschüssige Fruchtbarkeit.

Ein großer Geburtenüberschuß ist natürlich der Entstehung verschiedenartiger Variationen günstig.

3. Natürliche Auslese und Kampf ums Dasein.

Unter dem Kampf ums Dasein versteht man die Gesamtheit der Einwirkungen der Außenwelt, sowohl diejenigen der anorganischen Natur, als auch die aus der Konkurrenz mit andern Lebewesen entstehenden. Man kann ihn in den aktiven und passiven Kampf ums Dasein einteilen. Unter ersterem verstehe ich dann gewalttätige Einwirkungen aller Art, sofern sie überhaupt Auslesewert (positiven oder negativen) besitzen, also vor allem den echten Kampf als solchen mit andern Geschöpfen. Unter letzterem fasse ich die Einflüsse der toten Umgebung und die des mehr friedlichen Wettbewerbs um die Existenzmittel zusammen.

Darwin nimmt nun an, daß von den spontanen Variationen die einen im Kampf ums Dasein nützlich, die andern hinderlich seien. Die Träger der ersteren haben daher mehr Aussicht, in ihm zu siegen, als diejenigen der letzteren. Jene werden daher im Gegensatz zu diesen bis zum fortpflanzungsfähigen Alter erhalten bleiben und Nachkommen erzeugen, somit ihre Eigenart weitergeben, während die andern aussterben. Das ist die n a t ü r l i c h e Z u c h t w a h l im Kampf ums Dasein. Demnach sind die Voraussetzungen für die natürliche Zuchtwahl: 1. Der Kampf ums Dasein, 2. Erblichkeit der Merkmale, 3. Variabilität, 4. große Fruchtbarkeit.

Auf die Kritik der Darwinschen Theorie will ich hier nicht näher eingehen, sondern nur bemerken, daß der Kampf

ums Dasein sich als unzulänglich zur Herbeiführung von Auslese und Reinzucht erwiesen hat.*)

Mögen aber die Eindrücke, die das Individuum im Laufe seines Lebens empfängt, auch in geringem Maße durch Engraphie die Keimzellen beeinflussen und dadurch erblich werden, mögen andere besondere Prinzipien eingeführt werden müssen, um die Auslese und Reinzucht in der Natur zu deuten — gleichviel: in jedem Fall ist es sicher, daß durch dauernde Auslese besonderer angeborener Merkmale und die Reinzucht der sie besitzenden Individuen neue Rassen und Varietäten sich hervorbringen lassen. Das ist durch die Erfolge der künstlichen Züchtung bei Tieren und Pflanzen bewiesen. Ferner sind diese angeborenen Eigenschaften in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sicher erblich. Daher bilden sie ein zuverlässiges Material für die Reinzucht und Bildung von Dauerformen. Darin besteht also ein bleibendes Verdienst Darwins und seines Mitarbeiters Wallace, gezeigt zu haben, daß die angeborenen spontanen Variationen das hauptsächlichste, zuverlässigste und daher wertvollste Material für die Bildung neuer Formen darstellen.

Jedenfalls gilt das für die Tierwelt, während es bei Pflanzen den Anschein hat, als ob die sogenannte „unmittelbare Bewirkung“ durch Reaktion auf die Umgebung nach dem Prinzip der Engraphie eine bedeutsame, vielleicht wichtigere Rolle spiele. Damit stimmt es denn auch überein, daß die Zoologen heute meistens Darwinianer, die Botaniker vielfach Neu-Lamarckianer, d. h. Anhänger der letztgenannten Theorie, sind.

4. „Das Prinzip der natürlichen Prädestination.“

Die spontane Variation, die ein Individuum mit auf die Welt bringt, bedingt in erster Linie seine Eigenart. Das aber ist gleichbedeutend mit einer Art natürlicher Vorausbestimmung. Im wesentlichen ist es schon bei der Geburt eines Geschöpfes ausgesprochen, ob es einen Beitrag zur

*) Eine kurze Zusammenfassung der Kritik findet sich in meiner Idealistischen Sittenlehre auf Seite 25 und 26.

Veredelung oder Verschlechterung seines Geschlechts bedeutet.

Das gilt auch für den Menschen: seine Abstammung von einem bestimmten Elternpaare bedingt seine Tüchtigkeit oder Minderwertigkeit vor allen nachträglichen Einflüssen, die später auf ihn durch Umgang und Erziehung einwirken. Wir sehen das tatsächlich auf allen Gebieten, vornehmlich auf denen der Erziehung, der Rechtspflege, des genialen Schaffens, der Beibringung neuer Werte in Wissenschaft, Ethik, Kunst usw., dann aber auch im Alltagsleben: auch hierin offenbaren sich nur allzu deutlich die besonderen angeborenen Gaben und Mängel der Einzelnen. Alle, die eine größere Anzahl Untergebener unter sich haben, werden das bestätigen können, vor allem also Offiziere und Leiter großer industrieller Betriebe. Selbstverständlich trifft das auch für die körperlichen Eigenschaften im engeren Sinne ebenso zu, für Gesundheit und Schönheit. Nichts ist bezüglich ihrer wertvoller für ein Individuum als die Abstammung von einem kerngesunden Elternpaare. Denn, wenn nicht sehr ungünstige Umstände später auf es einwirken — z. B. mutwillige Untergrabung der Gesundheit —, so wird es dann die größte Aussicht auf eigene dauernde Gesundheit und Langlebigkeit haben und selbst nachteiligen Einflüssen gegenüber sich widerstandsfähiger erweisen als andere. Umgekehrt können auch die besten hygienischen Maßnahmen schlechte Erbwerte der Gesundheit und Widerstandskraft nur mangelhaft ausgleichen, gerade wie die Schönheitspflege keine Resultate zu liefern vermag, die angeborener Schönheit gegenüber in die Wagschale fallen.

Freilich läßt sich die natürliche Anlage des Menschen modifizieren. So können ungünstige Umstände die Ausbildung guter Eigenschaften hintanhalten. Anderseits vermögen eine sorgfältige Erziehung von Jugend auf und eine geeignete Umgebung einen von Natur Minderwertigen oft so zu bessern, daß er nicht direkt auf Abwege gerät. Aber *im wesentlichen* schlagen die angeborenen Eigenschaften durch. Ebensowenig kann die beste Erziehung aus einem dummen und unbegabten Menschen einen Entdecker, Erfinder

oder Künstler, aus einem charakterlosen einen Propheten und Besserer des Menschenlooses machen, als umgekehrt ein hartes Geschick im allgemeinen den Genius zu unterdrücken oder am Durchbrechen zu hindern vermag.

So hängt denn auch die Zukunft der Rasse von den Erbwerten der Eltern ab, da sie mehr oder weniger auf die Kinder übergehen. Wir gelangen also auch für den Menschen auf Grund des sicher zutreffenden Teiles des Darwinismus und der Erfahrung innerhalb der Menschheit selbst zur These, daß jedes Individuum schon bei seiner Geburt die Grundlagen seines späteren Wertes in sich trägt. Ich nenne das „Das Prinzip der natürlichen Prädestination“.

Es gilt, wie schon bemerkt, hinsichtlich der Haupteigenschaften des Geistes und Körpers. Beeinflußbarkeit bleibt dennoch bestehen, tritt aber an Bedeutung sehr in den Hintergrund.

5. Keimauslese.

Um gewissen Schwierigkeiten, in die der Darwinismus gerät, zu begegnen, hat Weismann die Theorie der Keimauslese aufgestellt, nach der schon die Keime des Lebens im Organismus einen Kampf zu bestehen haben. Davon ist jedenfalls so viel richtig, daß nur ein verschwindend kleiner Teil aller entstehenden Keimzellen zur Hervorbringung neuen Lebens verwertet wird und die andern wieder untergehen, und daß Ursachen für das verschiedene Geschick derselben vorhanden sein müssen. Vielleicht sind es auch hier die kräftigeren Keime, die erhalten bleiben. Im übrigen besagt Weismanns Theorie anderes als dieses. Doch liegt das außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung.

6. Geschlechtliche Zuchtwahl.

Darwin führte das Prinzip der geschlechtlichen Zuchtwahl ein, um gewisse Eigentümlichkeiten der männlichen Tiere zu deuten. So sollen der Gesang und das schöne Gefieder vieler männlicher Vögel durch Bevorzugung seitens der Weibchen entstanden sein. Dafür spricht der Umstand, daß beides zur Zeit der Paarung die höchste Ent-

faltung erreicht. Ferner sind die Waffen mancher männlichen Tiere wie der Hirsche vorwiegend zum Kampf um die Weibchen da. Der besser Bewaffnete siegt und wird dann zur Fortpflanzung zugelassen. Die Schwäche dieser Theorie ist jedoch handgreiflich, sofern sie die Entstehung der genannten Eigenschaften erklären soll. Wenn diese aber einmal auf einer gewissen Ausbildungsstufe vorhanden sind, dann mögen sie gewiß zur Bevorzugung bei der Gattenwahl beitragen und dadurch erhalten und weiter entwickelt werden.

Die Auslese findet also nach Darwin teils durch den Kampf ums Dasein, teils durch die geschlechtliche Zuchtwahl statt.

7. Isolation.

Vielleicht hat geographische Absonderung von dem Standort der Artgenossen, bezw. beim Menschen von dem gemeinsamen Wohnsitze, in der Vergangenheit einen beträchtlichen Anteil an der Bildung von Rassen, Varietäten und Arten genommen. Für den Menschen ist dies besonders wahrscheinlich, wenn nicht sicher. Moriz Wagner hat die Theorie der Isolation vertreten. Er sagt u. a.: „Die Bildung einer wirklichen Varietät, welche Herr Darwin bekanntlich als ‚beginnende Art' betrachtet, wird der Natur immer nur da gelingen, wo einzelne Individuen die begrenzenden Schranken ihres Standorts überschreitend sich von ihren Artgenossen auf Zeit räumlich absondern können."*)

„Arten, welche nicht wanderten, sich also nicht veränderten, starben allmählich aus."**)

„Die tätigeren und intelligenteren Menschenpaare isolierten sich . . . ., schwächliche und dumme Menschenexemplare gingen damals wohl meist zugrunde.***)

---

*) Moriz Wagner: Über die Darwin'sche Theorie in Bezug auf die geographische Verbreitung der Organismen (Sitzungsberichte der K. Bayer. Akademie der Wissenschaften, 1868, Bd. I, Seite 373).

**) Seite 385.

***) Wagner, a. a. O., Seite 386.

„Neue Menschenrassen werden [heute und in Zukunft. Verf.] nicht mehr entstehen, nur Bastardrassen durch häufige Mischung der jetzt bestehenden Hauptrassen. Völlige Isolierung einzelner Familien und Stämme durch eine lange Reihe von Generationen ist bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen nicht mehr möglich. Damit fehlt aber die Grundbedingung der Rassenbildung.“*)

Die geographische Absonderung hätte demnach eine doppelte Bedeutung: 1. Durch sie würde Reinzucht innerhalb einer Sippe durchgeführt werden. 2. Die veränderten Lebensbedingungen würden die Organisation der Individuen, die sich ihnen durch die Aufsuchung der neuen Wohnstätten ausgesetzt haben, modifizieren: „Veränderte Lebensbedingungen,“ sagt Wagner, „geben den Anstoß zu einer Steigerung der individuellen Variabilität. Isolierung von den Artgenossen beginnt dann den Anfang einer Rasse.“**)

8. Zusammenhang vorstehender Grundsätze mit der Fortentwicklung der Menschheit.

Für den Aufbau meines Plans zur generativen Höherentwicklung des Menschen ist nun alles, was in den besprochenen Thesen der Deszendenztheorie zweifelhaft ist, belanglos. Ich bedarf vielmehr nur der feststehenden von ihnen. Dadurch gewinnen meine Voraussetzungen Gewißheit.

Die Grundsätze***) der Bildung einer tüchtigen Rasse, Varietät oder Art sind demnach:

1. Das Vorhandensein des notwendigen Materials in Gestalt brauchbarer spontaner Variationen.
2. Die Erblichkeit dieser Variationen.
3. Genügende Fruchtbarkeit.
4. Auslese.
5. Reinzucht.
6. Blutmischung (hierauf wird später bei der Behandlung der menschlichen Rassenbildung eingegangen werden).

---

*) Seite 394.

**) Seite 375.

***) Vergl.: H. S. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 1907, Seite 277—289 und W. Schallmayer: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. III. Bd. von „Natur und Staat“, 1903.

Beim Menschen sind nun, wie sofort ersichtlich, alle diese Erfordernisse ohne weiteres gegeben mit Ausnahme der Auslese und der Reinzucht. (Von der Blutmischung sehen wir vorläufig ab, da die Frage später erledigt wird).

Das Problem lautet also: Welche Prinzipien führen Auslese und Reinzucht herbei? Zunächst unterscheide ich bei dem Angehen dieses Problems nicht zwischen Menschen und Tieren. Es gibt folgende mögliche Prinzipien der Auslese und Reinzucht:

1. Den Kampf ums Dasein. Er züchtet rein mechanisch von dem Zeitpunkte an, wo die Eigentümlichkeiten der Einzelindividuen eine so hohe Ausbildung erlangt haben, daß sie tatsächlich von Vorteil oder Nachteil im Leben sind. Wahrscheinlich ist dabei die negative Seite die Hauptleistung des ganzen Kampfes ums Dasein, d. h. die Ausmerzung der Unfähigen.

2. Geographische Absonderung. Dieses Prinzip wurde von Moriz Wagner eingeführt, um zu deuten, wie die Auslese und Reinzucht zustandekommen können, ohne allein auf den unzulänglichen Kampf ums Dasein angewiesen zu sein.

3. Keimauslese.

4. Instinkt. Es ist durchaus denkbar, daß die Individuen, die vermöge ihrer erblichen Eigenschaften zur Bildung neuer Formen besonders geeignet sind, den Instinkt besitzen, sich untereinander zu paaren und Reinzucht durchzuführen. Letzten Endes kommt man keinesfalls um eine derartige Annahme herum. So haben denn Naturforscher auch in der Tat von einem „Rasseninstinkt“ der Tiere gesprochen.

5. Geschlechtliche Zuchtwahl, die solchen Instinkt schon voraussetzt.

Das sind die Mittel, die für die Herbeiführung der Auslese und der Reinzucht denkbar sind; zugleich machen sie das Strittige im Darwinismus, bezw. in seiner Fortbildung seitens anderer aus.

Von jenen kommen zwei für die menschliche Rassenzucht nicht in Betracht, nämlich der Kampf ums Dasein und die Isolation.

Der Kampf ums Dasein tritt als auslesender Faktor im Kulturzustand immer mehr zurück. Unsere humanen Tendenzen gehen im Einklang mit dem Sittengesetz dahin, ihn mehr und mehr auszuschalten. Es kann vom sittlichen Standpunkt aus keine Rede davon sein, etwa absichtlich in Zukunft die Härte des Kampfes ums Dasein aufrecht erhalten oder gar wieder vermehren zu wollen. Vielmehr muß jeder humane und sittliche Mensch sein Zurückgehen im Kulturzustand freudigst begrüßen. Dazu kommt noch, daß es hier gerade hinsichtlich seiner zu einer Umwertung der Werte kommt: Unsere höchsten Werte sind neben Gesundheit und Schönheit vor allem die wissenschaftlichen, sittlichen und ästhetischen sowie ihre Beziehungen zum Leben. Wie schon erwähnt, sind es insbesondere die Genien, die uns diese vermitteln. Nun sind diese keineswegs immer — oder auch nur häufig — gerade diejenigen Menschen, die in einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein am besten bestehen würden. Von Körperschwäche will ich ganz absehen. Schon ihre Charaktereigenschaften hemmen sie in einem solchen Kampfe: gerade weil sie nicht skrupellose, sondern gewissenhafte, die Kapital- und Geldwirtschaft aus angeborenem Idealismus hassende und daher wenig von ihr verstehende Menschen sind, sind sie für den brutalen Daseinskampf schlechter ausgerüstet. Sie aber zu pflegen als das wertvollste alles Menschenmaterials ist unsere Hauptaufgabe. Die Genien sind Menschen, die in eine weit fortgeschrittenere, vollkommenere Umgebung passen, und die daher der Stufe der Unvollkommenheit, in der sie jeweils leben, nicht adaptiert sind. Nun ist es aber das Hauptgesetz des Kampfes ums Dasein, daß diejenigen, die sich nicht der Umgebung anzupassen vermögen, untergehen. Der Genius jedoch ist deswegen seiner Umgebung nicht angemessen, weil er vollkommener als sie ist. Die Schuld liegt also an der Umgebung und nicht an ihm. Durch seine Vollkommenheit

nimmt er die Tradition der Zukunft vorweg, wodurch er gerade seine Mitmenschen späteren höheren und edleren Formen des Daseins entgegenführt. Er macht ferner die wissenschaftlichen Entdeckungen, die in der Technik verwertet die äußeren Grundlagen der Kultur bilden. Er gibt den Menschen die herrlichen Werke der Kunst, an denen sie sich erfreuen.

Der Kampf ums Dasein kann demnach als züchtender Faktor von irgendwie erheblichem Belang im Kulturzustand nicht in Betracht kommen, weil: 1. er ohnehin abnimmt, 2. Sittengesetz und Humanität uns verpflichten, dies zu unterstützen, 3. eine Umwertung der Werte stattfindet dahingehend, daß im Kulturzustand der Völker der Kampf ums Dasein geradezu negativen Auslesewert erhält.

Freilich ist auch das sinngemäß zu verstehen. Der passive Kampf ums Dasein scheidet auch innerhalb des Kulturzustandes ununterbrochen die Minderwertigsten aus, insbesondere die Abkömmlinge von Alkoholikern, Tuberkulösen, Syphilitischen. Tot-, Fehlgeburten und Kindersterblichkeit räumen hier mit furchtbarer Strenge auf. Der Kampf ums Dasein verhindert so das Festwerden von Degenerationsmerkmalen. Er zeigt sich also auch hier in seiner Wirkung als einen ausmerzenden Faktor.*)

Übrigens kam Darwin selber zur Überzeugung des rückläufigen Wegs des Kampfes ums Dasein bei den Kulturvölkern. Nach Ploetz berichtet Wallace über des alten Darwin Meinung: „In einer meiner letzten Unterhaltungen mit Darwin sprach er sich wenig hoffnungsvoll über die Zukunft der Menschheit aus, und zwar auf Grund der Beobachtung, daß in unserer modernen Zivilisation eine natürliche Auslese nicht zustande komme und die Tüchtigsten nicht überlebten. Die Sieger im Kampf um das Geld sind keineswegs die Besten oder die Klügsten, und bekanntlich erneuert sich unsere Bevölkerung in jeder Generation in stärkerem

---

*) G. Vacher de Lapouge: Über die natürl. Minderwertigkeit der niederen Bevölkerungsklassen. Politisch-Anthropologische Revue, VIII. Jahrgang, No. 9, Seite 462.

Maße aus den unteren als aus den mittleren und oberen Klassen."*)

Daß Isolation ausscheidet, hat schon Wagner selber betont: die heutigen Verkehrs- und Industrieverhältnisse, die zunehmende Internationalisierung aller menschlichen Interessen in Wissenschaft, Ethik, Kunst und Handel machen den Gedanken an Absonderung einfach absurd. Dazu kommen wieder besondere sittliche Gründe: 1. Die für die Absonderung behufs Reinzucht zur Bildung einer neuen höheren Rasse in Betracht kommenden Individuen müßten die edelsten und besten sein: gerade sie sollen aber zur Hebung der Tradition unter der Masse bleiben; denn diese braucht das Beispiel und die Lehre der Vollkommeneren. Diejenigen Menschen, welche bloß die Fähigkeit zum intellektuell-sittlichen Aufstreben mit auf die Welt bringen, aber des Anreizes zur Entfaltung dieser Eigenschaften bedürfen, brauchen die Vollkommensten, die eben solche Anreize geben. 2. Die sich Isolierenden und ihre Nachkommen würden selbst der Kulturwerte, die in der Tradition der höheren Völker aufgespeichert sind, verlustig gehen, was allein schon den Gedanken an solche Absonderung von der übrigen Menschheit zu einem unsinnigen macht. 3. Die höchste irdische Idee überhaupt ist die der künftigen Einheit und Verbrüderung der ganzen Menschheit. Das ist der Humanitätsgedanke oder die Idee der Menschheit schlechthin. Ihr durch Absonderung entgegenzuarbeiten, würde also der Ethik und der Vernunft widersprechen. Vielmehr muß es uns auch von ihrem Standpunkt aus mit aufrichtiger Freude erfüllen, daß wir in der Tat jetzt schon die Menschheit in Handel, Verkehr, Wissenschaft, ja sogar auch schon in der Politik auf einander sich nähernden Pfaden dahineilen sehen.

Ich fasse das zusammen: Räumliche Absonderung der tüchtigsten Menschen behufs Reinzucht kann heute aus folgenden Gründen nicht mehr in Frage kommen: 1. Handel, Verkehr und die Notwendigkeit der Teilnahme an den Kultur-

*) A. Ploetz: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen, 1895, Seite 128 und 129.

gütern machen es unmöglich. 2. Sittengesetz und insbesondere der Humanitätsgedanke verbieten es.

Geschlechtliche Zuchtwahl und Instinkt, nämlich der für den geeigneten Gatten, worauf ich später zu sprechen komme, sind aber beim Menschen völlig gesicherte Mittel zur Herbeiführung von Auslese und Reinzucht. Ferner unterstehen auch die Keime in gewissem Grade dem Einfluß des bewußten Willens.

Kurz: Diejenigen Prinzipien der Deszendenztheorie, die anfechtbar sind, scheiden hinsichtlich der menschlichen Rassenzucht entweder aus oder verlieren hier ihre Ungewißheit und erlangen bezüglich des menschlichen Problems Zuverlässigkeit.

Es werden also hierbei diejenigen Faktoren verwertet, die entweder überhaupt feststehen, oder es doch wenigstens bezüglich des Menschen tun.

Demnach erhalten wir folgende **Tafel von Grundsätzen** für die menschliche Rassenzucht:

1. Das gute Material in Gestalt tüchtiger spontaner Variationen.
2. Ihre Erblichkeit.
3. Genügende Fruchtbarkeit.
4. Geschlechtliche Auslese der geeigneten spontanen Variationen.
5. Ihre Reinzucht.
6. Blutmischung.
7. Instinkt.

III. Anwendung der Grundsätze auf die Rassenzucht beim Menschen.

Der folgende Teil der Schrift widmet sich nunmehr der Lösung des Problems der Vervollkommnung der erblichen Organisation des Menschen. Die Lösung liegt in der Befolgung der Grundsätze der Rassenzucht, die soeben aufgestellt worden sind. Wir haben diese also

jetzt in ihren besonderen Beziehungen auf den Menschen zu betrachten.

Zunächst sei die Hauptthese ins Gedächtnis zurückgerufen; sie lautet: Der Mensch muß nach Vervollkommnung streben, was durch Entfaltung seiner höchsten Eigenschaften verwirklicht wird. Diese sind Erkenntnisfähigkeit, Charakter und höhere Gefühle, sowie die dem Menschen eigentümliche Körperschönheit.

Diese Eigenschaften stellen also das Zuchtziel dar.

Auch will ich gleich vorausschicken, daß ich keine Voraussetzungen hinsichtlich der Güte bestehender Rassen für den Zweck der Auffindung der zu züchtenden Merkmale des Vollkommenheitsideals mache. Nachträglich wird es bisweilen nötig sein, Hinweise auf Rassen und Völker zu geben, von denen die ganze Erfahrung in der Geschichte und der Völkerpsychologie einfach die Tatsache feststellt, daß sie gewisse höchste menschliche Eigenschaften in vollkommenster Ausbildung besitzen. Auf die Erleichterung jedoch, von diesen Tatsachen als Voraussetzungen auszugehen, verzichte ich und suche die Kennzeichen geistiger und körperlicher menschlicher Vollkommenheit auf ohne die Voraussetzung, daß es noch Höhenunterschiede innerhalb der Kulturvölker gebe.

1. Das Material.

Das Material bilden diejenigen spontanen Variationen von Männern und Frauen, welche die besten Merkmale des Geistes und des Körpers tragen.

a) Die geistigen Eigenschaften.

Hier wird zunächst eine terminologische Klarstellung dem Leser für das leichtere Verständnis alles nachfolgenden erwünscht sein.

1. „Geist“, „geistig“ bedeuten gegenüber „Körper“, „körperlich“ den Inbegriff alles Geistigen, Seelischen, Psychischen überhaupt.

2. „Geist“, „geistig“ gegenüber dem Rest des Seelischen, Psychischen bedeuten die höhere geistige Sphäre, das Vernünftige, Logische.

3. Das Geistige überhaupt zerfällt in die Sphären der Erkenntnis, des Willens und des Gefühls.

4. Innerhalb jeder dieser drei Sphären gibt es eine höhere und eine niedere Stufe. Die höhere Stufe auf allen drei Sphären heißt Vernunft (oder Geist im Sinne von No. 2), also Vernunft in der Erkenntnis, vernünftiger Wille und vernünftiges Gefühl. Damit ist das rein Logische, Unbedingte gemeint. Die niedere Stufe auf jeder Sphäre umfaßt demgegenüber das Psychologische. Auf der Erkenntnissphäre besteht das Psychologische aus Intellekt, Verstand, Überlegung, Reflexion, Wahrnehmung, Vorstellung. Auf der Willenssphäre besteht es aus allen Trieben, allem Streben, Wünschen, Sehnen und allem Wollen überhaupt, sofern sie nicht auf das rein Logische, Allgemeingültige gehen. Auf der Gefühlssphäre umfaßt die psychologische Stufe die sinnlichen Gefühle der Lust und Unlust, sowie Lust an mangelhafter Erkenntnis oder an der Lüge, am mangelhaft Guten oder am Bösen, am mangelhaft Schönen oder am Häßlichen.

Im nachfolgenden werde ich nun „Geist“ im Sinne von No. 1 gebrauchen und „Vernunft“, „vernünftig“ für den Sinn von No. 2. — — —

Die geistigen Merkmale, die der Auslese und Reinzucht unterliegen sollen, sind: 1. Eine hochentwickelte Fähigkeit der Erkenntnis und des wahren Urteilens, des Denkens, des Verstandes oder der Intelligenz; 2. Güte des Charakters, Stärke des Willens, Energie, Entschlossenheit; 3. ästhetisches Gefühl und Benehmen, künstlerische Gestaltungskraft.

Darin ist das Ideal begriffen. Wir werden später sehen, daß das Ideal natürlich nicht als unerläßliche Mindestforderung im praktischen Leben aufrechterhalten werden kann.

Es gibt besondere Merkmale der geistigen Vollkommenheit, die zu kennen wichtig ist, weil es die Mög-

lichkeit der rechten Gattenwahl erleichtert. Ich führe sie daher an, jedoch ohne allen Anspruch auf Vollständigkeit.

Solche „Kennzeichen der Geistes- und Seelengröße“ sind:

1. **Idealismus.** Die Betätigung von Idealismus ist gleich dem Streben nach Vollkommenheit. Denn, wer Idealen nachjagt, bekundet dadurch, daß er — annähernd — erreichbare Vollkommenheit voraussetzt, nach der er strebt. Er ist also in der allgemeinen Grundrichtung seiner Gesinnung vollkommen. Er bedarf rechter Erkenntnis, um die Ideale zu erfassen, der Intelligenz für die Kleinarbeit auf dem Wege, der Energie und Charakterfestigkeit, um unentwegt recht zu wollen und das Gewollte durchzusetzen. Endlich ist ihm auch Formgebungskraft unerläßlich, wenn er bleibende Werte für die Menschheit schaffen soll. Denn die Ideale haften nur dann in den Seelen der Mitmenschen, wenn sie in eine anschauliche Form gegossen worden sind.

2. **Altruismus.** Er ist ein Bestandteil des Idealismus und betrifft die höchste Eigenschaft des Charakters, Güte. Denn unter Altruismus versteht man Nächstenliebe. Sein psychologischer Untergrund ist das unwillkürliche Mitgefühl mit fremder Freude und fremdem Weh. Er ist des weiteren ein praktisch sehr wichtiges Kennzeichen der Seelengröße, weil er leicht auffindbar ist: niemand kann lange seinen Altruismus oder Egoismus verbergen.

Da im nachfolgenden viel von Selbstverleugnung die Rede sein wird, so muß ich, um nicht mißverstanden zu werden, meinen diesbezüglichen Standpunkt klarlegen. Das kann jetzt so gut geschehen als später. Im Mittelpunkt aller Vervollkommnungslehre steht die Persönlichkeit, das Individuum. Nichts, was den wirklichen Persönlichkeitswert steigert, gehört zum Begriff des Egoismus. Dies Wort bezieht sich nur auf die Befriedigung des Selbstes mit materiellen Gütern und in seinen niederen Begehrungen. Aber auch die Gesamtheit soll vervollkommnet werden. Dies geschieht, wenn sie aus einer möglichst großen Zahl vollkommener Individuen besteht. Ferner ist Selbstverleugnung sowohl das wirksamste Mittel zur Steigerung des wahren eigenen Persönlichkeitswerts —

„es wächst der Mensch mit seinen Zielen!" —, als auch zur Hebung der Gesamtheit. So fällt der Weg zu den wahren Werten des Individuums und zu denen der Gesamtheit zusammen. Selbstverleugnung bedeutet also nicht Aufgebung des wahren Selbstes, sondern nur diejenige seiner Behaftung mit niedrigem Wollen.*)

3. **Ein melancholisch-ernster Grundzug des Wesens gepaart mit Lebhaftigkeit.** Schon den Alten war der schwermütige Ausdruck der Geistesgewaltigen bekannt. Denn Cicero läßt Aristoteles sagen: „Omnes ingeniosos melancholicos esse."**) Das heißt auf deutsch: Alle Genien sind Melancholiker. Weitere Belege für dieses merkwürdige psychologische Phänomen führt E. v. Hartmann an. Platon und Kant haben sich entsprechend geäußert. „Schelling," schreibt von Hartmann, „sagt (Werke I. 7. S. 399): ‚Daher der Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörbare Melancholie alles Lebens.' Ferner hat er (Werke I. 10. S. 266—268) eine sehr schöne Stelle, welche ich ganz durchzulesen empfehle; hier kann ich nur einige Bruchstücke anführen: ‚Freilich ist es ein Schmerzensweg, den jenes Wesen, . . . das in der Natur lebt, auf seinem Hindurchgehen durch diese zurücklegt, davon zeugt der Zug des Schmerzes, der auf dem Antlitz der ganzen Natur, auf dem Angesicht der Tiere liegt...'" u. s. w.***)

Weitere Stellen, welche die Tatsache der Melancholie der Genien bestätigen, finden sich bei Schopenhauer. Woher sie stammt, brauche ich hier nicht zu erläutern, da es nur auf den Nachweis ihres Vorhandenseins ankommt. Sie muß als ein Kennzeichen der Geistesgröße angeführt werden, weil es einfach Wahrheit ist, daß die Genien es besitzen. Damit will ich natürlich nicht die Hervorbringung eines Geschlechts von Melancholikern befürworten. Vielmehr ist jener schwermütige Ernst der Geisteshelden sehr verschieden von der krankhaften Melancholie, wie sie

*) Siehe darüber meine „Idealistische Sittenlehre" Seite 92ff.

**) Tusc. disp. I. 33, zitiert nach R. Eisler: Wörterbuch der Philosophischen Begriffe, 1904, I, Seite 372.

***) E. v. Hartmann: Philosophie des Unbewußten, 1872, S. 631.

Gegenstand der Nervenheilkunde ist. Es ist nichts anderes als die Erkenntnis der Wahrheit und das Gefühl der Einsamkeit in einer ihnen unterlegenen Welt, was sich im Antlitz jener wiederspiegelt. Deswegen ist der Zug der Schwermut auch mit jenem andern vergesellschaftet, der ihre Geistesfrische ausdrückt, demjenigen der Lebhaftigkeit. Auf diesen letzteren hat Schopenhauer aufmerksam gemacht.*)

4. **Objektivität.** Auch dies hat Schopenhauer mit den Worten hervorgehoben: „So ist denn Genialität nichts anders als die vollkommenste Objektivität.“**)

Bei allem Erkennen ist nämlich stets Interesse mit im Spiel: schon die bloße Bestätigung einer Wahrnehmung als einer richtigen enthält einen kleinen Willensakt, der mit Lust betont ist. Es ist unbewußte Freude dabei, und daher auch der unbewußte Wunsch, daß sich kein nachträglicher Irrtum herausstellen möge. Weit mehr noch ist dies jedoch bei Erkenntnissen höherer Art der Fall, die durch das eigentliche Denken zutage gefördert werden. Außerdem hat der Mensch ohnehin ein Interesse an der Tatsächlichkeit gewisser Dinge und an dem Nichtvorhandensein anderer. Deswegen besteht denn auch bei ihm die weitverbreitete Neigung, selber seine Urteile zu fälschen. Es ist daher die höchste Stufe der Erkenntnisfähigkeit, unabhängig von den genannten psychologischen Erscheinungen nach reiner Wahrheit zu streben und das Erkannte im gleichen Sinne weiterzugeben. Das aber versteht man unter Objektivität. Deswegen hat Schopenhauer recht, wenn er Objektivität des Urteilens als Merkmal der Geistesgröße anführt.

5. **Selbstbeherrschung.** Auf höheren Stufen der menschlichen Entwickelung wird der Mensch zum Herrn über seine Gemütsbewegungen, ist nicht mehr ihr willenloser Spielball. Er ist stark im Schmerz, besonnen in der Freude, ein Beherrscher des Zornes, der Liebe und des Hasses und aller Leidenschaften.

---

*) A. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, 1877, I. Band, Seite 219.

**) A. a. O., Seite 218.

6. **Begeisterungsfähigkeit.** Gleichwohl aber ist die Fähigkeit tiefer, bis auf den Grund der Seele reichender Erregbarkeit ein unveräußerliches Erbstück wahrer Geistesgröße. Es ist die Fähigkeit der Begeisterung für die Ideale, für das Wahre, Gute und Schöne, sowie die der Entrüstung über deren Gegenteile, über Lüge, Bosheit, ja sogar schon über das bloß Niedrige und Philiströse, sowie über das Unästhetische. Nicht zu verwechseln mit jener Begeisterung für die wirklichen Werte sind gewisse hysterische Entladungen in der Massenpsychologie des Volkes oder sentimentale Schwärmerei, beides durchaus minderwertige Erscheinungen. Echte Begeisterung und Entrüstung sind kraftvoll, gehen entschlossen alsbald in Taten über, stehen unter der Herrschaft der Vernunft.

Die Entstehungsursache der Begeisterung und Entrüstung gerade bei hochwertigen Individuen ist in dem Umstand zu suchen, daß das ganze Nervensystem einem Resonanzboden gleicht, der im ganzen bei jedem neuen Bewußtseinszustand mitschwingt.

James sagt: „Der ganze Organismus kann als ein Resonanzboden aufgefaßt werden, den jede noch so geringe Änderung des Bewußtseins im ganzen zum Mitschwingen veranlassen kann.“*)

7. **Impulsivität.** Forel führt diese unter den psychischen Erscheinungen der Minderwertigen an.**) Der sachverständige Irrenarzt hat auch zweifellos zunächst recht darin: impulsives, von der Vernunft nicht beherrschtes Handeln ist sicherlich ein Minderwertigkeitssymptom und oft die Ursache von Unglück. Anders aber in Menschen, bei denen die Vernunft beim Impuls zugegen ist: bei ihnen ist Impulsivität ein Merkmal von Seelengröße. Gerade die Geistesgewaltigen fassen ihre Entschlüsse rasch, augenblicklich. Bei ihnen ist der Blick so klar, der Instinkt so gut entwickelt, daß sie kaum der Überlegung bedürfen, um das Rechte zu sehen

---

*) James: The Principles of Psychology, 1891. Im Original heißt es: „. . . . the entire organism may be called a sounding-board, which every change of consciousness, however slight, may make reverberate.“ II. Band, Seite 450.

**) Sexuelle Ethik, Seite 28.

und zu tun. So sind die Ideen unter den Ideen und die Taten unter den Taten Kinder des Impulses und der Eingebung: nimmermehr wird das Welterschütternde aus dem grübelnden Verstande herausgequält! Aus den Tiefen des Unbewußten zuckt ein Blitzstrahl durch das Bewußtsein eines Genius: die Idee ist geboren, die Tat beschlossen, der Weg beleuchtet!

8. **Besonnenheit** ist nicht minder ein Kennzeichen der Geistesgröße. Gerade sie gestaltet die Impulsivität zu einer Segenspenderin, was diese ohne jene nicht ist.

9. **Naive Genialität.** Naivität kommt ähnlich wie Impulsivität auf zwei verschieden hohen Stufen vor: einmal auf der kindlichen: dann beruht sie auf Mangel an Erfahrung und Überlegung; das andere Mal auf der der Geistesgröße: dann ist sie ein Zeichen geläuterter Erkenntnisfähigkeit. „Naivität," sagt Eisler, „gehört zu jedem wahren Genie."*)

10. **Instinkt.** Zunächst die Definition: Eisler sagt: „Instinkt ist eine Art des Triebes, eine Regsamkeit des psychophysischen Organismus, die, ohne Bewußtsein (Wissen) des Endzieles eine zweckmäßige Handlung (Bewegung) einleitet. Der Instinkt beruht auf einer Anlage des Organismus, die als Produkt von Willens- und Triebbetätigungen früherer Generationen und der Vererbung jener aufzufassen ist."

„Die Instinkte gelten bald als unbewußte Intellekt- und Willenshandlungen, bald als bloße Reflexbewegungen, sie werden bald einer universalen Vernunft zugeschrieben, bald als Produkte individueller Erfahrung und Gewohnheit, bald endlich als vererbte mechanische Triebe und Dispositionen betrachtet. Im weiteren Sinne heißt ‚Instinkt' die ‚Spürkraft' des Geistes."**)

Ich unterscheide „freie" und „feste" Instinkte. Erstere bestehen in der unmittelbaren Eingebung und Leitung durch das Unbewußte, letztere zerfallen wieder in primäre und sekundäre: primäre Instinkte sind angeborene

*) A. a. O., I, Seite 705.
**) A. a. O., I, Seite 515.

„zufällige“ spontane Variationen, die im Laufe der Geschlechter erhalten geblieben und fest geworden sind. Sekundäre Instinkte entstehen durch Engraphie, wenn im Laufe vieler Generationen gewohnheitsmäßige Reaktionen, welche die Lebensverhältnisse in stets gleicher Weise auszuführen zwangen, organisch einverleibt worden sind.

In diesem Zusammenhang meine ich mit Instinkt beim Menschen als Kennzeichen der Geistesgröße das unmittelbare Wissen um die Wahrheit, das Rechte und Schöne.

11. **Religiosität.** Es ist eine Tatsache, daß die größten Männer fast alle ein religiöses Bewußtsein irgendwelcher Art gehabt haben. Darum muß Religiosität als ein Merkmal der Geistesgröße verzeichnet werden, weil die Erfahrung sie als solches aufzeigt.

So wird denn auch der Mensch der Zukunft nicht weniger, sondern mehr religiös sein als derjenige der Gegenwart.

12. **Schüchternheit.** Ebenso ist es eine Tatsache, daß dreistes, sicheres Auftreten zwar oft den Handlungsreisenden, keineswegs aber gewöhnlich den Geistesgewaltigen auszeichnet. Freilich wird diese anfängliche Schüchternheit und Zurückhaltung, die er mit auf die Welt bringt, späterhin dann überwunden und macht unbeugsamem Selbstbewußtsein Platz. Denn die Größe seiner Ideen senkt ihm nach ihrem Durchbruch alsbald Selbstvertrauen in seine Seele nebst der Kraft des Willens zu ihrer Ausführung.

13. **Überschwenglichkeit.** Goethe sagte: „Allein das Überschwengliche macht die Größe.“

14. **Geniale Schöpferkraft.** Das ist die höchste Fähigkeit des Menschen überhaupt und rein auf den Mann beschränkt. Das ist die Sprache der Erfahrung der gesamten Menschheit. Daß Frauen nur deswegen von der Genialität ausgeschlossen seien, weil sie bisher nicht genügende Gelegenheit zur Bildung und Entfaltung ihrer geistigen Gaben gehabt hätten, ist leeres Gerede. Denn die Musik und Dichtkunst waren ihnen von jeher zugänglich, und sie haben darin n i c h t s von Bedeutung geleistet. Ferner hat man in den Vereinigten Staaten von

Nordamerika das gewaltige Experiment gemacht, den Frauen die gleichen Voraussetzungen der Bildung und der geistigen Entfaltung zu verleihen wie den Männern, ja, noch bessere, weil der Mann schon sehr früh vom Geschäftsleben absorbiert wird. Das Resultat aber hinsichtlich geistiger Leistungen des Weibes in Amerika ist ein Nichts, eine glatte Null! Ja, noch weit weniger: es zeigt sich eine bedeutende Schwankung unter die Nullinie: die echte Amerikanerin ist klügelnder Verstandesmensch geworden und hat dabei ihre spezifisch weiblichen Tugenden, die der Selbstlosigkeit und Aufopferung für Gatte und Kind, des Mitgefühls, eingebüßt. Der Verstand aber ist ideenleer, kalt berechnend, ohne jegliche Größe, auf den eigenen Vorteil bedacht. Man vergleiche die Terminologie auf S. 26, um sich den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft, um welch letztere es sich also hier nicht handelt, nochmals klar zu machen. Ferner empfehle ich die Lektüre von Herricks neuem Roman „Together“,*) in dem der scharf beobachtende Verfasser eine sinnfällige Schilderung der modernen Amerikanerin gibt.

Dieses Experiment, das die Amerikaner am Menschen selber angestellt haben, kann mit Recht als die Krönung der experimentellen Forschungsmethode bezeichnet werden. Bereits ist der Zeitpunkt herangekommen, wo das Experiment so weit gediehen ist, daß der Forscher dessen Resultate ablesen kann. Sie sind die eben erwähnten! — — —

Ich definiere: Genie ist die Fähigkeit, große neue Ideen von bleibendem Werte zu finden und ihnen Form zu geben. Dies ist die allgemeinste und zugleich die bestimmteste Definition des Begriffs Genie. Sie bezieht sich auf alle Arten von Genien. Immer handelt es sich bei echtem Genie um jenes Zusammentreffen: Erfassung des wertvollen Neuen und seine Gestaltung.

Die gestaltende Kraft ist einerseits das besondere Merkmal des Künstlers und anderseits etwas sehr Charakteristisches am Genie überhaupt. Doch gehört bei ihm die bedeu-

*) Bei Mac Millan & Co., New-York etc., 1908.

tende neue Idee dazu und muß vorangehen. Demnach ist jeder Genius seinem Wesen nach auch Künstler: die Gestaltungskraft ist eben das Künstlerische an ihm. Doch ist nicht jeder Künstler ein Genie: Gestaltungskraft macht den Künstler; jedoch nur, wenn es Großes und Neues ist, das er formt, ist er ein Genie. Wir müssen also hiernach Künstler im engeren und weiteren Sinne unterscheiden: erstere werden ausgemacht von den Künstlern auf dem Gebiete der eigentlichen Kunst, letztere von den Genien.

15. **Treue.**
16. **Aufrichtigkeit, Offenheit, Wahrheitsliebe.**
17. **Moralischer Mut.**
18. **Innere Freiheit.**

b) Die körperlichen Eigenschaften.

Die körperlichen Merkmale, die der Auslese und Reinzucht unterworfen werden sollen, sind Gesundheit und Schönheit.

Dabei bedeutet „gesund“ nicht etwa „robust“ und äußerlich von Kraft strotzend. Vielmehr ist eine gewisse Feinheit des Baues ein Zeichen der Vollkommenheit. Gesundheit ist also hier im reinen Sinne des Wortes zu nehmen, als Freiheit von Krankheiten und erblichen Nachteilen, insbesondere hinsichtlich des letzteren Punktes von Tuberkulose, Syphilis und Gehirnanomalien. Gesundheit muß in körperlicher Hinsicht die Grundlage der Rassenzucht bilden.

Hinsichtlich der Schönheit des Körpers können in weitgehendem Maße die Skulpturen der Griechen Anerkennung finden. Doch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß in den Gesichtern jener Statuen die Abwesenheit von Charakterausdruck auffällt: die Griechen stellten die reine Schönheit als solche dar. Das erklärt jene Erscheinung. Demnach werden wir die Gesichter ihrer Statuen nicht in allem als maßgebend ansehen können. Die griechische Kunst ist ein absoluter Idealismus,*) also Idealismus des Schönen. Wir dagegen verlangen mit Recht im Gesicht des

---

*) M. Sauerlandt: Griechische Bildwerke, 1908.

Mannes auch den Ausdruck des Charakters und der Geistesgröße, wie ihn ein scharfes Profil, feste Züge, hohe Stirn zuwege bringen, und wie er sich tatsächlich bei den großen Männern findet.*)

Bei den Statuen von Frauen finden wir bei den Griechen, ebenso wie bei denjenigen von Männern, das wohlbekannte „griechiche Profil“: gerade Nase, die sich unmittelbar in die gerade Stirnlinie fortsetzt. Zugleich ist aber die gerade Stirne nicht auch eine ganz senkrechte, sondern neigt sich leicht zurück. In der Tat könnte das „griechische Profil“ nicht mit Schönheit in Einklang gebracht werden, wenn dies nicht so wäre. Denn bei senkrechter Stirne würde die Nase, wenn sie nicht aus der Fortsetzung der Stirnlinie hervortreten soll, zu weit in das Gesicht eingerückt werden müssen und daher dieses unschön erscheinen. Betrachtet man aber moderne Frauen und Mädchen der weißen Rassen, so findet man fast allgemein, daß sie eine ganz senkrecht emporsteigende Stirne haben. Dabei tritt die Nase etwas hervor und verläuft, auch wenn sie selbst gerade ist, nicht genau in der Fortsetzung der Stirnlinie wie bei den Skulpturen der Griechen. Diese senkrechte Stirne aber verleiht dem weiblichen Gesicht etwas Hoheitsvolles und Edles: sie ist nichts anders als der ästhetische Ausdruck des sittlich Reinen. Biologisch wird sie zurückgeführt auf das Stehenbleiben des weiblichen Kopfes auf kindlicher Entwicklungsstufe.**)

Beim Weibe werden wir also abweichend von den Griechen, zwar nicht wie beim Manne scharfe Gesichtszüge, wohl aber die senkrechte Stirn unter Verzicht auf das rein griechische Profil verlangen. Denn die senkrechte Stirnlinie deutet Charakter an, und zwar den mehr passiven Teil desselben, die edle Gesinnung und Reinheit, während die scharfen Gesichtszüge beim Manne mehr die aktive Seite des Charakters, die Energie und Willenskraft ausdrücken.

---

*) Vergl. O. Hauser: Der physische Typus des Genies des Altertums; Politisch-Anthropolog. Revue, VIII. Jahrgang No. 9, und H. S. Chamberlain, a. a. O., Seite 486 und 500—501.

**) H. Ploss: Das Weib, 1896, Seite 13.

Wie einerseits die Erfahrung uns gezeigt hat, daß die größte geistige Höhe, das Genie, nur beim Manne vorkommt, so lehrt sie nunmehr anderseits, daß die maximale Entfaltung von Körperschönheit auf das Weib beschränkt ist. Die Richtigkeit davon wird durch eine Reihe von Tatsachen bestätigt. So achten Männer gegenseitig aneinander Genialität, Frauen aneinander Schönheit als die höchste Gabe ihres eigenen Geschlechts. Umgekehrt fühlt sich der Mann am meisten von Frauenschönheit, das Weib hauptsächlich von hoher geistiger Begabung des Mannes angezogen. Wenigstens gilt das Letztere für höhere Kulturvölker, während auf primitiveren Stufen körperliche Stärke und physischer Mut ihr am meisten imponieren. Übrigens entspricht auf höherer Stufe die Kraft des Geistes derjenigen des Körpers auf niederer.

Ferner kommt es allenthalben in Poesie, Kunst, Literatur und dem naiven Bewußtsein des Volkes zum Ausdruck, daß die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten das Weib als das Symbol der Schönheit schlechthin betrachtet haben und es noch tun.

Ploß sagt über diesen Gegenstand: „In einer Hinsicht ist nun aber allerdings das Weib dem Manne überlegen, nämlich in der Schönheit der äußeren Körperform. Nur wenige gibt es, die das bestreiten, z. B. Schopenhauer, . . . allein, auch dieser Vorzug des Geschlechts ist ungemein ungleich auf die Weiber verteilt. Eine Annäherung an das Ideal weiblicher Schönheit, das wir uns unter dem Einflusse einer geläuterten Ästhetik gebildet haben, ist nur unter höchst günstigen Verhältnissen möglich.“*) Vom Genie beim Manne gilt das Entsprechende ja ebenso sehr, oder noch mehr.

Unter Anführung von Arbeiten Cordiers und Ecksteins widerspricht nun Ploß der Annahme des Vorhandenseins allgemeiner Schönheitsgesetze. Anders Delauney, den er dann nennt. Dieser behauptet, „daß es allerdings allgemeine Schönheitsregeln gibt, sowohl für die

*) A. a. O., Seite 52.

Menschen, wie für die Tiere; sie begründen sich durch die von Claude Bernard aufgestellten sogenannten organotropischen Gesetze, die in der Entwicklung der Form eines jeden Organs gefunden werden; es gibt für jedes Organ ein Maximum der Entwicklung, welches die ihm eigene Schönheit darstellt; und in betreff der Schönheit des ganzen Individuums müssen die verschiedenen Organe in einer bestimmten Beziehung und in einem gewissen Verhältnisse zueinander stehen.“*)

Die Schönheit des Weibes hängt außer von der Rasse auch etwas von ihrer sozialen Stellung ab. Bei niederen Völkern und in den unteren Schichten der zivilisierten Nationen findet man sie seltener, bezw. weniger entwickelt: „In den ‚besseren‘ Teilen,“ sagt Ploß, „unter den gut situierten Klassen der Bevölkerung erblicken wir fast überall auch schönere edlere Gestaltung, nicht bloß bei Männern, sondern namentlich bei Frauen.“**) . . . „und so setzt sich oft in den mit Glücksgütern hinreichend ausgestatteten Familien als Erbstück ein schönes und edles Aussehen von Generation zu Generation fort.“***) Der Einfluß der Erblichkeit dürfte hierbei zu gering veranschlagt sein. Doch haben sicherlich die äußeren Bedingungen, unter denen Menschen leben, einen etwas umgestaltenden Einfluß auf ihr Aussehen, wie es Ranke hinsichtlich des Längenwachstums für die Nordamerikaner nachgewiesen hat.†)

Darwin führt die überlegene Frauenschönheit auf den Einfluß der geschlechtlichen Zuchtwahl zurück. Da die Frauen während langer Perioden ihrer Schönheit wegen gewählt worden seien, meint er, so sei es nicht auffallend, daß das Weib ihre Schönheit auch in größerem Maße auf ihre weiblichen Nachkommen vererbt habe als auf die männlichen. So seien denn die Frauen schöner geworden als die Männer.††)

---

*) A. a. O., Seite 52.

**) A. a O , Seite 54.

***) A. a. O., Seite 55.

†) J. Ranke: Der Mensch, 1889, II. Band.

††) Ploss, a. a. O., Seite 57.

Die Mängel dieser Begründung liegen auf der Hand. Aus welchem Grunde zogen, um die Hauptsache zu erwähnen, die Männer von jeher die schöneren Frauen vor? Wenn es wahr ist, was Eckstein sagt, nämlich daß Schönheit einfach ein Ausdruck von Zweckmäßigkeit und Gesundheit ist, dann beantwortet sich die Frage von selbst, wie folgt: Die Männer kannten durch Instinkt und Erfahrung die Merkmale der Gesundheit und der Zweckmäßigkeit für die Ausübung des natürlichen Berufs der Frau. Diese wären also identisch mit Schönheit. Ihnen entsprechend trafen jene nun die Gattenwahl im Hinblick auf die bevorstehende Mutterschaft.

Auch Stratz setzt Gesundheit und Schönheit einander gleich.*)

Jedoch ist diese ebenso oberflächliche als gangbare Behauptung leicht widerlegbar. Denn dasjenige an der spezifisch weiblichen Schönheit, was zugleich für die Leistungen der Frau als Mutter zweckmäßig ist, beschränkt sich auf die gute Entwicklung der Brüste und des Beckens. Nun werden freilich Männer durch diese Körperteile, insbesondere durch den Busen, sexuell angezogen. Jedoch zeigen sich darin immerhin nur die primitivsten Triebe der Liebe.

Die höchsten Äußerungen weiblicher Schönheit haben nicht den geringsten Zusammenhang mit Zweckmäßigkeit. Als solche verstehe ich: die Schönheit und den Liebreiz des Gesichts, das prachtvolle Haar, die Zartheit der Glieder, die Kleinheit der Hände und Füße, die Rundung der Körperformen durch die stärkere Entwicklung des Unterhautfettgewebes als beim Mann, das eigentümlich feine Inkarnat, die Schönheit der Bewegungen und der Stimme. Dennoch ist all das zweifellos auch unter dem Einfluß der Zuchtwahl entwickelt worden.

Ebensowenig wie Zweckmäßigkeit ist Gesundheit die alleinige Grundlage der Schönheit: Chinesen und Neger können hervorragend gesund sein. Dennoch mangeln ihnen alle Merkmale fortgeschrittener Schönheit. Demnach: Schön-

---

*) C. H. Stratz: Die Schönheit des weiblichen Körpers, 1908 Seite 2.

heit umfaßt Gesundheit dem Begriffe nach — nicht immer im Einzelfall —, Gesundheit aber nicht umgekehrt Schönheit, nicht nur nicht in der Erfahrung, sondern auch nicht dem Begriffe nach.

Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß die Männer von vornherein im Geiste das Ideal weiblicher Schönheit, wenn auch zum größten Teil zunächst unbewußt, besaßen und ihm gemäß ihre Wahl, getrieben durch den Instinkt, trafen. Dann aber ist Schönheit etwas durchaus Objektives, eine Idee an sich. Zur Stützung dieses Resultats meiner Überlegung führe ich einige Ansichten von Philosophen an*):

„Nach Chr. Krause ist Schönheit die ‚reine, klare und lebensvolle Gottähnlichkeit endlicher Naturen an ihrer Endlichkeit‘. ‚Die Urquelle aller Schönheit ist Gott selbst und seine Kraft, in der alle Dinge sich regen.‘ (Urb. d. Menschheit, 3, S. 41). Nach Zeising ist die Schönheit oder die Idee der Anschauung ‚die als erscheinend aufgefaßte Vollkommenheit‘. (Ästhet. Forsch. S. 181.) J. H. Fichte erklärt: ‚Alles Schöne beruht . . . auf der inneren Zusammenstimmung (‚Harmonie‘) einer Mannigfaltigkeit von Teilen, durch welche die Teile zu einem geschlossenen Ganzen werden.‘ (Psychol. I, S. 697). V. Cousin bemerkt: ‚Le sentiment du beau est sa propre satisfaction à lui-même‘ (Du Vrai, p. 141 ff.). Die Schönheit ist ein Ausdruck der geistigen und sittlichen Vollkommenheit (vergl. d. Arbeiten von Chaignet und L'Evêque).“

Das Wesen des Schönen liegt in der Harmonie, und zwar in einer Harmonie zweifacher Art: 1. in der Harmonie des Wahrnehmbaren unter sich, also Harmonie in Formen, Farben, Tönen und Bewegungen, und 2. in der Harmonie zwischen Form und Inhalt, also der harmonischen Abstimmung des Wahrnehmbaren auf seinen (geistigen) Inhalt. Die Schönheit des Menschen ist also die harmonische Abstimmung der Körperteile (hinsichtlich For-

---

*) Aus Eisler, a. a. O., II, Seite 299.

men und Farben) aufeinander und auf den Geist. Vollständige Harmonie zwischen Geist und Körper ist Vollkommenheit — doch nur unter der Voraussetzung, daß der Geist als solcher schon vollkommen ist. Die Lust an solcher Harmonie ist Lust an der Vollkommenheit. Streben nach Vollkommenheit bedeutet demnach Streben nach Harmonie zwischen Geist und Körper als Inhalt und Form. Der höchste Inhalt des Menschen, sein Geist, gegossen in die ihm angemessenste Form des Körpers: das ist das vollkommene Menschheitsideal. Der sichtbare Teil davon ist die dem Inhalt entsprechende Form, der Leib, der eben bei solcher Erfüllung seiner Bestimmung ästhetische Lust erzeugt. Das ist in wenigen Worten die Wahrheit über die Schönheit des Menschen, und nicht jene flache Auffassung, die sie als bloßes Nützlichkeitsprodukt aus dem Kampf ums Dasein hinstellen möchte! — — —

Das Weib ist es nun, wie wir schon sahen, welche die maximale Schönheit vertritt. Das schöne Weib erregt in geistig hochentwickelten Männern uninteressiertes Wohlgefallen an ihrer Schönheit als solcher. Dies ist insbesondere auch beim Künstler der Fall. — — —

Stratz gelangt zu einem Kanon der Schönheit durch Abzug alles ihr Widersprechenden. Er sagt: „Um lebende weibliche Schönheit objektiv zu beurteilen, muß man auf negativem Wege vorgehen: die Fehler ausmerzen."*) Jedoch ist es klar, daß das zum mindesten den unbewußten geistigen Besitz des Schönheitsideals seitens des Urteilenden schon voraussetzt. Denn, wie hätte er sonst ein Kriterium für das Fehlerhafte?

Doch hier interessiert uns nur die Tatsache, daß Stratz auf diesem Wege zu einem Kanon objektiver Schönheitsmerkmale gelangt, die er am Schlusse seines Werkes in einer Tabelle zusammenfaßt.**) — — —

Die Übereinstimmung der verschiedenen Völker in ihrer Beurteilung idealer Frauenschönheit scheint vorwiegend die Farbe zu betreffen.

---

*) A. a. O., Seite XVII.
**) A. a. O., Seite 360 ff.

Wir müssen zwei Arten von ästhetischen Wirkungen unterscheiden: solche durch Harmonie und solche durch Kontrast. Schönheit durch Harmonie wird am vollendetsten von der Blondine dargestellt. In ihr erblickt auch Stratz, wenn ich ihn recht verstehe, den Typus maximaler Frauenschönheit; denn er sagt: „Da starke Pigmentanhäufung ein gemeinschaftliches Merkmal niedrig stehender Rassen ist, so kann man im allgemeinen blondes Haupthaar als einen Vorzug betrachten, und namentlich bei der Frau, bei der durch den schwächeren Gegensatz von Blond und Weiß die Harmonie der zarten Bildung erhöht wird.“*) „Der Reiz der hellen Farben, Weiß, Rosig, Hellblau und Blond, dem zarteren Körper des Weibes eigen, wirkt an und für sich schon so mächtig, daß er vielen gleichbedeutend mit Schönheit ist.“**)

In der englischen Sprache ist „fair“, blond, für Frauen gleichbedeutend mit schön.

Die Kontrastwirkung kommt zustande durch helle Haut und dunkle Haar- und Augenfarbe: „Eine brünette Haut,“ sagt Stratz, „ist mit den dunklen Augen und Haaren zusammengestimmt und wirkt durch Abtönung ebenso harmonisch wie die weiße Haut mit blondem Haar und hellen Augen. Bei Zusammenstellung der weißen Haut mit schwarzem Haar werden aber durch den Kontrast die Vorzüge beider Teile noch lebhafter sprechen.“***)

Wie wir oben fanden, ist Schönheit Harmonie schlechthin, unter der Voraussetzung eines an sich vollkommenen Inhalts, der die Abstimmung des Äußern auf ihn zu einem „Wert“ erhebt! Ohne diese Voraussetzung macht Harmonie noch keine Schönheit aus. Der Kontrast ist also mit der Harmonie nicht als etwas Ebenbürtiges meßbar, sondern nur eine Methode der Erzielung von Wirkung auf das ästhetische Gefühl. Auch handelt es sich nicht um schöne Haut, Augen, Haare als Einzeldinge, sondern um die Schönheit des ganzen menschlichen Körpers. Es ist also unstatthaft zu sagen, daß eine helle Haut nebst dunklen

---

*) A. a. O., Seite 276.
**) A. a. O , Seite 278.
***) A. a. O., Seite 280.

Haaren die Schönheit der einzelnen Teile hervorhebe: denn nach diesem Grundsatz müßte eine blonde Negerin ebenso schön sein (hinsichtlich Farbenwirkung) als eine schwarzhaarige Europäerin mit weißer Haut: der Kontrast wäre in beiden Fällen der gleiche und würde „die Vorzüge beider Teile" hervortreten lassen, nämlich in diesem Beispiel der blonden Haare und der schwarzen Haut der so vorgestellten Negerin.

Ferner müßte nach dem andern Beispiel von Stratz betreffend die Harmonie bei der Brünetten eine Frau von vollkommenen Formen, aber mit schwarzer Haut, schwarzen Haaren und Augen ebenfalls schön sein. Denn Harmonie wäre auch hier vorhanden. Offenbar würden wir jene aber der Blondine mit der ihr eigentümlichen Harmonie nicht an die Seite setzen. Warum nicht? Erstens, weil die hellen Farben der Blondine auf den Inhalt des Menschen, seinen Geist, der als „Lichtgestalt" vorgestellt wird, wenn man an einen wirklich edlen und hoheitsvollen Charakter und Helden denkt, harmonisch abgestimmt sind. Zweitens, weil die bei der Blondine in Frage kommenden Farben weiß, blau und golden an sich schöner sind als die Farben braun und schwarz. Drittens, weil blau und gelb annähernd sogenannte Komplimentärfarben sind, die immer Wohlgefallen erregen, weil sie zusammen passen (psychologisch: sich zu weiß ergänzen). Viertens, weil die genannten drei Farben außerdem noch harmonisch zueinander passen. Der blonde Typ ist also als solcher derjenige größter menschlicher Vollkommenheit, den wir kennen, vielleicht, den es überhaupt geben kann.

Einige Stellen aus Havelock Ellis mögen nun das noch weiter bekräftigen. Auch sie beziehen sich vorwiegend auf die Proklamierung der Blondheit als des am meisten auffallenden objektiven Schönheitskennzeichens. Ellis schreibt:*)

„Renier hat das Frauenideal der provençalischen Troubadoure untersucht: ‚Sie vermeiden jede Beschreibung der

---

*) Havelock Ellis: Die Gattenwahl beim Menschen, deutsch, 1906, Seite 181—190.

weiblichen Form; ihre Beobachtungen beziehen sich zumeist auf die schlanke, gerade, frische Erscheinung des Körpers, auf weiße und rosige Farbe. Auch die Augen werden viel gepriesen; sie sind süß, liebevoll, hell, lächelnd und heiter. Ihre Farbe wird nie erwähnt. Der Mund lacht, ist karminrot, und wenn er bei süßem Lächeln die weißen Zähne zeigt, lockt er zur Wonne des Kusses. Das Gesicht ist klar und frisch, die Haut weiß, das Haar stets blond. Vom übrigen Körper ist selten die Rede.'"

Ebenso sei nach Rowbothams Schilderung des konventionellen Ideals der Troubadoure die Dame stets von milchweißer Haut „weißer und frischer als frischgefallener Schnee, von einer besonderen Reinheit des Weißen". „Ihr fast immer mit Blumen geschmücktes Haar ist stets flachsfarben, seidenweich, vom Glanze feinsten Goldes schimmernd."

In den ältesten spanischen (!) Romanzen ist nach Ellis das Haar „‚von reinem Golde' oder einfach blond . . ., das Gesicht weiß und rosig, die Hände weiß . . . ."

Er gibt ferner an, daß Alwin Schultz das Ideal der deutschen Dichter des XII. und XIII. Jahrhunderts folgendermaßen schildert: „Sie muß mittelgroß und schlank sein, ihr Haar blond wie Gold . . ." Dunkles Haar finde keine Bewunderung. Die Augen müßten hell, gewöhnlich blau, die Haut solle weiß, bezw. zart rosig sein.

Adam de la Halle aus Artois schildert nach unserm Gewährsmann in einem Gedicht aus dem XIII. Jahrhundert seine Geliebte als goldhaarig, schwarzäugig. Das sind nur einige der in der genannten Quelle angeführten Schilderungen, die auf die Hervorhebung der Blondheit und ihrer Attribute als des Ideals der Frauenschönheit ausgehen.

Ferner betonen nach Ellis die italienischen Dichter den Vorzug des blonden Haares.

Johanna von Aragonien, die schönste Frau des 16. Jahrhunderts, hatte nach der Beschreibung ihres Arztes Niphus, des Philosophen am päpstlichen Hofe und Freundes Leos X., langes goldiges Haar und blaue Augen, rosig-weißen Teint.

Gabriel de Minuts Geliebte hatte „trotz ihrer südlichen Heimat blondes Haar und blaue Augen". Die Beschreibung stammt aus dem Jahre 1587.

Die griechischen Künstler vergoldeten das Haar ihrer Statuen. Götter und Menschen sind bei Homer oft blond; Venus ist es fast immer.

Ellis fährt dann fort: „Es ist interessant, daß die Musterung der weiblichen Schönheitsideale in vielen verschiedenen Ländern zeigt, daß sie alle Merkmale enthalten, welche dem ästhetischen Gefühle des modernen Europäers entsprechen, und viele dieser Ideale enthalten kein Merkmal, das mit unserm Geschmacke ganz unvereinbar wäre."

„Daß die Schönheit ein Element der Objektivität enthält, ergibt sich auch daraus, daß Männer niederer Rasse manchmal europäische Frauen schöner finden als die ihres eigenen Stammes. Wahrscheinlich ist unter den geistig und somit auch ästhetisch am meisten entwickelten Individuen niederer Rasse diese Vorliebe für weiße Frauen zumeist zu finden."

Nach allem: Menschliche Schönheit, gemessen am Weibe, weil diese sie in maximalem Betrage besitzt, ist objektiv. Das allgemeinste Merkmal dieser Objektivität der Schönheit ist die Blondheit mit ihren Attributen der weißen Haut und blauen Augen.

c) Die Auserlesenen.

Nach diesem Überblick über die wertvollsten geistigen und körperlichen Eigenschaften des Menschen bleibt es mir noch übrig, im Zusammenhang kurz den Gesamthabitus des für die Auslese und Reinzucht tauglichen Mannes und Weibes zu schildern. Das kann natürlich nur in großen allgemeinen Umrissen geschehen und unter Leitung folgender Gesichtspunkte, die im Vorhergehenden aufgefunden worden sind:

Die höchsten geistigen Eigenschaften sind dem Manne zugeteilt worden. Bei der Beurteilung der geistigen Merkmale werde ich daher vom Manne ausgehen; denn ich kann sie nur bei ihm in vollkommenster Entfaltung sehen.

Die höchste körperliche Eigenschaft dagegen, Schönheit, ist dem Weibe zugefallen. Hinsichtlich des Schönheitsideals werde ich also aus dem entsprechenden Grunde wie oben mich am Weibe orientieren.

Wir werden also auch bei der Auslese der Tüchtigsten natürlich vom Manne die höchsten geistigen Eigenschaften und von der Frau die größte Schönheit verlangen.

Allein, sowohl in geistiger, als auch in leiblicher Beziehung gibt es je einen Faktor, der an praktischer Bedeutung alle andern überragt. Auf diese beiden Faktoren werde ich daher bei beiden Geschlechtern den gleichen Wert legen und außerdem ihr Vorhandensein als eine der Mindestforderungen aussprechen, die erfüllt sein müssen, um einen Menschen noch als zur Auslese geeignet erscheinen zu lassen.

Dieser geistige Faktor ist der Charakter (Wille, Gesinnung): er ist der Kern des Menschen überhaupt, seine Seele. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß er in vollendetster Ausprägung beim Manne vorkommt; doch ist der Unterschied gegenüber dem Weibe bedeutend geringer als derjenige hinsichtlich der übrigen Geistesgaben. Es gibt erfahrungsgemäß auch Frauen von außerordentlicher Seelengröße. Deswegen, und weil der Charakter den Kern jedes Menschen bildet, ist es besser, über jenen kleinen Unterschied hinwegzusehen und bei beiden Geschlechtern die höchsten Anforderungen an den Charakter zu stellen.

Jener oben genannte körperliche Faktor ist Gesundheit. Sie ist die leibliche Grundlage aller menschlichen Vervollkommnung.

Vorzüglichkeit des Charakters und Gesundheit sind also unerläßliche Bedingungen der Zulassung zur Auslese und Reinzucht.

Im übrigen werden die Merkmale der Geistesgröße, die beim Manne gefunden worden sind, auch als Maßstab für das Weib genommen; jedoch wird bei ihr nicht das Höchste hierin verlangt. Ebenso werden die Kennzeichen der Schönheit des Weibes für den Mann zugrunde gelegt, doch auch wieder in untergeordneter Weise.

Demnach: Bei Mann und Weib stehen Charakter und Gesundheit im Mittelpunkt; beim Mann kommt dann zunächst noch sonstige Geistesgröße, beim Weib Schönheit in Betracht.

Die Übertragung der Merkmale des einen Geschlechts auf das andere gilt nach allem Vorausgegangenen sinngemäß und nur bedingt und allgemein, nicht im besondern.

Das Idealbild des Mannes wäre etwa folgendes: Schlanke, ziemlich hochgewachsene Gestalt, hohe Stirn, schmales Gesicht, scharfes Profil, ernster Gesichtsausdruck. Haare blond; doch tritt das hier etwas in den Hintergrund. Charakterstärke, Güte, Idealismus, Altruismus, Wahrheitsliebe, moralischer Mut, Intelligenz, Genialität, ästhetisches Gefühl, Gesundheit.

Zur Erläuterung muß ich hier nochmals auf den schon genannten Aufsatz von O. Hauser verweisen: „Der physische Typus des Genies des Altertums". Hauser zeigt darin an der Hand der Beschreibung einer großen Anzahl berühmter Männer aus dem Altertum, daß die hohe, schlanke Gestalt, Blondheit und das scharfe Profil mit der großen, zumeist gebogenen Nase das charakteristische Aussehen der Großen bilden.

Das Idealbild des Weibes wäre etwa dieses: Schlanke, ziemlich hohe Gestalt, schmales Gesicht, gerade und senkrechte Stirn, deutliches, aber regelmäßiges Profil, Anmut, Blondheit oder Annäherung an sie. Güte und Reinheit des Charakters, Wahrheitsliebe, Altruismus, Intelligenz, moralischer Mut, ästhetisches Gefühl, Gesundheit.

Alle Vervollkommnung findet nicht plötzlich, sondern durch Entwicklung statt. Demnach können wir zunächst nicht die höchsten Eigenschaften des Geistes und Körpers, also nicht Genie und größte Schönheit, als unerläßliche Attribute derjenigen, die der Auslese und Reinzucht als Material dienen sollen, verlangen, sondern müssen mit Bescheidenerem zufrieden sein. Wie schon erwähnt, sollen daher ein vorzüglicher Charakter und Gesundheit das Mindestmaß des Notwendigen sein. Doch muß selbstverständlich körperliche Wohlgestalt, wenn auch nicht eigentliche Schönheit, eben-

falls dabei sein, also eine schlanke, gut gebaute, nicht zu kleine Statur, sowie ein Kopf und Gesicht, welche die im Vorstehenden angegebenen Merkmale der Rasse noch deutlich erkennen lassen.

d) Das Organ des Geistes.

Das Organ des Geistes ist das Gehirn. Von seiner Beschaffenheit hängen daher offenbar auch die geistigen und Charaktereigenschaften ab, die bei der Reinzucht der Vollkommensten ausgelesen und gesteigert werden sollen. Wir müssen daher der Betrachtung des Gehirns noch einen besonderen Abschnitt widmen.

Ploetz kommt zu dem Schlusse, daß weder die Zunahme der durchschnittlichen Lebensdauer, noch die Vergleichung von Schädeln der jetzigen und früheren Geschlechter die Frage entscheiden läßt, ob wir uns seit dem Altertum vervollkommnet haben oder nicht. Die Zunahme der Lebensdauer ist eine tatsächliche. Aber sie ist für die Beantwortung der Frage nicht verwertbar, weil man nicht entscheiden kann, ob sie aus gesteigerter konstitutioneller Kraft des Menschen oder aus Erleichterung der äußeren Bedingungen des Daseins herzuleiten ist.

Nach den vergleichenden Messungen zu urteilen, scheint eine Vergrößerung des Gehirns stattgefunden zu haben. Doch sind die Statistiken aus verschiedenen Gründen, namentlich auch wegen des zu geringen Zahlenmaterials, nicht endgültig beweisend. Ferner darf man Zunahme des Hirngewichts nicht ohne weiteres mit Steigerung der Güte gleichsetzen. Doch sprechen viele Tatsachen dafür, daß beides in weitgehendem Maße zusammenfällt. So ist das Wachstum des Gehirns durch die Tierreihe hindurch bis zum Menschen die auffälligste Erscheinung der ganzen Entwicklungsgeschichte. Im höheren Alter nehmen beim Menschen Volum und Gewicht des Gehirns ab und Hand in Hand damit auch seine geistigen Kräfte. Sehr hervorragende Männer haben oft besonders große Gehirne gehabt. Endlich hat man keinen Fall auffinden können, in dem ein außergewöhnlich hoch-

stehender Mensch ein besonders kleines Gehirn besessen hätte.

Daß die geistige Höhe nicht nur von der Masse des Gehirns, sondern auch von seiner sonstigen Beschaffenheit abhängt, ist ja Tatsache. Anzahl und Tiefe der Furchen spielen eine große Rolle, weil von ihnen die Größe der Oberfläche des Großhirns abhängt, und weil hier der Sitz der höchsten geistigen Fähigkeiten ist.

Die vergleichenden Messungen machen nun, wie schon erwähnt, eine Zunahme der Hirngröße, namentlich im Stirnteil, wahrscheinlich.*)

Das weibliche Gehirn ist durchschnittlich etwas kleiner als das des Mannes. Browne fand, daß das männliche Gehirn 29,71 Gramm mehr wiegt als das weibliche. Dabei hatte er den Anteil in Abzug gebracht, der auf den Unterschied der Körpergröße zu setzen ist, wodurch bewiesen wird, daß der Unterschied nicht nur ein relativer, sondern ein absoluter ist.**) Dieser Unterschied tritt nach Rüdinger schon während des Lebens im Mutterleibe auf. Er sagt: „Alle drei Hauptdurchmesser des Gehirns sind bei neugeborenen Knaben größer als bei Mädchen“ . . .***) Auch die Windungen sind bei weiblichen Gehirnen während des Lebens im Mutterleib bedeutend einfacher als bei männlichen; der ganze Stirnlappen macht daher bei Mädchen den Eindruck der Glätte oder Nacktheit. „Trotz vieler individueller Ausnahmen,“ fährt Rüdinger fort, „welchen man sorgfältigere Berücksichtigung zuteil werden lassen muß, kann man die Tatsache, daß ganz verschiedene typische Bildungsgesetze für die Großhirnwindungen der beiden Geschlechter bestehen und schon im fötalen Leben sich geltend machen, nicht bestreiten.“†)

Sehr bemerkenswert sind die Resultate, zu denen J. Ranke gelangt. Sie beziehen sich auf die altbayerische

*) Ploetz, a. a. O., Seite 117—127.
**) Ploss, a. a O., Seite 22.
***) Ploss, a. a. O., Seite 23.
†) Ploss, a. a. O., Seite 24.

Landbevölkerung. Nach ihnen ist hier das Gehirnvolumen bei den Frauen im Verhältnis zu ihrer Körpergröße relativ etwas größer als beim Manne bezüglich der seinigen. Jedoch kommt es bei Männern häufiger vor, daß die Hirngröße den Mittelwert überragt, als daß sie hinter diesem zurückbleibt. Anders bei den Frauen: bei ihnen besteht eine Neigung zum Zurückbleiben hinter dem Mittelwert. Ranke sagt: „Das psychische Organ der Männer zeigt also vorwiegend eine das Mittelmaß übersteigende Entwicklung, und die Zahl besonders mächtig entwickelter Gehirne ist relativ viel größer als bei Frauen.“*

Ranke findet nun einen Zusammenhang zwischen diesen anatomischen Unterschieden und den geistigen Leistungen der beiden Geschlechter: beim weiblichen Gehirn sind sie „für das Durchschnittsweib etwas höher“ als diejenigen des männlichen Gehirns „für den Durchschnittsmann“.**)

Browne untersuchte das spezifische Gewicht der Marksubstanz des Gehirns an verschiedenen Stellen und fand es überall bei beiden Geschlechtern gleich, nämlich 1044. Das spezifische Gewicht der grauen Hirnrinde aber, „in welcher man den Sitz des Bewußtseins zu suchen hat“, betrug bei Männern 1036—1037 (letzteres in den Stirnwindungen), bei Frauen überall nur 1034.***)

Ploß schließt mit folgenden Sätzen: „Jedenfalls scheinen uns die bisher aufgefundenen Differenzen wichtig und charakteristisch genug, um auch den eifrigsten Verfechter der Frauenemanzipation aus dem Felde schlagen zu können, besonders da, wie Rüdinger gezeigt hat, diese Unterschiede angeborene und nicht erst im späteren Leben erworbene sind.“†)

In Vorstehendem haben wir die anatomische Erklärung für die Erfahrungstatsache, daß die höchsten Geistesgaben nur beim Manne vorkommen. — — —

Da es sich für uns um Weiterentwicklung des Menschen handelt, so müssen wir unsere

*) Ploss, a. a. O., Seite 25.
**) Ploss, a. a. O., Seite 25.
***) Ploss, a a. O.,Seite 25.
†) A. a. O , Seite 25.

Aufmerksamkeit nunmehr der Frage zuwenden, wie dieser Fortschritt im Geistesleben und am Gehirn statthaben könnte.

Es muß sich um Höherentwicklung der Vernunft als des Inbegriffs des höheren Geisteslebens in allen seinen drei Sphären handeln. (S. die terminologische Auseinandersetzung auf S. 26). Anatomisch muß eine weitere Entwicklung der Großhirnrinde dem zugrunde gelegt werden. In ihr haben wir also die anatomischen Bedingungen für den Fortschritt der Menschheit zu höheren und edleren Formen des Daseins zu suchen.

Von diesen Überlegungen ausgehend bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß einige Bemerkungen, die Schleich*) über die mutmaßliche Weiterentwicklung des Großhirns gemacht hat, manches Richtige enthalten. Er geht von der Beobachtung aus, daß das Großhirn sowohl für das unbewaffnete Auge, als auch unter dem Mikroskop den Eindruck der Unfertigkeit und Neuheit hervorruft gegenüber den andern stammesgeschichtlich viel älteren Teilen des Zentralnervensystems. Auch seiner Beschaffenheit nach ist es viel weicher, breiartiger als letztere. Nun sind die Tätigkeiten der älteren, festeren Abschnitte automatische, unbewußte; sie gehen mit der Unfehlbarkeit und Sicherheit von statten, die uns im allgemeinen alle automatischen Funktionen zeigen. Ganz anders verhält es sich mit den Tätigkeiten des Bewußtseins, die an die jüngsten, obersten Teile des Großhirns geknüpft sind: namentlich in unserm Denken und Erkennen irren wir fortwährend.

Schleich nimmt nun in Anlehnung an den englischen Philosophen H. Spencer an, daß es jeweils nur die jüngsten, in der Entwicklungsreihe also am weitesten vorgeschobenen Teile des Nervensystems sind, deren Tätigkeiten mit Bewußtsein verknüpft sind. Nach dieser Theorie waren diejenigen Funktionen, die jetzt in uns und den höheren Tieren unbewußt, selbsttätig, geworden sind, einst auch mit Bewußtsein verbunden: auch sie mußten mühsam

---

*) C. L. Schleich: Schmerzlose Operationen, 1906, Seite 88—97.

erlernt werden, ebenso wie wir jetzt innerhalb der Sphäre der uns bewußten Lebensäußerungen lernend, übend, prüfend und tastend vorgehen. Das Riechen, die Atmung, die Herztätigkeit, die Verdauung usw. hätten also nach Spencers Ansicht einst in der stammesgeschichtlichen Kindheit der Organismenreihe unter der Leitung des Bewußtseins erlernt werden müssen.

Dieser Ansicht trete ich nun allerdings nur sehr bedingt bei: im allgemeinen stimme ich vielmehr James zu, der annimmt, daß die Reflexbewegungen „zufällige" angeborene Idiosynkrasien, die wegen ihrer Nützlichkeit im Kampf ums Dasein erhalten blieben, sind. Sie fallen unter die Rubrik meiner „primären" Instinkte. Außer diesen mögen in geringerem Grade auch Übungsresultate im Laufe langer Zeiten automatisch geworden sein. Sie bilden dann meine „sekundären" Instinkte. Die Auslese der spontan entstandenen Reflexhandlungen halte ich jedoch für das Wichtigere.

Schleich glaubt ferner, daß die Entwicklung des Großhirns in dem Sinne fortschreiten wird, daß auch unsere höheren geistigen Tätigkeiten einst unbewußt und automatisch sein werden, ebenso wie es jetzt die niederen sind, die von den älteren Hirnteilen abhängen. Unser Denken und Handeln würde dann mit der Raschheit und Sicherheit selbsttätiger Vorgänge stattfinden.

Freilich darf der Schluß nicht gemacht werden, daß das Bewußtsein n i c h t s anders ist, „als der in der Entwicklung am weitesten vorgeschobene, in Differenzierung begriffene Teil des nervösen Apparates überhaupt" . . .*) Wir werden vielmehr unten sehen, daß Bewußtsein etwas Besonderes ist.

Abgesehen von diesen Punkten aber scheint mir Schleichs Ansicht richtig zu sein und mit dem übereinzustimmen, was wir nach dem bisherigen Gang der Entwicklung erwarten müßten. Das ist folgendes: 1. Die Entwicklung wird vorwiegend nach der geistigen Seite fortschreiten. 2. Dies muß von der Organisation der Hirnrinde abhängig

*) A. a. O, Seite 97.

sein, in der also eine Verbesserung zu erwarten ist. 3. Der Fortschritt muß seinen Ausdruck finden in der Gewinnung größerer Sicherheit und Leichtigkeit im Denken und Handeln seitens der Menschen.

Bringen wir nun diese anatomischen Überlegungen mit der Psychologie in Einklang, so ergibt sich etwa folgendes: Unser Bewußtsein besteht aus einem ununterbrochenen Fluß von Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen, welch letztere beide den Vorstellungen angegliedert sind. Da jede Hauptvorstellung stets durch Verschmelzungen und Assoziationen von einem Kranz anderer Vorstellungen umgeben ist, der ganze Komplex jeweils das Bewußtsein ausmacht und dieser ganze Komplex ein fortwährend sich verändernder ist, so gleicht unser Bewußtsein von der Wiege bis zum Grabe einem ununterbrochenen Flusse, in dem das einmal Vorübergeströmte niemals zurückkehrt. Denn nie ist der Komplex als Ganzes wieder der gleiche, der er früher einmal war; der ganze Komplex aber macht das Bewußtsein aus. Niemals treten einzelne Vorstellungen, z. B. bei der Erinnerung, ins Bewußtsein; sie haben immer ihren Kranz zugeordneter Vorstellungen um sich, und dieser wechselt ununterbrochen.*)

Vorstellungen bilden die Unterlage der Erkenntnis: sie sind also das Material des Erkenntnisaktes. Die Außenwelt ist uns ebenso wie die Erinnerung zunächst als Vorstellung gegeben. Vorstellungen sind aber noch keine Erkenntnis. Erst durch ihre Verarbeitung entsteht letztere. Ein Interesse besitzen wir jedoch nur an der Erkenntnis selbst, während die Vorstellungen als solche nichts anders bedeuten als eine Belästigung unseres Bewußtseins.

Bei der Wahrnehmung von Gegenständen zeigt sich nun der Idealvorgang der Gewinnung von Erkenntnis: denn in demselben Augenblick, in dem uns unsere Sinnesorgane die Empfindungen oder Vorstellungen übergeben, haben wir auch schon die Erkenntnis des Gegenstands. Die Vorstellung der Außenwelt und das Wahrnehmungsurteil

---

*) James, a. a. O.

fallen also zusammen; die Erkenntnis aber liegt in letzterem. Daher definiert auch Höfler, dem ich mich anschließe: „Wahrnehmung = Wahrnehmungsvorstellung + Wahrnehmungsurteil.“*) Auf der niedersten Stufe der Denktätigkeit ist also der vollkommene Vorgang bereits erreicht: niemandem bereitet die Beurteilung und Erkenntnis der Gegenstände irgendwelche Schwierigkeit, sobald ihm einmal die zugehörigen Empfindungen, bezw. Vorstellungen gegeben sind. Zum Verständnis trage ich hier nach, daß ich auch diesbezüglich die Terminologie Höflers annehme, der definiert: „Empfindungen sind Warnehmungsvorstellungen von möglichst einfachem, physischem Inhalte.“**) Deswegen setze ich also auch statt Empfindungen Vorstellungen.

Bei den höheren Graden des Denkens ist aber der Idealvorgang des Erkennens noch lange nicht erreicht. Hierbei stören uns vielmehr folgende zwei Umstände: 1. Nicht nur der Vorstellungskomplex befindet sich in unserm Bewußtsein, der für die zu gewinnende Erkenntnis wertvoll ist, sondern außerdem sind uns noch eine größere oder geringere Menge anderer Vorstellungen bewußt, welche jenem assoziert sind, aber mit dem Erkenntnisakt nicht zusammenhängen, sondern ihn erschweren. Bei Neurasthenikern kann das außerordentlich hohe Grade erreichen und sie zum Denken nahezu unfähig machen. 2. Es liegt ein Widerstand zwischen Vorstellung und Erkenntnis, der erst überwunden werden muß. Beim höheren und fortgeschritteneren Denken folgt die Erkenntnis, das Urteil, nicht sofort, blitzartig, automatisch auf das Denkmaterial, die Vorstellungen, wie es bei der Wahrnehmung der Fall ist. Dort bedarf es vielmehr einer gewissen Anstrengung. Die geniale Intuition, die ja ebenso automatisch und blitzartig erfolgt wie das Wahrnehmungsurteil, ist nichts anders als dieselbe Vollkommenheit auf der Stufe der höheren Denktätigkeit. Während aber bei der Wahrnehmung Sicherheit und Verlaß besteht, ist dies bei der genialen Intuition nicht der Fall: sie kommt bisweilen und ein andermal wieder nicht und ist über-

*) A. Höfler: Grundlehren der Psychologie, 1905, Seite 66.
**) A. a. O., Seite 9.

haupt nur bei einzelnen besonders hoch konstruierten Gehirnen vorhanden. Im übrigen quält sich der Mensch mühsam von Erkenntnis zu Erkenntnis durch.

Zu allem kommt noch die Qual, den der Unlustanteil des im Bewußtsein befindlichen Vorstellungskomplexes bedingt: im Anschluß an eine richtige Erkenntnis steigt ein ganzer Komplex von durch Assoziation damit zusammenhängenden Vorstellungen in unser Bewußtsein auf. Ein Teil davon ist mit Lust — ein anderer mit Unlust betont. Durch letzteren entstehen teils nützliche Warnungen; aber teils bringt er auch unnötigen Kummer und unberechtigte Sorge. Wiederum ist es der Neurastheniker, bei dem das die höchsten Grade erreicht. Aber beim Gesunden ist es mehr oder weniger auch vorhanden. Alle unsere Lebenserinnerungen bestehen, wie Wundt sagt, aus Dichtung und Wahrheit: „Unsere Erinnerungsbilder wandeln sich unter dem Einfluß unserer Gefühle und unseres Willens in Phantasiebilder um, über deren Ähnlichkeit mit der erlebten Wirklichkeit wir meist uns selbst täuschen.“*) — — —

Wir müssen zwischen Bewußtsein schlechthin und dem Sich-Bewußtwerden eines Vorgangs unterscheiden. Das letztere macht das dem Menschen eigentümliche Bewußtsein aus, wie ich zum Verständnis vorweg betonen will. Daher will ich zum Unterschied das erstere mit dem Kunstausdruck „Bewußtsein an sich“ und das spezifisch menschliche Bewußtsein mit demjenigen „empirisches Bewußtsein“ belegen.

Empirisches Bewußtsein scheint nun nur dort vorzukommen, wo sich ein Widerstand geltend macht. Wir haben „Bewußtsein“ von einem Baume, den wir sehen, aber wir „werden uns seiner nicht bewußt“, solange nicht etwas Besonderes an ihm unsere Aufmerksamkeit erregt, weil der Vorgang glatt und widerstandslos verläuft.**) Beim Reden oder Lesen des weiteren ist man sich seiner Tätigkeit nicht

*) W. Wundt: Grundriß der Psychologie, 1907, Seite 323.

**) James sagt: „There is a general principle in Psychology that consciousness deserts all processes where it can no longer be of use.“ (A. a. O., II, Seite 496).

bewußt, bis ein Widerstand eintritt oder sonst etwas die Aufmerksamkeit erregt. Deswegen hat James wiederum recht, wenn er sagt: „Alles Bewußtsein scheint von einer gewissen Langsamkeit des Prozesses in den Gehirnzellen abzuhängen. Je rascher die Ströme sind, desto weniger Gefühl scheinen sie zu erwecken."*)

Trotzdem aber entspricht es zweifellos dem tatsächlichen psychologischen Erfahrungsbestand, auch bei solchen schnell und glatt verlaufenden Vorgängen von „Bewußtsein" zu reden. Daraus folgt nun ein qualitativer Unterschied unserer Bewußtseinszustände: Das Bewußtsein, das wir beim fließenden Vorgang besitzen, ist identisch mit dem Bewußtsein an sich, das eben in unserer Hirnrinde zum Durchbruch kommt. Dasjenige Bewußtsein dagegen, das wir dann haben, wenn Aufmerksamkeit oder sonstiger Widerstand im Spiele ist, ist empirisches Bewußtsein. Trotz seiner qualitativen Verschiedenheit kann es natürlich nur eine Modifikation des ersteren sein.

Demnach gibt es Erkenntnis mit und ohne empirisches Bewußtsein. Ersteres nennen wir „Aufmerksamkeit". Dasselbe wäre es zu sagen: Es gibt Erkenntnis mit und ohne Aufmerksamkeit. Ersteres ist dann der Fall, wenn ein Widerstand damit verbunden ist. Dies aber macht empirisches Bewußtsein.

Nach allem: Es gibt ein Bewußtsein an sich. Wo es nicht gehemmt wird, ist es auch im menschlichen Gehirn sich selber gleich (oder ähnlich). Wo es aber auf seinem Weg durch das Gehirn auf einen Widerstand trifft, da wird es eben dadurch verändert und bildet dann das empirische Bewußtsein. Demnach ist Bewußtsein an sich vergleichbar einem glatt dahinfließenden Strome. Im Bette dieses Stromes aber befinden sich Unebenheiten, wie sie in einem wirklichen Flusse durch Felsen und Steine dargestellt werden. Diese Rauhigkeiten bietet die Unvollkommenheit der Gehirnkonstruktion dar: auch an ihnen entstehen daher Wirbel

*) „All consciousness seems to depend on a certain slowness of the process in the cortical cells. The rapider the currents are, the less feeling they seem to awaken." (A. a. O., II, Seite 104).

im Strome des Bewußtseins an sich, wie sie im wirklichen Wasser an entsprechenden Stellen vorkommen. Die Wirbel im Bewußtseinsstrome heben sich von dem glatten Strome ab und werden als Besonderheiten kenntlich. Der Inbegriff dieser Besonderheiten, also der Rauhigkeiten an Stellen des Widerstands, ist das empirische Bewußtsein. Wo aber der Bewußtseinsstrom ohne Hemmungen durch das menschliche Gehirn hindurchfließt, da erleidet er natürlich keine wesentliche Veränderung: in diesem Teil ist demnach unser empirisches oder menschliches Bewußtsein nicht verschieden von dem Bewußtsein an sich, sondern bildet nur einen Ausschnitt aus ihm. Wo aber Wirbel entstehen, da werden wir uns des Bewußtseins an sich bewußt. Hier also ist unser empirisches Bewußtsein verschieden von dem Bewußtsein an sich: denn in diesem als solchem sind Hemmungen unbekannt.

Das ergibt die unverfälschte Psychologie der unmittelbaren Erfahrung! — — —

Bei der Wahrnehmung von Gegenständen treten die Lust- und Unlustgefühle auch in das Bewußtsein ein.

Letztere entsprechen gefährlichen oder unangenehmen Stellen in der Außenwelt, denen wir daher zu entgehen suchen. Es stehe z. B. ein schön blühender Baum am Rande eines Abgrundes: was wird bei der Wahrnehmung stattfinden? Der Baum wird uns mit einem Lustgefühl erfüllen, von dem Abgrund aber werden wir uns fernzuhalten trachten. Hier begegnet uns der Wille in seiner primitiven und ursprünglichen Form, nämlich als Bewegung. In der Tat ist Bewegung überhaupt das Wesen des Wollens. Denn bei Phantasievorstellungen (im Gegensatz zu Wahrnehmungsvorstellungen) ist es analog: wir nehmen die lustbetonten Vorstellungen dankbar an und wünschen, von den unlustbetonten loszukommen. In beiden Fällen, dem der äußeren Wahrnehmung und dem des Phantasiebildes, hat der Wille die Merkmale der Bewegung an sich, nämlich Richtung. Allein, innerhalb des Umkreises der Phantasietätigkeit gelingt die Tat; d. h. die Ausführung der Bewegung oder die Einschlagung der Richtung, nicht so leicht als bei der wirk-

lichen Bewegung im äußeren Raume, die, wie wir sahen, die ursprüngliche Willensäußerung ist: mit unfehlbarer Sicherheit und ohne merkbare Anstrengung vermögen wir, von dem Abgrund zurückzugehen, sobald wir es „wollen". Jedoch können wir nicht mit auch nur annähernd ähnlicher Sicherheit eine unangenehme Vorstellung unterdrücken, „uns im Geiste von ihr hinwegbewegen".

Wenn wir aber die äußere Bewegung, den Willen auf primitiver Stufe, vollständig beherrschen, so ist nicht einzusehen, warum das auf höheren Stufen nicht auch der Fall sein sollte: die höhere Willenssphäre ist eben nur noch zu unvollständig in unserm Zentralorgan ausgebildet. Wir sollten demnach beim Erkenntnisakte im Gebiet der Phantasie annehmen und behalten können: 1. die der Erkenntnis unmittelbar zugrunde liegenden Vorstellungen, und 2. die begleitenden Lustvorstellungen; dagegen sollten wir die Unlustvorstellungen, nachdem sie uns einmal bewußt geworden sind und zur Warnung gedient haben, verlassen können. Der Zusammenhang mit dem Beispiele vom Baume bei der äußeren Wahrnehmung ist ja klar: das unter 1 Angeführte entspricht den Empfindungen des Baumes, das unter 2 Genannte denjenigen der schönen Blüte und das zuletzt Gesagte dem Abgrund. — — —

Die Aufmerksamkeit ist mit einem Mischgefühl aus Lust und Unlust verbunden: insofern, als sie uns nützt, und als alle Steigerung der Erfahrung von ihr abhängt, ist sie entschieden lustbetont; insofern aber, als sie einen Widerstand im glatten Bewußtseinsstrome bedeutet, ist sie unlustbetont, wie solche Stellen es immer sind. Dieses Mischgefühl kann man bei einiger Übung in der Selbstbeobachtung deutlich wahrnehmen. Wir können die Aufmerksamkeit der Stelle des Bewußtseins gleichsetzen, an der die Vorstellungen mit der Heftigkeit von Geschossen einschlagen und das Wasser (im Beispiele des Stromes) aufspritzen machen.

Ich fasse zusammen: In jedem Erkenntnisakt gibt es folgende angenehme Faktoren, die wir daher beizubehalten wünschen: 1. den glatten Fluß der Erkenntnis, 2. die begleitenden Lustanteile, 3. die nützliche Aufmerksamkeit, und

folgende unangenehme, die wir daher aus dem Bewußtsein lieber ausschalten möchten: 1. die Hemmungen der Erkenntnis, das zeitliche Auseinanderfallen von Vorstellungskomplex und zugehörigem Urteil, 2. die Unlustanteile, die Unfähigkeit, den Willen nach Belieben von gewissen Vorstellungen loszureißen.

Daraus folgen nachstehende Forderungen für die Vervollkommnung unseres Bewußtseins: Der nützliche und angenehme Anteil sollte ihm als sicherer Besitz gegeben, der unnütze und unlustbetonte ausgeschaltet werden.

Beseitigung der Widerstände würde beiden Forderungen entsprechen; nur der Widerstand, den die nützliche Aufmerksamkeit bildet, muß auf allen Stufen der Entwicklung beibehalten werden, weil er für ihren Fortschritt nötig ist. Denken wir uns das Ende der Entwicklung erreicht, so würde natürlich auch dieser Teil der Aufmerksamkeit, als der letzte Widerstand im Bewußtsein, wegfallen: das Bewußtsein eines vollkommenen Wesens wäre identisch mit dem Bewußtsein an sich.

Die Erfüllung jener beiden Forderungen, bezw. die Ausschaltung der Widerstände (mit Ausnahme der nützlichen Aufmerksamkeit), würde uns die Vorzüge des automatischen Denkens ohne dessen Nachteil sichern! Als Nachteil wäre zu denken die Festlegung der Erkenntnisfähigkeit auf einer gewissen Entwicklungsstufe oder für eine bestimmte Umgebung. Das darf aber nicht geschehen: denn, wie James sagt, ist es das Fehlen von festen Reaktionen in Gestalt von Instinkten, das die Überlegenheit des Menschen über das Tier, ebenso wie diejenige des Mannes über das Weib ausmacht.*) Doch sind natürlich gewisse instinktive Reaktionen möglich, die allgemeingültigen Werten entsprechen, z. B. denen der Nächstenliebe und des „Mitleidens“, und die daher sehr wohl fest werden dürfen und werden. Wir können also definieren: Ein vollkommenes Vernunftwesen würde teils durch die Feinheit seiner Hirnrinde, teils durch Fixierung allgemeingültiger Willensantriebe

*) A a. O., II, Seite 367—369.

und Gefühlsregungen die Reaktionen auf die Werte des Wahren, Guten und Schönen als Instinkte besitzen. Ersteres würde wiederum den freien, letzteres den festen Instinkten entsprechen.

Doch diese Art annähernder Automatie, die ich dargestellt habe, wäre nur in einem sehr bildungsfähigen und feinen Gehirn denkbar: denn nur ein solches könnte so widerstandslos auf die Vorstellungen und Willensantriebe reagieren, als es im Vorstehenden verlangt wurde: nur durch ein so fein reagierendes Gehirn könnte das Bewußtsein an sich so glatt hindurchfließen, wie es ein Strom durch ein weiches, felsenloses Bett tut. — — —

In weitgehendem Maße zeigt es sich nun bei näherem Zusehen, daß die Widerstände durch Furcht und Besorgnis hervorgerufen werden, die ein Ausdruck der Selbstsucht sind: Selbstverleugnung ist daher eins der wertvollsten Mittel zur Ausschaltung der Widerstände. Unlustgefühle und die Beschäftigung mit den eigenen Vorstellungen zerstieben vor der Hinwendung des Wollens auf das Absolute und Allgemeine wie Spreu vor dem Winde. So entsteht auch eine Art Passivität des Bewußtseins, die das Denken und Erkennen sehr erleichtert. Demnach besitzen wir in rückhaltloser Selbstverleugnung eine mächtige Handhabe zur Ausschaltung der das empirische Bewußtsein ausmachenden „Wirbel“ im Strome des Bewußtseins an sich. Muß aber die Selbstverleugnung, um wirksam zu sein, rückhaltlos sein, so darf sie dennoch nicht grenzenlos sein: die Persönlichkeit soll bewahrt und erhöht werden, das empirische Bewußtsein als nützlicher Teil der Aufmerksamkeit erhalten bleiben; denn der Mensch muß Erfahrung sammeln, wozu die Aufmerksamkeit dient.

Somit stehen die Resultate unserer psychologischen Überlegung der Hauptsache nach im Einklang mit denjenigen, zu denen Schleich auf Grund seiner anatomischen und entwicklungstheoretischen Betrachtung gelangt war: nämlich, daß es auf Höherentwicklung der Hirnrinde und des von ihr abhängigen Geisteslebens geht, und daß sie zur Automatie des Denkens, Wollens und Fühlens führen wird — wenigstens in hohem Grade. — — —

Die Menschen fühlen das empirische Bewußtsein als etwas Qualvolles. Die Ursache für diese merkwürdige Tatsache erhellt aus Vorstehendem: es ist ja der Inbegriff der Widerstände im Gehirn. Daß es Tatsache ist, geht daraus hervor, daß die Menschen aller Zeiten mit seltener Einmütigkeit die verschiedensten Mittel zu seiner Unterdrückung angewendet haben: der indische Jogi hypnotisiert sich selbst, der Buddhist übt sich in den höchsten Graden der Willensverneinung, alle Völker benützen berauschende Mittel irgendwelcher Art. — — —

Nach Eimers „Gesetz der männlichen Präponderanz" treten bei Tieren die neuen Merkmale zuerst bei älteren Männchen auf. Da Genialität den fortgeschrittensten Zustand des Menschen bedeutet und sie rein auf den Mann beschränkt ist, so findet dieses Prinzip, wie man von vornherein erwarten müßte, beim Menschen eine glänzende Bestätigung.*)

Nach Vorstehendem muß jene in Zusammenhang gebracht werden mit der Entfaltung des Gehirns in der Richtung nach Ermöglichung einer mehr automatischen Seelentätigkeit.

Für den Fortschritt des Menschen zu höherer Organisationsstufe käme dann sehr viel darauf an, daß die bedeutendsten Männer eine möglichst große Anzahl von Kindern erzeugten.

Wie stimmt unsere gegenwärtige Ordnung der Dinge mit der Erfüllung dieser Forderung überein? — — —

Ein Überblick über diese ganze psychologische Auseinandersetzung sei noch zum Schlusse hinzugefügt:

I. Unser Bewußtsein hat Mängel; es sind das folgende:

1. Die Langsamkeit des Denkens.

2. Die Unfähigkeit, den Willen nach Belieben von Vorstellungen loszureißen:

a) Von den Gedanken und Vorstellungen überhaupt, die einem zur Zeit unerwünscht sind.

---

*) G. H. Th. Eimer: Die Entstehung der Arten auf Grund von Vererben erworbener Eigenschaften; 1888, Seite 31, 43. 44, 65, 66. (Ich verwerte hier nur die angeführte tatsächliche Beobachtung Eimers als solche).

b) Von den eigentlichen Unlustgefühlen.

c) Von unnötigem Achten auf sich selbst.

d) Von Vorstellungen, denen überhaupt kein Äquivalent in der Wirklichkeit entspricht (die z. B. unbegründete Sorgen ausmachen).

II. Diese Mängel sind gleichbedeutend mit Hemmungen oder Widerständen im Bewußtseinsstrome.

III. Diese Widerstände erzeugen das empirische (spezifisch menschlich-tierische) Bewußtsein.

IV. Aber Bewußtsein besitzen wir auch dann, wenn die Hemmungen fehlen. Daher unterscheide ich dieses letztere als Bewußtsein an sich von jenem empirischen Bewußtsein. Dieses ist ein Spezialfall des Bewußtseins an sich, eine Modifikation von ihm.

V. Den idealen Erkenntnisvorgang besitzen wir in der äußeren Wahrnehmung: denn hierbei folgt die Erkenntnis (das Urteil) sofort auf die Vorstellungen. Ebenso besitzen wir im Verein damit den idealen Willensvorgang in der Bewegung im Raume: denn wir können ihn mit unfehlbarer Sicherheit und scheinbar mühelos ausführen. Bei dieser Art von Erkenntnis und Willenshandlung fehlen Widerstände.

VI. Dieses Ideal sollte daher auch im höheren Denken erreicht werden.

VII. Der Weg dazu besteht einmal in dem Fortschritt der Organisation der Hirnrinde. Das andere Mal können wir uns durch Selbstverleugnung einigermaßen dem Ziele nähern. Denn durch sie wird in hohem Grade der Wille von den unerwünschten Vorstellungen (s. I, 2) losgerissen.

VIII. Im übrigen ist Auslese das Mittel zur Erreichung des Zieles seitens der Menschheit.

IX. Genialität und Altruismus sind die Merkmale, die offenbar in Zusammenhang stehen mit der Erreichung dessen, was unsere psychologische Analyse als erwünscht aufgezeigt hat.

X. Es läßt sich annähernde Automatie der Bewußtseinsvorgänge denken ohne Aufgebung der Fähigkeit zur Bearbeitung neuer Erfahrungsdata und neuer Probleme.

XI. Niemals wird es sich handeln um Unbewußtsein überhaupt: denn Bewußtsein ist an sich etwas Besonderes. Dagegen wird (wahrscheinlich) das empirische Bewußtsein immer mehr eingeschränkt werden, in dem Maße nämlich, als die Widerstände im Gehirn mit seiner steigenden Organisation abnehmen.

XII. Die Menschen fühlen das empirische Bewußtsein als etwas Qualvolles und streben mit seltener Einmütigkeit nach seiner Unterdrückung.

XIII. Der höhere Mensch wird die Werte als Instinkte besitzen — annähernd.

XIV. Die Weiterentwicklung des Geisteslebens wird in der Richtung stattfinden, daß Selbsttätigkeit auch in seinen fortgeschritteneren Stufen Platz greift, wie es jetzt bei der Wahrnehmung der Fall ist. Die Vorstellungen werden nicht mehr getrennt von und neben den Erkenntnissen im Bewußtsein bemerkbar sein.

2. Die Erblichkeit.

Zunächst sei auf das früher (S. 13) über die Erblichkeit Gesagte hingewiesen. Auch geistige Eigenschaften sind wie

andere angeborene Merkmale erblich, da ihre Eigenart beim Menschen von der Beschaffenheit seines Gehirns abhängt, und diese mit auf die Welt gebracht wird. Das stimmt auch mit der Erfahrung überein: nur das Genie scheint eine Ausnahme zu machen. Doch sind uns die einzelnen Faktoren, die bei der Beurteilung der Frage der Erblichkeit des Genies berücksichtigt werden müssen, nicht genügend bekannt. Das Genie ist die höchste Spitze menschlicher Entwicklung und ruht als solche auch auf der subtilsten anatomischen Unterlage im Körper. Die geringste Inkongruenz in der den Samen aufnehmenden Eizelle wird eine Ablenkung herbeiführen können. Auch kommt es gar nicht auf die Vererbung derselben genialen Fähigkeit, wie sie der Vater hat, an, sondern nur auf diejenige seiner geistigen Höhe im allgemeinen. Ferner hat die Menschheit bisher nicht die geringste Rücksicht auf eine in geistiger Hinsicht passende Gattenwahl genommen. Die herrschenden Anschauungen haben auch die Hervorbringung möglichst zahlreicher spontaner Variationen durch den genialen Vater, wie es dem Manne ja die Natur ermöglicht hat, und wozu ihn sein polygamer Instinkt mit Macht antreibt, verhindert. Endlich wissen wir nicht, ob jene Redensart wahr ist, die behauptet, daß das Genie sich immer Bahn breche: vielleicht gehen viele Genien — wenn auch nicht die allergrößten — unter, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, sich als solche zu offenbaren.

Wie Forel angibt, hat übrigens Alphonse de Candolle „in seiner ‚Histoire de la science et des savants‘ den unzweideutigen Beweis geliefert, daß die Nachkommenschaft bedeutender und tüchtiger Menschen eine unverhältnismäßig größere Zahl wiederum hervorragender und tüchtiger Menschen aufweist als diejenige der unbedeutenden, . . .“*) — — —

Die Erblichkeit der Merkmale ist natürlich eine unerläßliche Bedingung für die Bildung von Dauerformen. Da Milieumerkmale nur in geringem Grade erblich sind, so kommt es

*) Forel: A. a. O., Seite 29 und 30.

für die Verbesserung der Rasse weitaus am meisten auf die angeborenen Eigenschaften an.

3. Genügende Fruchtbarkeit.

Je größer die Fruchtbarkeit ist, desto mehr verschiedene spontane Variationen werden entstehen. Je mehr aber dies letztere der Fall ist, desto größer wird wiederum die Aussicht für das Vorhandensein von wertvollen unter ihnen sein. So hat denn auch wahrscheinlich für die Bildung der Menschenrassen und verschiedenen Tierformen ein starker Geburtenüberschuß in der Vergangenheit eine bedeutsame Rolle gespielt.

Bei dem hier zur Hervorbringung einer höheren Menschenform vorgelegten Plane könnte jedoch die Forderung von überschüssiger Fruchtbarkeit weitgehende Einschränkung erfahren, weil die planvoll, dauernd und bewußt durchgeführte Gattenwahl allein schon die Entstehung hochwertiger Varianten gewährleistet. Dennoch darf man in der Herabsetzung der Geburtenziffer selbstredend nicht zu weit gehen: ein nicht allzu kleiner Geburtenüberschuß bleibt immerhin wünschenswert. Denn d a s ist ja gerade ein Unglück für die Kulturvölker, daß die höheren Klassen so wenig Kinder haben im Vergleich zu den unteren. Außerdem findet ein fortwährendes Abströmen der besten Elemente, namentlich vom Lande, nach den höheren sozialen Schichten statt, in denen sie, bezw. ihre Nachkommen, bald die Gewohnheiten der neuen Umgebung annehmen. Darin liegt denn in der Tat ein unleugbarer degenerativer Einfluß: es ist eine Art Aufsaugung und Ausscheidung des besten Materials. Auch hierin müßte die neue Lebensordnung also gründlichen Wandel schaffen. Doch würde sie dann mit der Malthus'schen Lehre, selbst bei Annahme der vollen Gültigkeit derselben, nicht in Konflikt geraten: denn es sollen sich nur die tüchtigsten Individuen stärker fortpflanzen und die minderwertigsten mehr oder weniger davon abgehalten werden. Übrigens wird jene Lehre ja neuerdings auch stark angefochten. Auch liegt keineswegs im Gesagten eine ü b e r m ä ß i g e Inanspruchnahme der Frau.

4. Auslese und Reinzucht.

a) Mittel, durch welche die Auserlesenen einander als solche erkennen können.

Soll der Plan, durch Auslese der Vollkommensten und Reinzucht zwischen ihnen eine höhere Form des Menschen hervorzubringen, praktisch ausführbar sein, so müssen die geeigneten Partner einander als solche erkennen können. Ich deute daher einige Mittel an, die dazu dienlich sein dürften, jedoch ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

1. Anlegung von Stammbäumen der geistigen Aristokratie seitens der Gemeinden, in welche die Partner Einblick zu ihrer Vergewisserung über ihre gegenseitigen erblichen Eigenschaften nehmen könnten. Natürlich müßten diese Stammbäume zugleich auch über den körperlichen Zustand der Vorfahren Aufschluß geben.

2. Beobachtungen der Leistungen und des Vorlebens des Partners. Daraus sind gewisse Schlüsse auf seine geistigen Eigenschaften möglich.

3. Einprägung der Merkmale der Geistesgröße, wie sie in der betreffenden Tafel niedergelegt sind.

4. Einprägung der körperlichen Eigenschaften, wie ich sie unter III, 1, b und c angegeben habe.

5. Ausbildung der Fähigkeit, den Charakter zu beurteilen. Jeder Mensch besitzt sie mehr oder weniger von Natur. Das Interesse an unserem Plane würde selbsttätig diese Fähigkeit rasch bedeutend steigern; Beschäftigung mit Anthropologie und Psychologie, auch mit der Geschichte, würde das noch unterstützen.

6. Der „Instinkt für den geeigneten Gatten". Dieser bildet weitaus das wichtigste Mittel zur Erkennung des passenden Partners. Zunächst muß ich auf das in der Tafel der Kennzeichen der Geistesgröße über den Instinkt im allgemeinen Gesagte verweisen (S. 31). Diesem sei noch folgendes Nähere hinzugefügt: Jeder einigermaßen gut organisierte Mensch hat ein Bewußtsein von einem bestimmten Typus des andern Geschlechts, der zu ihm am besten paßt, und zu dem er sich daher geschlechtlich hingezogen fühlt.

Selbstredend wird dieser Typus durch eine Mehrheit von Individuen dargestellt. Trifft ein Mensch ein solches an, so besteht die Gefahr, daß er sich in es „verliebt“. Diese Art von Liebe ist identisch mit der in den Romanen geschilderten Sie ist das, was die Menschen im landläufigen Sinne des Wortes „Liebe“ oder „Verliebtheit“ nennen, und was sie für etwas besonders „Heiliges“ und „Ideales“ halten. Darin irren sie aber: jene Liebe beruht auf einer Wahnidee, was beweisbar ist: sie erlaubt nämlich nur, das eine Individuum als geeigneten Gatten anzuerkennen; es ist aber klar, daß andere Vertreter desselben Typs ebenso geeignet wären. Es ist diese romanhafte Liebe also eine zur Gattung der Paranoia gehörige Wahnidee oder Psychose.

Dagegen ist Zuneigung zu dem ganzen betreffenden Typus als solchem berechtigt. Ebenso ist eine mehr geistige Liebe berechtigt, die zwar auf dem Unterschied von Mann und Weib beruht, auf der gegenseitigen Ergänzung, nicht aber auf dem Geschlechtstrieb, oder doch nur in sehr lockerem Zusammenhang mit ihm steht.

Je bessere Rasse nun ein Mensch besitzt, desto deutlicher ist sein Instinkt für den geeigneten Gatten ausgebildet.*)

Nach allem: Der Gatteninstinkt ist nicht identisch mit „Liebe“, sondern leitet den Menschen in objektiver unbewußter Erkenntnis zu den für ihn tauglichsten Partnern. Die Liebe dagegen maßregelt oft diesen Instinkt und lenkt ihn ab: ein Mensch fängt an irgend einer, oft genug nebensächlichen oder minderwertigen Eigenschaft eines Individuums vom andern Geschlecht Feuer. Es erregt zum Beispiel irgend ein geistiger oder körperlicher Zug an jemandem die fetischistische oder masochistische Anlage des andern: rasende Liebe kann die Folge sein, die doch dann ganz gewiß mit der Erkenntnis eines geeigneten Gatten nichts gemein zu haben braucht. Solch ein Verliebter steht unter dem Banne von Auto- oder Fremdsuggestion, welch letztere als eben von dem Gegenstand der Liebe ausgehend

*) Vergl. meinen Aufsatz: Grundzüge der Rassenveredelung, Politisch-Anthropolog. Revue, VIII. Jahrg., No. 9. (Dezember 1909).

zu betrachten ist. Daraus erklären sich denn auch die merkwürdigen Verirrungen des Gatteninstinkts. Sie kommen ja nicht selten auch bei Frauen vor, die doch sonst einen besonders feinen und sicheren Gatteninstinkt besitzen; gerade sie sind aber auch suggestibler, was die Verirrung leicht verständlich macht.

Normalerweise aber haben die Frauen einen prächtigen Instinkt für den geeigneten Gatten: sie merken die hervorragendsten Männer sofort unter der Masse heraus und sehnen sich innerlich nach der Vereinigung mit ihnen.

Hochorganisierte Männer haben auch einen recht guten Gatteninstinkt, sind aber dennoch weniger wählerisch als Frauen.

Dieser eigentümliche Unterschied in der Strenge der Gattenwahl zwischen Männern und Frauen findet seine Erklärung in der natürlichen Verschiedenheit in der Beschaffenheit beider und ihrer Aufgaben für die Fortpflanzung. Männer könnten leicht eine große Anzahl von Kindern erzeugen und haben nach dem Akte der Zeugung keinen Anteil mehr an der Entstehung des Kindes. Mißgriffe in der Gattenwahl könnten sie daher, was ihre physische Fähigkeit anlangt, leicht wieder ausgleichen. Frauen dagegen gestattet die Natur hinsichtlich der Zahl nur eine verhältnismäßig geringe Anteilnahme an der Hervorbringung der Nachkommenschaft. Ihre Hauptaufgabe besteht jedoch in der Entwicklung des keimenden Lebens. Sie haben daher ein großes Interesse daran, möglichst tüchtige Väter für ihre Kinder auszulesen. — — —

Die Möglichkeit, daß die geeigneten Gatten einander erkennen können, darf also nicht in Abrede gestellt werden. Der Mensch muß nur die, ihm dazu verliehenen Mittel mit ernstem Willen anwenden. Freilich werden Irrtümer vorkommen. Das ist aber auf allen empirischen Gebieten der Fall und bedingt noch keine Undurchführbarkeit ihrer Aufgaben. Wenn in einer gewissen Zahl von Fällen das Rechte getroffen wird, so gelingt der Fortschritt, wie die allgemeine Erfahrung lehrt. Auch hinsichtlich unseres Planes wird es daher nicht anders sein.

b) Die formale Seite der Auslese.

Die logischen Konsequenzen aus allem Vorstehenden würden nun die Forderung ergeben, daß die wenigen hervorragendsten Männer mit möglichst vielen verschiedenen Frauen möglichst viele Kinder zeugen sollten. Die praktische Durchführung dieses Postulats brauchte nicht zu der, beide Geschlechter entwürdigenden Polygamie zu führen. Außerdem würde diese gar nicht einmal in idealer Weise den rein theoretischen Schlußfolgerungen aus unsern Überlegungen gerecht werden. Vielmehr würde dies nur durch Promiskuität geschehen. Die Durchführung der Promiskuität wäre nicht etwa ein Rückfall auf niedere Stufen der Entwicklung; denn, wie neuere Forschungen zu ergeben scheinen, besteht sie nirgends als der anerkannte Zustand der formalen Regelung der Fortpflanzung und des Geschlechtsverkehrs beim primitiven Menschen. Vielmehr schließt sich dieser an seine nächsten Verwandten in der Tierreihe, die menschenähnlichen Affen, an und lebt wie sie in Ehe. Es läßt sich daher viel eher vermuten, daß Promiskuität einem ganz weit fortgeschrittenen Zustand der Menschheit entspricht. In der Tat läßt sich leicht der Gedankengang durchführen, daß die Verwirklichung der höchsten sittlichen Idee, die es überhaupt in der Philosophie gibt, nämlich derjenigen der Humanität, d. h. der Einheit und Verbrüderung aller Menschen (nach Erreichung einer äußerst hohen Organisationsstufe) einzig und allein die Promiskuität noch zur Regelung der geschlechtlichen Beziehungen zuläßt.

Dennoch liegt es mir vollständig fern, derartige Forderungen jetzt schon aufzustellen: denn, mag dem Gesagten sein, wie es will, so viel muß jeder Praktiker auf den ersten Blick sehen: heute ist die Menschheit dafür nicht reif. Die Einehe birgt in sich zahlreiche Faktoren von äußerstem Wert für die geistige, sittliche und körperliche Integrität und für den Fortschritt der Rasse, auf die im einzelnen einzugehen, zu weit führen würde. Ich erinnere nur an das Vorhandensein der Geschlechtskrankheiten, den Wert der geistigen Gemeinschaft zwischen einem Mann und einer

Frau, denjenigen der Erziehung durch hochwertige Eltern für die Kinder, den notwendigen Schutz, den Ehe und Familie sowohl dem Manne, als auch dem Weibe gewähren usw.

Demnach muß die Einehe als Grundlage der Gesellschaft (jedenfalls vorerst noch auf absehbare Zeit) aufrecht erhalten bleiben, und es kann sich nur um die Einführung von Reformen handeln, welche sie in dieser ihrer zentralen Bedeutung nicht gefährden.

Es liegt mir viel daran, in diesen beiden Punkten nicht mißverstanden zu werden: 1. Als Logiker sehe ich die Konsequenzen meiner Resultate völlig klar. 2. Als Praktiker aber behaupte ich dennoch auf das bestimmteste, daß sie nicht in einseitiger Weise unser Handeln beeinflussen dürfen, daß vielmehr die Einehe als Grundlage der Gesellschaft bestehen bleiben muß. Der Grund für diese Entscheidung liegt in der Tatsache, daß es eben hier wie immer, wo das Praktische in Frage kommt, nicht nur eine, sondern eine Reihe von Schlußketten gibt. Das Übersehen dieser Tatsache ist es, was so oft die Reformatoren zu falschen und in ihrer Wirkung schädlichen Schlußfolgerungen verleitet: an einer Stelle kommt plötzlich eine andere Schlußkette in Betracht, die der ersten Halt gebietet. Es handelt sich dabei nicht etwa um Widersprüche, sondern um die Mannigfaltigkeit des Gebietes der Tatsachen, des Werdens und Vergehens, der Erfahrung, der Natur, des Lebens, die sich nicht in die Zwangsjacke eines vereinzelten logischen Gedankengangs einschnüren läßt.

Aber gewisser Reformen sind unsere, auf das Geschlechtsleben und die Fortpflanzung sich beziehenden Sitten und Anschauungen freilich bedürftig. Ich beschränke mich bei ihrer Anführung streng auf den Gesichtspunkt unseres Zieles, nämlich der Rassenveredelung. Da fällt es zunächst auf, daß die zahlreichen hochwertigen Frauen, die nicht heiraten können, dennoch zur Fortpflanzung zugelassen werden sollten, damit die hier schlummernden biologischen Werte für die Menschheit nicht verloren gehen. Ferner muß die Möglichkeit vorliegen, unpassende und unfruchtbare Ehen

ohne Nachteil für die Beteiligten lösen zu können. Ebenso müssen hochwertige Menschenexemplare freie Bahn zu ihrer Verehelichung haben, eventuell durch staatliche Unterstützung.

Demnach fasse ich kurz die notwendigsten Reformen, die eingeführt werden sollten, folgendermaßen zusammen:

1. Fürsorge für Mütter und Kinder, zumal außerhalb der Ehe.

2. Anerkennung der Gleichberechtigung unehelicher Mütter und Kinder.

3. Erleichterung der Bedingungen für Schließung und Trennung der Ehen, sofern dadurch dem Wohl der Rasse gedient wird.

Da immer das Interesse der Gesamtheit vorausgesetzt wird, um den Vorschlägen Berechtigung zu verleihen, so muß hervorgehoben werden, daß die staatliche Fürsorge auch von Rechts wegen nur dann in Frage kommen könnte, wenn es sich um hochwertiges Menschenmaterial handelt. Um aber dann Enttäuschungen zu vermeiden, müßte dieser Punkt vor der Zeugung entschieden werden. Dies könnte wohl nur etwa so geschehen, daß Kommissionen bestehend aus Ärzten und Anthropologen eingesetzt würden, an die ein Paar (verheiratet oder ledig), das ein Kind zu zeugen wünscht, sich zuvor wenden könnte, um ein Gutachten zu erlangen. Dieses wäre selbstredend für den Staat bindend, auch dann, wenn sich nach der Geburt das Kind entgegen menschlicher Berechnung als minderwertig herausstellen sollte. — — —

Es ist durchaus eine Verkennung des Menschen zu behaupten, die Einführung solcher gemäßigter und ganz vernünftiger Reformen würde die Sittlichkeit gefährden. Es liegt vielmehr die einzige Möglichkeit zur Rettung der Menschheit aus ihrem Egoismus und ihrer materialistischen Versumpfung, ihrem Nachjagen nach niederer Lust, was alles zum Untergang der Menschheit führen muß, wenn ihm nicht gründlich Einhalt geboten wird, in der Entfaltung einer großen neuen Idee. Nur unter der Herrschaft von Ideen vermag sich die Menschheit zu behaupten und fortzuschreiten.

Unserer Zeit aber fehlen mächtig auf die Seelen der Menschen einwirkende Gedanken! Hier ist jetzt eine solche Idee, welche die Menschheit bezüglich ihrer höchsten Werte bis ins Mark hinein berührt und Allgemeingültigkeit besitzt!

So wird denn hier meines Wissens zum erstenmal die brennende Frage der Ehereform unter dem Gesichtspunkt des Zieles behandelt, desjenigen nämlich der Vervollkommnung der Menschheit, ihres entwicklungstheoretischen Fortschritts. — — —

Wir dürfen des weiteren die Augen nicht gegenüber der Tatsache verschließen, daß die Richtung, in der sich das moderne Weib entwickelt, mit der Erhaltung der Rassentüchtigkeit auf die Dauer nicht vereinbar ist, geschweige denn mit deren Steigerung. Sie verliert immer mehr die Liebe zu ihrem natürlichen Beruf. Nur die Einstellung unseres gesamten Lebens unter den Nimbus einer großen neuen Idee kann sie wieder zur Besinnung auf ihre natürliche Bestimmung bringen: sie muß einsehen, daß sie bei Erfüllung ihres eigentlichen Berufs an der Erreichung eines allgemeinen Endzieles der Menschheit mitwirkt. Dann wird sie die Freude an diesem ihrem Beruf zurückgewinnen. Dabei bleibt ihr noch Zeit genug zu einer geistigen Entfaltung, die nicht über das hinausstrebt, was das Weib in dieser Hinsicht noch ohne Schaden vertragen kann, und die in diesen Grenzen durchaus berechtigt und ein Symptom des menschlichen Fortschritts überhaupt ist.

c) Die Reinzucht.

Nicht nur Auslese, sondern auch Reinzucht ist für die Entstehung der neuen und höheren Menschenform nötig. Sie ist nicht mit Eng- oder Inzucht zu verwechseln; darunter versteht man die Paarung zwischen Blutsverwandten. Unter der Reinzucht der Vollkommensten verstehe ich die Paarung zwischen den vollkommensten Männern und Frauen ohne Kreuzung mit niederen Individuen. Dabei ist entfernte Verwandtschaft freilich kein Hindernis. Nur darf sich die

Gattenwahl nicht andauernd auf denselben kleinen Kreis beschränken. Denn „fortgesetzte Inzucht", sagt Chamberlain, „innerhalb eines sehr kleinen Kreises, das, was man ‚Engzucht' nennen könnte, führt mit der Zeit zur Entartung und namentlich zur Sterilität. Zahllose Erfahrungen der Tierzucht beweisen das."*)

Es muß sich bei den Vollkommensten ein „Rassegefühl" ausbilden, kraft dessen sie die Paarung mit andern ablehnen. Völker und Individuen, ja wahrscheinlich schon Tiere, relativ reiner Rasse haben in der Tat ein solches Rassegefühl. Für uns sind heute die Engländer das beste Beispiel dafür: wie mir ein gelehrter deutscher Weltreisender erzählte, heiratet ein Engländer in den Kolonien nur äußerst selten eine Nichtengländerin, und dann meistens eine stammesverwandte Deutsche oder Skandinavierin.

5. **Blutmischung und Herkunft der Varianten.**

Die Frage der Blutmischung erledigt sich nach unsern bisherigen Ausführungen fast von selbst: zu vermeiden ist die Kreuzung mit minderwertigen Individuen und mit niedrigen Rassen. Innerhalb der europäisch-nordamerikanischen Kulturvölker soll aber dann ein weiterer Rassenunterschied nicht mehr maßgebend sein. Denn hier kommt es dann nur noch auf die individuelle Tüchtigkeit an: ließen sich doch die Merkmale geistiger und körperlicher Vollkommenheit ohne die Voraussetzung bevorzugter bestehender Rassen auffinden; wer sie auch immer besitzt, soll demnach als ein für die Reinzucht der Vollkommensten Auserlesener gelten.

Blutmischungen spielen bei der Entstehung einer vorzüglichen Rasse offenbar eine bedeutsame Rolle. Ich folge Chamberlains Ausführungen hierüber.**) Darnach ist Vermischung mit nahe verwandten hohen Typen günstig; sie muß aber zeitlich eng begrenzt und dann von strenger Reinzucht gefolgt sein. „Mit zeitlicher Beschränkung," schreibt Chamberlain, „will ich sagen, daß die Zufuhr neuen Blutes möglichst schnell vor sich gehen und dann aufhören muß;

---

*) A. a. O., Seite 282.
**) A. a. O., Seite 279—287.

fortdauernde Blutmischung richtet die stärkste Rasse zugrunde“ (S. 284). Stehen die sich vermischenden Formen einander fern, so muß vollends die Vermischung eine seltene und von sorgfältigster Reinzucht gefolgte sein. Dies sind die allgemeinen Grundsätze, wie sie *bisher* zur Bildung der hochwertigsten Rassen geführt haben. Ihre Anwendung auf unser Problem ist natürlich nur unter gewissen sinngemäßen Modifikationen möglich.

Wir dürfen nämlich, um Begriffsverwirrung nicht aufkommen zu lassen, nie unsern *leitenden* Gesichtspunkt aus den Augen verlieren. Es soll eine neue und höhere Form des Menschen nach besonderen Grundsätzen hervorgebracht werden: die Hauptrichtung der Entwicklung soll weitergeführt werden. Diese Hauptrichtung besteht in der Zunahme der geistigen Fähigkeiten; diese sollen also noch mehr vervollkommnet werden. Außerdem kommt dazu die weitere Entfaltung der menschlichen Körperschönheit als des sichtbaren Ausdrucks des entwicklungstheoretischen Fortschritts. Daraus ergibt sich aber naturgemäß ein freierer und unabhängigerer Standpunkt für die Herkunft des Auslesematerials, der so formuliert werden kann: *Wer auch immer an Geist, Charakter und Körperschönheit hervorragt, bildet die Vorstufe der neuen und höheren Form und sei als Auserlesener betrachtet.*

Doch habe ich in dem Abschnitt „Die Auserlesenen“ angegeben, daß Hoheit des Charakters und körperliche Gesundheit bei guter Durchschnittsintelligenz und Annäherung des Körpers an die Merkmale der Vollkommenheit praktisch als genügend erachtet werden sollen. Darüber bin ich dann im folgenden hinausgegangen, ebenso wie auch die letzte Formel die Ansprüche strenger faßt. Ich bin mir des kleinen Widerspruchs bewußt; doch löst er sich bei sinngemäßer Auffassung dessen, was ich meine, auf. Wir müssen einmal das *Optimum*, das *Ideal* klar zeichnen und das andere Mal das *zunächst Erreichbare* festhalten: das Optimum wäre es, wenn die hervorragendsten Individuen allein als Auserlesene gelten würden. Da es aber zu wenige

Individuen von solcher Vollendung gibt und die Durchführung des Postulats auch eine zu große Härte gegen die übrige gesinnungstüchtige Menschheit enthalten würde, da schließlich aller biologische Fortschritt eben durch Entwicklung geschieht, so sehe ich bei der praktischen Forderung von der Durchsetzung des Optimums ab, mache also eine durch die Tatsachen sich als nötig erweisende Konzession. Wenn die Menschheit einmal zielbewußt den rechten Weg überhaupt einschlägt, dann wird es auf diesem allmählich immer mehr der Vollkommenheit und der Erreichung des Optimums entgegengehen.

Die Äuserlesenen leben nun nicht räumlich auf bestimmten Teilen der Erde zusammen, sondern können allenthalben in den höheren Kulturvölkern gefunden werden. Demnach erhalten wir folgende Formel für die Herkunft der Varianten: Zerstreut durch die ganze Kulturmenschheit findet sich eine Anzahl geistig und körperlich hervorragender Individuen: sie bilden das Material für die Reinzucht der Vollkommensten.

Diese Forderungen wahren zugleich die Notwendigkeit der Blutmischung und der Reinzucht. Denn nach ihnen werden sich innerhalb der höchsten Kulturvölker Angehörige verschiedener biologischer Rassen zusammenfinden. Das werden aber einander nahe verwandte hohe Formen im Hinblick auf die Merkmale sein, die uns leiten. Diese Eigenschaften kennzeichnen sie als eine Art Rasse für sich trotz ihrer geographischen Zertstreutheit innerhalb aller Kulturvölker. So haben wir bei Innehaltung meiner Grundsätze die Tatsache von Blutmischung in biologischer Hinsicht und von Reinzucht bezüglich der Eigenschaften, die das wahre Wesen echten und höheren Menschentums ausmachen. — —

Nicht zu verwechseln sind Intelligenz, Begabung, Weisheit, Genialität mit Gelehrtheit, nicht Tugend und Güte des Charakters mit bloßer Enthaltsamkeit von Lastern oder gar nur von dem, was zur Zeit gesellschaftlich verpönt ist. Die ersteren sind angeborene Erbwerte, die anderen anerzogene

Eigenschaften. Es liegt mir fern, die Sache des Bonzen und des Moralphilisters zu verfechten!

Ebensowenig darf ästhetisches Gefühl mit dem modernen Ästhetentum oder mit dem zusammengeworfen werden, was R. Eucken „ästhetischen oder künstlerischen Subjektivismus“ nennt.*) Wiederum ist jenes vorwiegend ein Erbwert, dieser dagegen eine nachträglich angewöhnte Haltung, und zwar ein Entartungssymptom. Das Ästhetentum soll nach Preisgabe des Idealismus als einer Weltanschauung den unrettbaren Untergang im krassen und öden, doch immerhin noch ehrlichen Materialismus decken.

Da nun die Werte, auf die es uns ankommt, erbliche sein müssen, so kommen sie auch in allen Klassen der Bevölkerung vor, nicht etwa nur bei den sozial höheren Schichten. Doch sind sie innerhalb derjenigen Klassen, die Generationen hindurch einer höheren Bildung und sorgfältigeren Charakterpflege teilhaftig gewesen sind, etwas häufiger vorhanden als in andern. So führen also die Grundsätze der Reinzucht der Vollkommensten nicht zur Beschränkung des Auslesematerials auf die höheren Bevölkerungsklassen. Vielmehr finden sich die geeigneten Varianten in allen Schichten. Deswegen sei hier nochmals der Nachdruck auf den Wert des Individuums gelegt. Wer auch immer tüchtige Erbwerte besitzt, der sei als ein Auserlesener, als die Vorstufe des Heros betrachtet.

6. Der Instinkt.

In unserer Tafel der Grundsätze (S. 24) ist als letzter noch der Instinkt genannt. Über ihn ist aber nichts Besonderes mehr zu sagen, da er bereits an andern Stellen behandelt worden ist.

IV. Das System des Geistes.

Im Vorausgehenden habe ich eine reinliche Scheidung zwischen geistigen und körperlichen Eigenschaften durch-

*) R. Eucken: Grundlinien einer neuen Lebensanschauung, 1907.

geführt. Ein solcher glatter Dualismus zwischen Geist und Körper ist überall der Standpunkt der reinen und unverfälschten Erfahrung: als Erfahrung ist er Tatsache: darüber, daß unsere Erfahrung uns nirgends Monismus, sondern auf allen Gebieten den klar ausgesprochenen Dualismus zwischen Geist und Materie gibt, gibt es nichts zu unterhandeln, zu diskutieren. Denn Tatsachen stehen fest.

Für die Psychologie bestätigt James, der mit ungeheurer Strenge beflissen ist, die wirkliche und reine psychologische Erfahrung ohne Beimengungen unseres Denkens zu schildern, diesen Dualismus. Er sagt: „Die Stellung des Psychologen gegenüber dem Erkennen . . . ist ein durchgreifender Dualismus. Sie nimmt zwei Elemente an, den erkennenden Geist und das erkannte Ding und behandelt sie als nicht aufeinander zurückführbar.“ . . .*)

Erst wenn man jetzt im Denken hinter die Erfahrung zurückgeht und Metaphysik treibt, kommt man auf das Gebiet der Diskussion, nämlich darüber, ob man das Urprinzip der Welt noch als eine Zweiheit von Geist und Stoff oder als eine Einheit auffassen soll. Im letzteren Fall stehen — allgemein gesprochen — zwei Lösungen zur Verfügung, der materialistische und der idealistische Monismus. Wenn man einmal zur Annahme eines idealistischen Prinzips gelangt ist und dann noch behauptet, es sei unstatthaft, noch Genaueres über dessen Wesen auszusagen, so beruht das auf erkenntnistheoretischer Vornehmtuerei: vielmehr muß es dem gesunden Menschenverstand auf den ersten Blick klar sein, daß ein idealistisches Prinzip der Welt gleichbedeutend ist mit einem geistigen. Das läßt sich auch noch sonst sehr triftig begründen; darüber aber kann ich mich hier nicht verbreiten.

Insbesondere erkenntnistheoretische Erwägungen führen nun zur Annahme eines einheitlichen Weltgrundes, also des Monismus, und zwar des idealistischen oder Monismus des Geistes. Denn der materialistische Monis-

*) A. a. O., I, Seite 218: „The psychologists attitude towards cognition . . . . It is a thoroughgoing dualism. It supposes two elements, mind knowing and thing known, and treats them as irreducible.“

mus spielt zwar in den unklaren Köpfen der Masse noch eine große Rolle, — existiert in der wissenschaftlichen Philosophie aber überhaupt nicht mehr! Windelband z. B. bezeichnet den Versuch, „das Bewußtsein als Nebenfunktion der Materie" aufzufassen, „als Absurdität."*)

Es hängen aber alle geistigen Vorgänge im Menschen von der Beschaffenheit des Organs des Geistes in ihm, seines Gehirns ab. Das ist wiederum Erfahrung, also Tatsache; darum habe ich auch an allen Stellen des Vorhergehenden diesen Standpunkt streng festgehalten: er ist ja überhaupt die Voraussetzung für die Nützlichkeit von Höherzüchtung des Menschen in geistiger und sittlicher Hinsicht. Nicht aber erzeugt das Organ des Geistes den Geist: dies ergeben philosophische Überlegungen — und auch Intuition. Diesen Standpunkt habe ich besonders in dem Abschnitt: „Das Organ des Geistes" vertreten: ja, ich habe ihn hier gewissermaßen von der Erfahrung ausgehend von neuem begründet, auf neue Art die alte Wahrheit wieder frisch aufgefunden.

Niemand kann leugnen, daß in dieser Abhandlung zwei streng wissenschaftliche Standpunkte in reinster Harmonie miteinander dastehen: einmal der Standpunkt naturwissenschaftlicher Erfahrung, daß alle geistige Betätigung im Menschen von seinem Gehirn abhängt; das andere Mal der Standpunkt wissenschaftlicher Philosophie und des gesunden Menschenverstandes, daß der Geist und das Bewußtsein an sich sind und nicht im Gehirn erzeugt werden können. — — —

Ist der Monismus des Geistes Wahrheit, dann muß auch der Mensch sich restlos als Geist auffassen lassen, — und das geht in der Tat zwanglos. Doch ist der Gedankengang, der dazu führt, ein unabhängiger und beruht nicht auf der Voraussetzung des Monismus des Geistes. Vielmehr hilft er ihn begründen.

Ich erinnere zunächst an die terminologische Klarstellung (S. 26). Dort sahen wir, daß alles Geistige über-

*) W. Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 1903, Seite 527.

haupt aus den drei Grundklassen Denken (Erkennen etc.), Wollen und Fühlen besteht.

Zum Denken gehört das Gebiet der Wahrheit, zum Wollen das des Guten, der Sittlichkeit, des Charakters und der Gesinnung, zum Gefühl das der Schönheit. Denn das Schöne ist Gegenstand des ästhetischen Gefühls. Des näheren ist es das Schöne in Formen, Farben, Tönen und Bewegungen, das den Gegenstand der Ästhetik ausmacht. Alles das aber ist *sinnlich* wahrnehmbar, nämlich durch unsere zwei höchsten Sinne: Gesicht und Gehör. Das liegt schon in dem Wort Ästhetik.*) Dann aber ist das Schöne im Menschen nicht nur sein ästhetisches Gefühl, sondern auch seine eigene sinnliche Wahrnehmbarkeit: diese aber wird dargestellt von seinem Leib. Demnach ist der Leib des Menschen eine Offenbarung des Prinzips der Schönheit, also des Geistes, und *der Mensch ist restlos begriffen als eine Funktion der drei ewigen Ideen des Wahren, Guten und Schönen.* Denn sein Geist (Erkenntnis, Wille, Gefühl) und sein Körper (Schönheit als zum ästhetischen Gefühl gehörig) gehen rein in ihnen auf.**)

Um in der Terminologie keine Unklarheit aufkommen zu lassen, bemerke ich, daß hierbei Geist in beiden Bedeutungen gemeint ist: als Gegensatz zur Materie und als höheres geistiges Prinzip. Wenn aber die Zurückführung alles Körperlichen auf Geist als auf das an sich seiende Prinzip der Welt gemeint ist, dann ist die zweite Bedeutung die ausschlaggebende: denn der Geist an sich ist der reine Geist im unbedingten, absoluten Sinne, gleichbedeutend mit Vernunft und Logik. Nach der terminologischen Auseinandersetzung muß es jedem klar sein, daß Vernunft nicht Verstand ist: Vernunft umfaßt das ganze Geistesleben, auch das Gefühl, nur ist hierbei aus ihm alles Niedere und Unberechtigte ausgeschieden: Vernunft, Logik und Geist in

---

*) Ästhetik kommt von dem Griechischen: αἰσϑάνομαι: ich nehme mit den Sinnen wahr, oder αἰσϑητός: sinnlich wahrnehmbar.

**) Ich verweise hinsichtlich alles dessen nochmals auf meine „Idealistische Sittenlehre und ihre Gründung auf Naturwissenschaft", Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig, 1909, Preis M. 2—.

seiner höheren Bedeutung sind also der Inbegriff des vollkommenen und idealen Geisteslebens in allen drei Sphären, derjenigen der Erkenntnis, des Willens und des Gefühls. Den Sphären entsprechend unterscheide ich denn auch theoretische, praktische und ästhetische Vernunft. — — —

Ist nun der Mensch eine Funktion der Ideen der Vernunft oder des Geistes (jetzt immer in der zweiten Bedeutung gebraucht), dann geziemt es ihm auch, sein Wollen und Handeln mit Geist zu durchdringen, logisch zu gestalten. Wir haben das Ziel und den Weg zu diesem zu unterscheiden. Das Ziel ist Vollkommenheit. Diese also besteht in der völligen Erhebung des Menschen auf die Höhe des Wahren, Guten und Schönen, d. h. in der Verkörperung dieser Ideen in ihm.

Demnach kann ich nunmehr die letzte und genaueste Definition des Zuchtzieles geben: Das Zuchtziel ist die Einbettung des Geistes in den Menschen. Ist somit das Ziel alles Lebens auf der Erde die Verwirklichung von Geist in der Kreatur, dann besteht das vorhin Gesagte zu recht: auch der Weg dazu muß auf die Stufe des Geistes oder der Vernunft projiziert werden. Dies geschieht, wenn der Weg gewählt wird, den ich angegeben habe. — — —

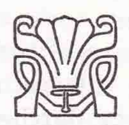
Die Liebe als die schaffende und erhaltende, also dem Gesetz des Lebens entsprechende Manifestation des Geistes, wird auch in einer durchgeistigten und nach logischen Gründen handelnden Menschheit selbstredend bestehen bleiben: sie wird herrlichere Früchte tragen denn je zuvor. Aber auch sie wird auf die Stufe des Geistes projiziert sein. Dann wird sie sich äußern in ihrer Reinheit, nämlich als Selbstverleugnung: Selbstverleugnung der Gatten, überhaupt des Mannes und des Weibes, voreinander — das ist die Liebe zwischen Mann und Weib auf die Stufe der Vernunft übertragen: das ist die Logik in der Liebe der Geschlechter zueinander. Ein erbärmlicher Wicht, der sie in dieser Reinheit für etwas Ärmeres hält als das, was die Menschen jetzt gewöhnlich unter „Liebe“ verstehen! — — —

So ist der Mensch und all sein Treiben, alles, was ihn angeht, als ein Ausschnitt aus einem großen System des Geistes restlos begriffen, und dies geschah in drei Aussagen:

1. Der Mensch ist selber ganz eine Funktion des Geistes.
2. Deshalb soll auch sein Wollen und Handeln durchgeistigt, vernünftig sein.
3. Die Liebe äußert sich auf dieser Stufe als Selbstverleugnung.

Der Mensch soll nach allem einsehen, daß die Preisgabe seiner kleinlichen sentimentalen Rücksichten und der Aufschwung auf die Höhe reinen Geisteslebens ihn nicht ärmer, sondern weit reicher machen, das Dasein erst zu wahrem Leben gestalten. Freilich bedarf es dazu einer heroischen Auffassung des Lebens von Mann und Weib und entschlossener Abwendung vom Philistertum, der Hinlenkung auch des Willens auf das Allgemeine und Absolute, auf die wahren Werte der Persönlichkeit.

So möge denn die Blüte der Menschheit unter dem Banner des Geistes über das Philisterium hinwegschreitend den Aufstieg zu größerer Vollendung antreten!



TEIL II



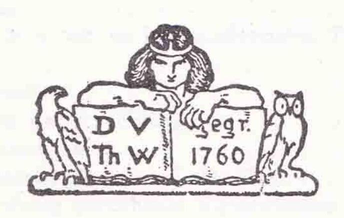
Idealistische Sittenlehre

und ihre

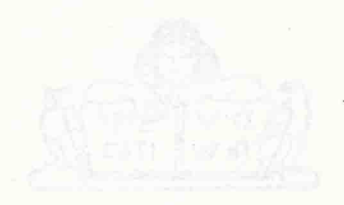
Gründung auf Naturwissenschaft

von

Dr. Paul C. Franze.



Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1909



Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

An dieser Stelle möchte ich zunächst, einem möglichen Mißverständnis vorbeugen, das beim Lesen dieser Schrift entstehen könnte: Es ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit, eine Untersuchung über Monismus und Dualismus auszuführen. Der Standpunkt, von dem ich hier ausgehe, ist der erfahrungsmäßige: es wird der Inhalt der reinen, unverfälschten Erfahrung zu erkennen und auf ihn aufzubauen versucht. Dabei entsteht notwendig ein dualistischer Standpunkt; denn dieser ist der einzige, welcher der unmittelbaren Erfahrung entspricht: nimmt man ohne jegliches theoretische Hinzutun die Wirklichkeit auf, wie sie sich uns unmittelbar gibt, so erhalten wir eine Welt des Leblosen und finden in den Lebewesen eine neue Erscheinung hinzukommen, das Psychische. Dieses Letztere können wir unmittelbar nur in uns selber wahrnehmen; allein, wir sehen, daß andere Menschen und auch Tiere die analogen Handlungen ausführen, von denen wir wissen, daß wir sie nur unter psychischen Impulsen tun, und schließen daher wohl mit Recht, daß die Handlungen jener der gleichen Quelle entspringen. So ist der Dualismus zwischen Geist und Materie der Standpunkt der unmittelbaren Erfahrung oder, wie Külpe sagt, des gesunden Menschenverstandes. Es ist die Metaphysik des Naiven.

Da ich nun in dieser Schrift von der Erfahrung ausgehe, so nehme ich in ihr, wie erwähnt, notwendig diesen dualistischen Standpunkt ein, insbesondere hinsichtlich des Menschen, dem ja natürlich die ganze ethische Betrachtung gilt: in dem unmittelbaren, unverfälschten Gegebensein erscheint uns der Mensch als aus Leib und Seele, bzw. Geist bestehend.

Dieser „praktische Dualismus der unmittelbaren Erfahrung“ aber, wie ich ihn nennen möchte, widerstreitet nicht einer definitiven Zurückführung auf Monismus. Dies

ist aber Sache einer rein theoretischen, nachträglichen Überlegung.

Nun habe ich in früheren Schriften theoretisch-philosophischer Art einen monistischen Standpunkt, und zwar den Monismus des Geistes vertreten. Dies ist aber kein Widerspruch mit dem jetzigen Standpunkt, sondern es sind nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen: dort eine theoretische, nachträgliche, hinter die Erfahrung zurückgehende, hier die rein praktische, erfahrungsmäßige, unmittelbar gegebene, wie das dem Inhalt dieses Buches als praktischer Philosophie angemessen ist.

Was ferner die Terminologie anlangt, so habe ich mich, wie das mein Grundsatz ist, möglichster Klarheit und Eindeutigkeit zu befleißigen versucht. Nur hinsichtlich eines Begriffes habe ich absichtlich mit den Ausdrücken gewechselt: das geistige Prinzip in der Welt und im Menschen wird verschieden bezeichnet, als das Absolute, absoluter Geist, Geist, Weltvernunft, Weltwille, Unbewußtes. Dies habe ich getan, um so auch rein äußerlich anzudeuten, daß der Ausdruck hier gleichgültig ist, daß es nur auf die Erkenntnis überhaupt der Tatsache ankommt, daß ein Prinzip der Vollkommenheit besteht.

Einen Blick über das Ganze werfend finden wir, daß von der Erfahrung ausgegangen und in Metaphysik und Transzendentem geendet ward. Doch das ist unvermeidlich bei jeder anthropologischen, psychologischen oder auch nur naturphilosophischen Untersuchung, die ihre Probleme tief anfaßt: ein anderes ist es, mit den vorkantischen Metaphysikern zu wähnen, man könne durch reine Vernunft das Wesen der Wirklichkeit demonstrierbar erkennen und so Metaphysik systematisch betreiben, ein anderes wieder einzusehen, daß Metaphysik nicht ganz austreibbar ist. Erkenntnis mit dem objektiven Kriterium der Wahrheit gibt es außer in der Mathematik nur durch Empirie; sie betrifft den äußeren Aspekt der Welt; gelegentlich der Wahrnehmung aber wird dem genialen Denker der innere Aspekt teilweise offenbart: er „merkt“, was die Tatsachen bedeuten. Dieses „Merken“ aber geht auf das Metaphysische; es gibt kein objektives Kriterium der Wahrheit dafür; es wird in Glaubenssätzen ausgesprochen, die subjektive Gewissheit erlangen können. Hierüber handelt ein besonderer Abschnitt des Nachfolgenden.

Endlich möchte ich noch auf die psychogene Ursache der Tatsache hinweisen, warum die Beschäftigung mit Naturwissen-

schaft bei so vielen Menschen den Glauben an Transzendentes vernichtet. Den Begriff „transzendent“ fasse ich hier ganz eng und meine damit einfach das, was einstweilen jenseits naturwissenschaftlicher Erfahrung liegt. Von der tendenziösen Ausbeutung der Naturwissenschaft in jenem Sinne seitens Einzelner und den Beschränkten und Unwissenden, die ihren Aussagen zum Opfer fallen, sich täuschen lassen, sehe ich ganz ab; ich meine etwas anderes, rein Sachliches: der ganze Betrieb der Naturwissenschaft ist ein gesetzmäßiger; es werden die regelmäßigen, bestimmten Gesetzen folgenden, abgesehen von der Biologie rein mechanisch verlaufenden Naturvorgänge beobachtet und registriert, verwertet. Dieser so ungeheuer wertvolle Betrieb trägt in seinem geschilderten Wesen des Gesetzmäßigen, der Erfahrung Zugänglichen, Wahrnehmbaren, Berechenbaren, Beweisbaren das mit sich, daß er psychologisch auf den sich ihm Widmenden dahin einwirkt, daß dieser dem nicht objektiv Evidenten, nicht sinnlich Wahrnehmbaren, nicht Beweisbaren entfremdet wird. Es ist eine absolute Tatsache, daß die Naturwissenschaft nicht das Geringste gegen das auszumachen vermag, was die Grundlagen des Glaubens an Transzendentes sind. Sie kann also nicht als logisches Argument gegen diese benützt werden. Sie ist aber de facto ganz unwillkürlich ein mächtiges psychologisches Argument dagegen, d. h. ihre Atmosphäre setzt herab oder vernichtet die Aufnahmefähigkeit der Psyche für die Sätze des Glaubens; sie hat also den Wert einer argumentatio ad hominem, eines alogischen Beweises gegen den Glauben. Für den aber, der gegen psychologische Argumente gefeit ist und mit Verständnis vorurteilslos im Buche der Natur zu lesen vermag, gewinnen die Ergebnisse der Naturwissenschaft einen andern Aspekt.

Also: nicht weil die Naturwissenschaft wirklich das geringste logische Argument gegen das Transzendente in sich schließt, wirkt sie dem Glauben an dieses entgegen, sondern lediglich auf Grund der psychologischen Konstitution des Menschen, der durch die Beschäftigung mit dem rein Erfahrungsmäßigen, wie es bei seiner eminenten Wichtigkeit die ganze geistige Atmosphäre der modernen Kulturmenschheit beherrscht, psychologisch nicht mehr aufnahmefähig für die Erkenntnisse eines ebenso wirklichen, in erkenntnistheoretischer Hinsicht aber qualitativ gänzlich anderen Gebietes wird.

Die Erkenntnis dieser Tatsache, daß der Betrieb der Natur-

wissenschaft unwillkürliche psychologische, aber keine immanenten logischen Argumente gegen die Sätze des Glaubens an Transzendentes enthält, kann manchem wertvoll erscheinen.

Daß nichts gegen die Naturwissenschaft hiermit gesagt sein soll, versteht sich von selbst. Sie ist eine der allerwertvollsten Errungenschaften der Menschheit überhaupt; bedeutet doch die naturwissenschaftliche experimentelle Methode nichts Geringeres als die sich entwickelnde Befreiung des Menschen von der Unvollkommenheit seiner psychologischen Verhältnisse hinsichtlich der Erkenntnis, der Unterscheidung von Wahrheit und Irrtum, nichts Geringeres als den Ersatz von Psychologie durch Logik, zu einer Zeit nämlich, in welcher der Mensch als solcher vermöge seiner unvollkommenen Gehirnentwicklung im unmittelbaren (nicht vom Experiment und nicht mathematisch abstrahierten) Urteilen noch fortwährend Täuschungen ausgesetzt ist. Diesen entgeht er sicher (wenigstens mit Evidenz der Wahrscheinlichkeit) nur durch die Abstraktion von sich selber beim Urteilen, und das leistet neben der Mathematik nur die experimentelle Methode.

Immer weitere Gebiete der Erkenntnis werden von der Naturwissenschaft in Angriff genommen. A l l e s Geschehen ist e i n absoluter N a t u r p r o z e s s, und so dürfen wir die berechtigte Hoffnung hegen, daß dereinst f a s t a l l e s, was uns interessiert, wenigstens als Hypothese von der Naturwissenschaft aus erkennbar sein wird.

Darum muß die Philosophie an der Naturwissenschaft orientiert sein; dies ist meine feste Überzeugung, und ich habe im nachfolgenden versucht, das für die praktische Philosophie, die Ethik, ja in geringem Grade selbst für das, was die Menschen „Religion“ nennen, zu tun. Es ist der Entwurf, der Grundriß zu einem neuen Bau, der hier vorgelegt wird; größeren Anspruch erhebt dieses Büchlein nicht.

Januar 1909.

Dr. Paul C. Franze.

Einleitung.

Die Aufgabe der Ethik ist es, eine Antwort auf die Fragen zu geben: Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Endzweck, das absolut Gewollte, das höchste Gut alles Daseins?

Das sind die Kernfragen der Menschheit überhaupt: denn bei aller Hochschätzung unserer Kulturgüter bleibt doch das Leben leer und inhaltslos, solange man nicht darüber im klaren ist, wozu man überhaupt eigentlich da ist, und welche Befriedigung man erhoffen darf, wenn man seinen wahren Lebenszweck verwirklicht.

Darum ist Ethik ein praktisches Bedürfnis der Menschheit. Sie sollte daher plausibel begründet sein, was dann der Fall ist, wenn sie sich auf eine gut fundierte Voraussetzung aufbaut und aus logisch in sich zusammenhängenden Sätzen besteht. Aber wir werden sehen, daß es sich auch dann nur um Begründung des Glaubens handeln kann, und daß auch diese nur einen Wert hat bei dem Gegebensein gewisser innerer Voraussetzungen im Individuum.

Mit der obigen Betonung, daß Ethik praktisches Bedürfnis der Menschheit sei, soll nicht etwa ihre bloße Nützlichkeit gemeint sein; der Hauptnachdruck ist vielmehr darauf zu legen, daß es ein praktisches Bedürfnis des einzelnen menschlichen Bewußtseins ist, sich eine Antwort auf die eingangs gestellten Fragen zu geben.

A. Vorbereitung zur These.

I. Wissen und Glaube. Die Lehre von der Evidenz. Die zwei Aspekte der Wirklichkeit.

Die Wirklichkeit oder die Welt überhaupt hat in erkenntnistheoretischer Hinsicht eine Außen- und eine Innenseite, einen äußeren und inneren Anblick oder Aspekt. Diesen entsprechend gibt es zwei qualitativ verschiedene Gebiete der Erkenntnis: das eine betrifft den äußeren, das andere den inneren Aspekt der Wirklichkeit. Diese zwei Arten der Erkenntnis unterscheiden sich dadurch voneinander, daß wir hinsichtlich derjenigen der Außenwelt ein wirkliches Kriterium der Wahrheit haben, nämlich die objektive Evidenz, hinsichtlich derjenigen der Innenwelt es aber kein solches, sondern in objektiver Hinsicht nur Stützen der Wahrheit gibt.

Unter Evidenz versteht man das „Einleuchten" eines Urteils als wahr; es ist das ein psychologischer Vorgang, der das wahre Urteil begleitet und beim blinden und falschen fehlt. Das logische Denken beruht auf wahrem Urteilen und dieses wiederum auf Evidenz. Es gibt Evidenz der Gewißheit und der Wahrscheinlichkeit und von beiden Arten unmittelbare und mittelbare.*)

Unmittelbar evident gewiß sind die Urteile, die ohne Beweis sofort absolut einleuchten oder auch gar nicht bewiesen werden können; z. B. „Weiß ist nicht schwarz". Solche Sätze nennt man Axiome; sie sind letzte, einfache und unbeweisbare Urteile, die unmittelbar als richtig einleuchten und als letzte Tatsachen einfach hingenommen werden müssen. Solcher einfachsten unbeweisbaren Sätze besitzt jede Wissenschaft eine Anzahl.

Unmittelbar evident wahrscheinlich sind die Urteile, die als „berechtigte Vermutungen" charakterisiert werden können.

Mittelbar evident gewiss oder wahrscheinlich sind die Urteile, die bewiesen werden können, und zwar entweder mit Gewißheit

*) Höfler, Grundlehren der Logik, 4. Aufl. 1904.

wie die Sätze der Mathematik, oder mit Wahrscheinlichkeit, wie die der Naturwissenschaft (deduktiver und induktiver Beweis).

Nach dieser Auseinandersetzung brauchen wir das Kriterium der Wahrheit, Evidenz, nicht mehr bloß als psychologische Begleiterscheinung des Urteilens aufzufassen, sondern können eine objektive Definition gewinnen; ich definiere demnach:

Unmittelbare objektive Evidenz ist die Eigenschaft eines Urteils axiomatisch zu sein.

Mittelbare objektive Evidenz ist die Eigenschaft eines Urteils beweisbar zu sein (mit Gewißheit oder mit Wahrscheinlichkeit).

Bei letzterer Definition sind Urteile, die nicht mindestens materiale Wahrscheinlichkeit besitzen, außer Betracht gelassen, weil sie die Erkenntnis in keiner Weise fördern. Darunter sind Urteile zu verstehen, die der Form nach Gewißheitsschlüsse sind, aber keine sachliche Wahrheit haben; z. B. Alle Griechen sind Dichter; Cäsar ist ein Grieche, darum ist Cäsar ein Dichter. Das ist formal ein evident gewisser Schluß; aber sachlich ist er falsch; zum Begriff des Beweises aber gehört die sachliche oder materiale Wahrheit; darum füge ich hinzu, daß bei der zweiten Definition nur Schlüsse von materialer Wahrheit in Betracht gezogen werden.

Aus diesen Definitionen ist es ersichtlich, daß ich den Begriff der objektiven Evidenz äußerst eng annehme. Aber, wenn wir ihn weiter fassen, verliert er überhaupt jeden Wert als objektives wirkliches Kriterium der Wahrheit. Als solchem muß nämlich dem Begriff der objektiven Evidenz die Notwendigkeit des Einleuchtens gewahrt bleiben, und dies ist nur dann der Fall, wenn wir es bei der gegebenen engen Fassung belassen. Ein Axiom wie: weiß ist nicht schwarz, oder ein mathematischer Beweis, oder daß die Sonne morgen früh wieder aufgehen wird, weil sie bisher immer aufgegangen ist, leuchten mit Notwendigkeit allen Menschen jederzeit ein. Nur solche Sätze nenne ich objektiv evidente.

Hinsichtlich des inneren Aspektes der Welt, ihres eigentlichen wahren Wesens und Zusammenhanges, können wir nun nicht objektiv, wohl aber subjektiv evidente Urteile aussprechen, nämlich Glaubenssätze. Die Urteile hierüber leuchten nicht mit Notwendigkeit ein.

Ich definiere: Glaube ist jedes Urteil ohne objektive Evidenz. Ein Teil von diesen besitzt aber nichtsdestoweniger subjektive Evidenz und Gewißheit.

Ist der Glaube nicht notwendig einleuchtend, so hat er andere Kennzeichen der Wahrheit, die aber immer in objektiver Hinsicht relativer Art bleiben: er ist subjektiv gewiß oder wahrscheinlich und kann eventuell objektiv begründet (nicht bewiesen) werden. Es gibt besser und schlechter begründeten Glauben im Unterschied von blindem.

Was ich damit meine, sei an einem Beispiel gezeigt: die Abstammungslehre, nach der alle Organismen das Resultat einer allmählichen Entwicklung sind, ist nicht beweisbar im strengen Sinne des Beweises, besitzt also keine objektive Evidenz und ist daher Glaube. Aber sie ist ein so äußerst triftig begründeter Glaube, daß ihm fast alle Naturforscher, also fast alle kompetenten Beurteiler anhangen. Dieses Beispiel kann als Paradigma eines vernünftigen und gut begründeten Glaubens gelten und hebt den Unterschied heraus zwischen diesem und schlecht begründetem oder blindem.

Absolutes Wissen nun wird in objektiv evident gewissen, relatives Wissen in objektiv evident wahrscheinlichen Urteilen ausgesprochen, Glauben in subjektiv evident gewissen oder wahrscheinlichen, die objektiv begründet sein können oder auch nicht.

Demnach: Es gibt Wissen, das axiomatisch oder beweisbar, absolut (Mathematik) oder relativ, präsumptiv (Naturwissenschaft) sein kann, und es gibt Glauben, der nicht axiomatisch oder beweisbar, aber subjektiv gewiß und objektiv gut begründet sein kann. Das Wissen bezieht sich auf den äußeren Aspekt der Wirklichkeit, der Glaube auf den inneren; erkenntnistheoretisch gehört jenes zum Gebiet der objektiven, dieser zu dem der subjektiven Evidenz.

Man darf also die subjektive, oft völlige Gewißheit des inneren persönlichen Erlebnisses nicht mit objektiver Evidenz verwechseln; denn es fehlt ihm die Notwendigkeit des Einleuchtens: es leuchtet anderen nicht notwendig ein und auch dem Erlebenden selbst nicht zu allen Zeiten gleicherweise.

Sittenlehre nun gründet sich auf die Auffassung von dem inneren Aspekt der Welt, von ihrem eigentlichen Wesen und

Zusammenhang; daher kann sie nur in Glaubenssätzen ausgesprochen werden. Wir haben aber gefunden, daß sie ein praktisches Bedürfnis des Menschen ist. Aus diesen beiden Sätzen folgt daher: Ethik muß als triftig begründeter Glaube vorgetragen werden. Dies zu tun, ist im nachfolgenden mein Streben.

Diese Auseinandersetzung mußte ich vorausschicken, um dem Mißverständnis zu entgehen, als hätte ich das Unmögliche versucht: den Glauben zu beweisen.

II. Grundlegung und Voraussetzungen.

1. Die Gültigkeit der Abstammungslehre.

Als Voraussetzung meiner Sittenlehre dient mir die Entwicklungstheorie, deren Behauptung ist: alle Lebewesen, Pflanzen, Tiere und der Mensch sind das Resultat einer allmählichen, über ungeheure Zeiträume sich erstreckenden Entwicklung aus Einfachstem und Unvollkommenstem zu Zusammengesetzterem und Vollkommenerem.

Diese Voraussetzung ist also zuerst auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen; dabei scheiden wir zwischen der Deszendenztheorie als solcher und den Versuchen zu erklären, wie die Entwicklung zustande gekommen ist, ihre Ursachen aufzudecken.

Die Deszendenztheorie als solche ist nicht streng beweisbar, wie schon erwähnt; nach meiner engen und scharfen Definition der objektiven Evidenz muß sie daher als ein Glaube bezeichnet werden, und damit stimmt überein, daß es sich hier um die Erkenntnis des inneren Anblicks der Wirklichkeit handelt, ihres Wesens und Zusammenhangs; wir versuchen hier, einen Teil der Innenwelt zu deuten, nämlich die Entwicklung des organischen Lebens: die Lebewesen als Körper gehören der Außen-, die Ursachen und Gesetze ihrer Entstehung der Innenwelt an.

Die Entwicklungstheorie ist aber ein objektiv äußerst triftig begründeter Glaube, der Art, daß fast ausnahmslos die Naturforscher und alle, die sich überhaupt eingehender mit Naturwissenschaft beschäftigt haben, d. h. also beinahe alle kompetenten Beurteiler, sie für richtig halten.

Die Gründe dafür will ich an dieser Stelle nur kursorisch andeuten, da sie in jedem einschlägigen Werke nachgesehen

werden können. Es sind anatomische, paläontologische, embryonale und tiergeographische.*)

a) **Anatomische Gründe** zeigen I. die Steigerung der Organisation bei aufsteigender Entwicklung: 1. in der allgemeinen Körpergliederung; Beispiel: bei Fischen geht der Kopf noch unmerklich in den Rumpf über; bei der nächsthöheren Klasse, den Amphibien (z. B. dem Frosch), ist der Kopf schon deutlich vom Rumpf durch einen Hals abgesetzt, und an diesem unterscheiden wir verschiedene Regionen: Brust- und Lendengegend; 2. in der Entwicklung einzelner Teile, zum Beispiel der Extremitäten; Beispiel: bei den niedersten Fischen, den Rundmäulern, fehlen Flossen noch ganz; bei höheren Fischen sind paarige Brust- und Bauchflossen vorhanden, und bei den höheren Klassen sondern sich die Gliedmaßen deutlich in charakteristische Teile: Oberarm, Unterarm, Handwurzel, Mittelhand, Finger, und analog bei den unteren Extremitäten: Oberschenkel, Unterschenkel, Fußwurzel, Mittelfuß und Zehen.

Die anatomischen Gründe zeigen ferner II. das zähe Festhalten an einem Grundplan bei dieser Steigerung der Organisation: 1. bei den Extremitäten; Beispiel: Flügel; diese sind bei den in früheren Erdperioden vorhanden gewesenen Sauriern (Rieseneidechsen), bei den jetzt lebenden Vögeln und Säugetieren, nämlich Fledermäusen, nach demselben Grundplan gebaut; 2. bei den sogenannten rudimentären Organen, d. h. bei Organen, die früher und jetzt noch bei manchen Tieren vollkommen ausgebildet waren, bezw. sind, und eine lebenswichtige Tätigkeit verrichten, dies aber beim Menschen nicht mehr tun und daher bei ihm verkümmert, nur noch als Reste, als Rudimente vorhanden sind. An der Stelle also, wo manche Tiere gut entwickelte Organe besitzen, hat der Mensch nur noch Reste von ihnen ohne Funktion; das ist aber nur so erklärlich, daß er sich von jenen ableitet. Beim Menschen hat man über 100 Rudimente gezählt. Beispiele: die Vögel und manche Säugetiere besitzen ein drittes Augenlid, die sog. Nickhaut, die vom inneren Augenwinkel aus quer über das Auge hinweggezogen werden kann. Beim Menschen ist nur noch ein Rudiment davon vorhanden, das völlig funktionslos ist, nämlich die halbmondförmige Falte. Die Säugetiere haben vielfach wohl aus-

---

*) Ich entnehme dies: Prof. K. C. Schneider: Einführung in die Deszendenztheorie. 1906.

gebildete Ohrmuskeln, mit denen sie die Ohren nach der Schallrichtung stellen können; das ist für sie eine wichtige Funktion. Der Mensch besitzt die Reste dieser Ohrmuskeln, die jedoch so verkümmert sind, daß er seine Ohren nicht damit bewegen kann. Bei pflanzenfressenden Säugetieren sind Blinddarm und Wurmfortsatz gut entwickelt und verrichten bei der Verdauung eine wichtige Tätigkeit; beim Menschen sind beide rudimentär und scheinbar funktionslos. Der Weisheitszahn ist bei den menschenähnlichen Affen und bei niederen Menschenrassen, den Australiern, Negern und auch noch bei den Mongolen gut entwickelt; bei uns ist er meist schlecht ausgebildet und kommt gewöhnlich erst spät und nicht in allen Exemplaren zum Durchbruch; denn normalerweise sind vier Weisheitszähne vorhanden.

b) **Paläontologische Gründe**, d. h. solche aus der Urgeschichte der Erde, der Versteinerungskunde; sie zeigen das Auftreten zuerst der niedersten und dann immer höherer Formen gemäß der zeitlichen und geologischen Aufeinanderfolge der Schichten der Erdrinde.

Im allgemeinen sind aber nur Versteinerungen von Wassertieren vorhanden und nur von harten Körperteilen, von Landtieren nur an besonders begünstigten Orten, in Höhlen, wo die toten Tiere rasch von Schlamm und Sand bedeckt wurden. Es sind also nur solche Tiere versteinert aufgefunden worden, die in früher vom Wasser bedeckten Landteilen lebten. Daher sind die Lücken in der Stammesgeschichte nicht verwunderlich.

Die wichtigste Tatsache nun der paläontologischen Urkunde ist folgende: in den untersten Schichten findet man Versteinerungen der niederen Formen, in den darauf folgenden treten nacheinander die höheren auf, bis zuletzt im Diluvium, d. h. im Anfang des Quartärs, in dem wir jetzt leben, der Mensch erscheint. Vollständig erhalten ist die Reihe des Pferdes, und in den Solenhofener Schiefern wurde eine echte Übergangsform zwischen Reptilien und Vögeln in zwei Exemplaren entdeckt, der Archäoptheryx. Das ist ein Vogel mit deutlichen Reptilienmerkmalen; so besitzt er z. B. einen Schnabel mit Zähnen, einen Schwanz aus 20 Wirbeln, an denen die Federn paarweise angesetzt sind, usw.

c) **Embryonale Gründe** zeigen, wie im allgemeinen jedes menschliche und tierische Einzelwesen bei seiner individuellen Entwicklung kurz die stammesgeschichtliche, die bis zu seiner Art heraufgeführt hat, wiederholt. Beispiele: der menschliche

Embryo hat 13 Rippen wie Gorilla und Schimpanse; die höheren Wirbeltiere und der Mensch haben als Embryonen Rudimente der Kiemen usw.

d) **Tiergeographische Gründe** zeigen hinsichtlich der Verbreitung der jetzt lebenden Arten nicht die Vermutungen erfüllt, die man bei Schöpfung der Faunen und Floren in jeder Erdperiode hegen müßte. Man sollte nämlich entweder erwarten, daß die Tiere und Pflanzen gemäß den äußeren Lebensbedingungen verteilt wären, z. B. daß alle tropischen Regionen die gleichen Tropentiere hätten, oder daß sie nach Kontinenten und Inseln sich gruppierten und charakteristische Einheiten einer Tier- und Pflanzenwelt für diese bildeten, endlich auch, daß die jetzt lebenden Arten einer Klasse wenigstens, z. B. der Säugetiere, alle von einer Organisationsstufe wären. Alles das trifft aber nicht zu: die jetzt vorhandenen Säugetiere sind durchaus nicht alle für die letzte geologische Periode, in der wir leben, das Quartär, bezeichnend, sondern zum Teil für die Sekundär- und Tertiärzeit. Beispiel: Kloaken- und Beuteltiere in Australien.

Ferner sind die Tiere und Pflanzen nicht für die Kontinente und Inseln charakteristisch, sondern in eigentümlicher Weise verteilt, was nur im Hinblick darauf, daß die Land- und Wassermassen der Erde früher anders zusammenhingen, verständlich wird.

Endlich sind die Tropenfaunen und -floren von Australien, Südamerika und Afrika verschieden voneinander.

Ich habe, wie gesagt, die Gründe für die Annahme der Deszendenz hier nur angedeutet und empfehle denn Interessenten die Lektüre des angeführten oder anderer größerer Werke.

Nach allem: die beobachteten Tatsachen sind der Art, daß die Hypothese der allmählichen Entwicklung der Organismen und ihrer Abstammung von einfacheren Formen die plausibelste Interpretation der Ursachen ihres Vorhandenseins ist. Unsere erste Voraussetzung, die Deszendenztheorie, ist also triftig begründet.

2. Erklärung, wie die Entwicklung zustande gekommen ist: durch intelligente Leitung.

Das zu Erklärende ist, wie die Bildung neuer Arten von Tieren und Pflanzen stattgefunden hat, und was ihre Ursachen sind. Dabei ist festzuhalten: „Artbildung ist einerseits Vervollkommnung, andererseits Anpassung“ (Schneider, l. c. p. 137).

Das heißt, auf der einen Seite muß die zweckmäßige Anpassung der Organismen an die Außenwelt gedeutet werden; denn diese hat zur Artbildung geführt. Auf der anderen Seite ist der Fortschritt zu höheren Stufen der Organisation zu erklären; denn auch dieser bedingt Neubildung von Formen.

Ich gebe zunächst kurz die Thesen, Definitionen und Kritiken der wichtigsten Erklärungsversuche an:

a) Der Lamarckismus.

Lamarck begründete 1809 die Abstammungslehre in seiner „Phylosophie zoologique“.

I. Thesen: 1. Die Tiere fühlen (unter neuen Situationen) das Bedürfnis nach einem neuen Organ, besitzen also die (unbewußte) Vorstellung davon und haben die Fähigkeit, es dann (allmählich) hervorzubringen.

2. Der gleichfalls auf dem Bedürfnis (also der Empfindung, Vorstellung) beruhende stärkere Gebrauch eines Organs stärkt dieses und läßt es zunehmen; analog wird ein wegen fehlenden Bedürfnisses nicht benutztes Organ schwächer und nimmt ab.

3. Die kleinen Beträge, die das einzelne Tier auf diese Arten gewinnt, vererben sich auf seine Nachkommen; dadurch allein wird es natürlich denkbar, daß schließlich durch Summierung auf Grund eben der Vererbung des Erworbenen das neue Organ oder die Stärkung des vorhandenen (bezw. seine Abnahme) zustande kommt.

Das Bedürfnis vermag also, qualitativ und quantitativ Neues zu erzeugen: neue Organe und Stärkung (bezw. Abnahme) vorhandener.

4. Bei Pflanzen kann von Gebrauch und Nichtgebrauch jedoch nicht die Rede sein; hier kommt die Abänderung durch die allem Lebenden innewohnende Eigenschaft, direkt auf die Reize der Umgebung zu reagieren, zu stande. Solche Reize sind Nahrung, Temperatur, Klima, Feuchtigkeit und Licht. Diese unmittelbare Bewirkung soll auch bei Tieren vorkommen, jedoch hier gegenüber den anderen Faktoren weniger Bedeutung haben.

II. Beispiele (nach Schneider l. c.): „Der Vogel, der auf dem Wasser Beute sucht, will gut schwimmen; darum spreizt er die Zehen aus, was einen Reiz auf die Haut zwischen den Zehen ausübt, der bei Andauer zur Ausbildung von Schwimm-

häuten führt. Die langen Beine der Watvögel entstanden durch das andauernde Hineinwaten ins Wasser, der lange Hals der Giraffe durch das Recken des Halses nach hohen Blättern, der lange Mittelfinger des Fingertieres durch den Versuch, aus röhrenförmigen Pflanzenteilen das Mark der Insektenlarven herauszuholen. Die lange Zunge des Spechtes nebst ihrer komplizierten Muskulatur und den bis zur Schädeldecke reichenden Hörnern [der Zunge] vervollkommnete sich durch Gebrauch; die Schlange ward so dünn und lang, weil sie sich kriechend durch enge Räume hindurchzwängen mußte, das Geweih des Hirsches entstand durch den Kampf. Die Fischotter erwarb ihre Schwimmhäute und den Ruderschwanz ebenso wie die Schwimmvögel durch Übung; beim Nerz sehen wir diese Anpassung an das Wasserleben erst gering angedeutet, beim Seehund ist sie viel stärker ausgeprägt als bei der Otter, am stärksten ist sie beim Delphin und beim Wal. Durch immer wiederholtes Ausstrecken und Schlagen mit den Armen entstanden die Flughäute der Flugtiere, durch fortgesetztes Scharren die Grabfüße des Maulwurfes, durch sprungweise Bewegung die Sprungfüße der Springmaus, durch versuchsweise Verwendung des Schwanzes beim Klettern die Kletterschwänze der Wickelbären und anderer Formen. In entsprechender Weise führte der Nichtgebrauch zum Verlust der Augen bei Höhlentieren, ...“ usw.

III. Definition. Der Lamarckismus ist die Lehre von der direkten oder aktiven Anpassung durch mittelbare Bewirkung, wobei die Vorstellung, die Psyche, das Mittel ist. Daneben hat er das Prinzip der unmittelbaren Bewirkung durch Reaktion auf Reize der Außenwelt. Er ist ferner die Lehre der bestimmt gerichteten Variationen, der funktionellen Anpassung. Alle Abänderungen sind für Lamarck zweckmäßige Reaktionen.

IV. Kritik. 1. Bejahend: Der Lamarckismus berücksichtigt die Tatsache, daß ein Psychisches in allem Lebenden vorhanden ist, dann aber zweifellos bei dem Zustandekommen der notorisch überall vorhandenen zweckmäßigen Anpassungen nicht ganz passiv sich verhalten kann; ferner verwertet er die elementare Eigenschaft alles Protoplasmas, auf Reize zu reagieren. Er macht auch die Entstehung der rudimentären Organe verständlich, die der Darwinismus nicht zu erklären vermag. Er versucht also, das Positive der Artbildung plausibel zu gestalten, was der bloße Kampf ums Dasein der Darwinschen Theorie nicht kann; denn dieser leistet

bloß etwas für die Deutung der Eliminierung des Unpassenden, also für die negative Seite der Neubildung der Formen.

2. Verneinend: a) Der Lamarckismus bedarf der Annahme, daß im individuellen Leben erworbene Eigenschaften vererbt werden. Dies ist aber unbewiesen: bis jetzt kennt die Wissenschaft nicht einen einzigen Fall von sicherer Vererbung einer erworbenen körperlichen Eigenschaft; darum darf eine wissenschaftliche Theorie nicht damit rechnen; denn sie muß streng auf dem Boden von beobachteten Tatsachen bleiben. „Ein negativer Beweis gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften ist nach Weismann die Existenz steriler Arbeiter und Soldaten in den Ameisenkolonien. Wenigstens die Charaktere der Soldatenformen dürften sicher erst entstanden sein, als bereits die Arbeitsteilung in der Kolonie vollzogen war. Besonderes Gewicht zu legen ist auf die Arbeiterinnen von Polyergus refuscens (rote Amazonenameise), die Sklaven halten und sich von ihnen füttern lassen, ja zur eigenen Ernährung ganz unfähig geworden sind. Dieser seltsame Instinkt konnte nun nicht durch die Arbeiterinnen selbst, die ihn doch erworben haben müssen, vererbt werden, sondern nur durch die fruchtbaren Weibchen, die ihn gar nicht ausüben. Weismann betont mit Recht, daß es sich hier keinesfalls um physiologische Variation handeln kann, sondern nur um Keimesvariation, deren Vererbung selbstverständlich ist. Romanes, der zwar mit Perrier glaubt, daß die Sonderung der Ameisen in fruchtbare Weibchen und Arbeiterinnen bereits vor Erwerbung der Sterilität letzterer stattfand, muß doch in Hinsicht auf manche Instinkte Weismann zugestehen, daß sie erst später aufgetreten sein können, daß also ihre Vererbung lamarckistisch nicht erklärbar ist.

Ein weiterer negativer Beweis liegt nach Klebs darin, daß die Hefepilze, trotzdem sie nun schon durch Jahrhunderte rein vegetativ sich vermehrt haben, doch die Fähigkeit zur Vermehrung durch Sporen nicht einbüßten, da die Fortpflanzungsorgane jederzeit hervorgerufen werden können.“ (Schneider, l. c. p. 114).

Meines Erachtens liegt ein negativer Beweis gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften in der Tatsache, daß die Kinder noch ohne die Fähigkeit der Sprache geboren werden und das Sprechen nach wie vor mühsam erlernen müssen. Hier haben wir eine fundamentale Eigenschaft aller Menschen, die wohl besteht seit der ersten Menschwerdung, also seit dem Diluvium,

dem Beginn unserer jetzigen Erdperiode, des Quartärs, und dennoch ist noch keine Spur einer Vererbung zu bemerken.

Die Vererbung erworbener Eigenschaften muß also nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft als nicht vorhanden betrachtet werden.

b) Detto (l. c. p. 62) weist auf einen Zirkelschluß des Lamarckismus hin: „Untersuchen wir nun, in welchem Verhältnisse der Lamarckismus zu diesem Problem steht, so ergibt sich das sehr merkwürdige Resultat, daß der Lamarckismus das Problem selbst zum Erklärungsgrunde macht, indem er die Tatsache, daß der Organismus zweckmäßiger Reaktionen (Regulationen) fähig ist, erklärt aus der Fähigkeit, sich geänderten Bedingungen anpassen zu können. Dieser Zirkel bedarf keiner besonderen Beleuchtung; in ihm liegt der innere Widerspruch der Theorie."

c) Der Lamarckismus vermag, die passiven Anpassungen nicht zu erklären. Das Nähere über sie ist beim Darwinismus unten gesagt.

d) Ich möchte selber auf etwas anderes noch aufmerksam machen: nach Lamarck vermag das Bedürfnis (die Vorstellung) auch völlig neue Organe hervorzurufen: „Denn die ‚Anstrengungen des inneren Gefühls', die ein Organ zur Erfüllung einer Befriedigung entstehen lassen, sind nicht die Erfüllung, die Funktion selbst; vielmehr wird ein Organ gefordert, daß die noch nicht vorhandene und deshalb notwendige Funktion erst ausführen soll" (Detto. l. c. p. 61; von mir gesperrt). Hier nun berücksichtigt Lamarck ein Axiom der Psychologie nicht; dieses besagt, daß keine Erkenntnis, keine Vorstellung ohne ein anschauliches Bild vollzogen werden kann. Dieses Axiom wurde von Aristoteles entdeckt und in dem berühmten Satze ausgesprochen: „Οὐδέποτε νοεῖ ἄνευ φαντάσματος ἡ ψυχή", d. h.: „Niemals erkennt (denkt, stellt vor) die Seele ohne ein Bild", oder kurz: „die Seele denkt in Bildern". Was das bedeutet, kann man sich z. B. bei der Bildung abstrakter Begriffe, wie „Menschheit", „Tierwelt" klar machen: man kann sich die Menschheit etc. nicht vorstellen, ohne seinem Erkenntnisvorgang das anschauliche Bild einzelner konkreter Menschen unterzuschieben. Ich will für später den griechischen Ausdruck „Phantasma" für diese Bilder beibehalten, die allem Vorstellen zugrunde liegen.

Nun ist es aber klar, daß das Tier sich keine Vorstellung des Neuen, zu Bildenden auf Grund seines Bewußtseins machen kann; denn seiner Erfahrung ist das zu Erreichende, das gewünschte Organ, doch völlig fremd; daraus folgt: das Phantasma müßte in einem höheren allgemeinen Bewußtsein vorhanden sein, mit dem die Tiere verbunden sind. Daß ein solcher Zusammenhang aller Lebewesen mit einem höheren umfassenden Bewußtsein besteht, hat E. v. Hartmann von der Biologie ausgehend in triftiger Weise begründet; es ist das unbewußte Seelenleben aller Organismen, das sie mit jenem verbindet (das v. Hartmann ebenfalls als „Unbewußtes" bezeichnet; l. c.).

Könnte also der Lamarckismus überhaupt angenommen werden, so würde er das Vorhandensein einer höheren Intelligenz fordern und bestätigen auf Grund jenes Axioms der Psychologie. So könnte er dann auch die Steigerung der Organisation plausibel machen (falls erworbene Eigenschaften vererbbar wären).

e) In der Tat vermag der Lamarckismus in seiner eigenen Fassung aber, die Steigerung der Organisation nicht zu deuten: „Lamarckismus und Darwinismus berücksichtigen nur die zweite Seite des Entwicklungsproblems". (nämlich die Anpassung, nicht die Vervollkommnung; Schneider l. c. p. 137).

Nach allem: Der Lamarckismus ist unfähig, die Artbildung zu erklären.

b) Der Darwinismus.

Darwin wurde durch die Erfolge der künstlichen Züchtung zu seiner Lehre angeregt: der Züchter wählt solche Individuen aus, die ein Merkmal, das er zu züchten wünscht, in geringem Grade aufweisen; diese läßt er sich paaren und züchtet die Nachkommen in Reinzucht weiter, sie vor Kreuzung bewahrend. Auf diese Art gelingt es ihm, indem er für die Reinzucht immer die Paare verwendet, die das Merkmal am stärksten ausgeprägt enthalten, allmählich neue Rassen zu gewinnen, die eben durch das Vorhandensein dieses neuen Kennzeichens in größerer Vollkommenheit sich von der Stammform unterscheiden. Darwin nimmt nun an, daß analog in der Natur neue Arten entstünden; der Züchter ist hierbei der Kampf ums Dasein, die Konkurrenz, vermöge deren die besser ausgestatteten Individuen erhalten bleiben und sich fortpflanzen, während die andern untergehen und von der Vermehrung ausgeschlossen werden. Was im Kulturzustand die

Rassen sind, das sind im wilden Leben die Varietäten (v. Nägeli, l. c. p. 234).

I. Thesen: 1. Allenthalben in der Natur besteht die sog. individuelle Variabilität der Organismen: keine zwei Individuen gleichen sich ganz, z. B. hat kein Baum zwei völlig gleiche Blätter etc. Diese individuelle, kontinuierliche oder fluktuierende Variabilität ist eine Tatsache, mit welcher der Darwinismus als gegeben rechnet, die seine Voraussetzung ist, die er daher nicht zu erklären strebt. Die Qualität dieser Abänderungen liegt also im Organismus, nicht in der Außenwelt; freilich wirkt diese als Reiz und trägt somit zur Entstehung der Variation bei. „Die Außenwelt kann bestimmen, welche Qualität in Erscheinung tritt, aber nur welche von den konstitutionell möglichen; d. h. die Außenwelt wirkt nur in Form des auslösenden Reizes auf den Organismus ein". (Detto, l. c. p. 191).

Daß es tatsächlich diese individuellen, kleinen Variationen sind, die Darwin zugrunde legt, und mit deren Erblichkeit er rechnet, geht aus seinem Hauptwerk klar hervor, z. B. aus folgender Stelle: „The many slight differences, which frequently appear in the offspring from the same parents, or which may be presumed to have thus arisen, from being frequently observed in the individuals of the same species inhabiting the same confined locality, may be called individual differences". . . „These individual differences are of the highest importance for us, for they are often inherited as must be familiar to every one; and they thus afford materials for natural selection to act on and accumulate, in the same manner as man accumulates in any given direction individual differences in his domesticated productions". (l. c. p. 50).

Diese kleinen, richtungslosen, individuellen Variationen werden von Schneider als nicht erblich, daher als keine Unterlage für die Selektion bietend, bezeichnet (l. c. p. 83). Doch ist auch er in dieser Ansicht nicht ganz fest. Nach Galton, Pearson und den sogenannten Biometrikern könne vielleicht doch im Laufe der Zeit eine Befestigung der Charaktere, also volle Erblichkeit eintreten; nach ihrer Ansicht könne also die individuelle Variation als Grundlage der Selektion dienen. „Es bestehen somit zwei verschiedene Deutungen der angegebenen Befunde, die beide etwas für sich haben". (Schneider, l. c. p. 69).

Auf das bestimmteste betont dagegen Wallace, der hervor-

ragende englische Naturforscher, den erblichen Charakter der Variationen, mit denen der Darwinismus rechnet: „I may state in passing that the first of the above statements is simply untrue, since the ‚transmission‘ of the variations on which Darwinism rests is not an assumption, but a universally admitted fact“. (A. R. Wallace, l. c.; von mir gesperrt).

Die erste These ist also das Vorhandensein kleiner, richtungsloser, individueller Variationen, die erblich sind (auch Schwendener, l. c.).

2. Der Kampf ums Dasein, die Selektion oder Auslese. In der ganzen Welt der Lebewesen herrscht nun nach Darwin eine ununterbrochene Konkurrenz, der sog. „Kampf ums Dasein“. Darunter versteht man „die Gesamtheit aller Einwirkungen der Außenwelt, seien es solche der anorganischen Natur, seien es solche anderer Organismen, Tiere oder Pflanzen“. (Klebs; Detto, l. c. p. 25). Auf den Kampf ums Dasein kam Darwin durch die bekannte Malthussche Lehre. Durch diesen Ausleseprozeß wird das den Lebensbedingungen weniger gut Angepaßte vernichtet, eliminiert, während die günstigen Abänderungen weiter gezüchtet werden, so sich steigern und im Laufe der Zeit zur Neubildung von Arten führen. Notwendig ist es natürlich dafür, daß eine ungeheure Anzahl von Individuen dem Auslesprozeß zur Verfügung steht; aber das trifft in der Regel auch zu: es werden viel mehr Individuen geboren, als am Leben bleiben: der Hering erzeugt jährlich 40 000, der Stör 2 Millionen Eier etc. Andererseits wird mit ungeheuren Zeiträumen gerechnet, so daß auch bei einer geringeren Erzeugung von Nachkommen keine ernste Schwierigkeit entsteht. Die Dauer aller geologischen Perioden beträgt nach der einen Schätzung 200 Millionen, nach der Lord Kelvin's 20 Millionen Jahre, diejenige des Tertiärs nach Blyth 3 250 000, nach Mayer-Eimar 325 000 Jahre (Schneider, l. c. p. 49 und 54).

3. Die geschlechtliche Zuchtwahl ist ein Hilfsprinzip des Darwinismus, das stark angefochten wird. Es wurde von Darwin aufgestellt, um das Vorkommen der eigentümlichen Schmuckapparate vieler männlichen Tiere zu erklären, die im Kampf ums Dasein keinen Vorteil bieten; das sind z. B. die Ornamente vieler Insekten, das prächtige Gefieder der Argusfasane, der Kolibris etc., die leuchtenden Farben der Schmetterlinge u. v. a.

Hier sollten die Weibchen der auslesende Teil sein, indem sie nur die so ausgestatteten Männchen zur Paarung zuließen.

4. Funktionelle Anstrengung stärkt ein Organ und umgekehrt; das ist eine Anleihe beim Lamarckismus und setzt die Vererbung erworbener Eigenschaften voraus, an die Darwin glaubte (Pauly, l. c. p. 24).

5. Endlich ist für den Darwinismus die Korrelation der Teile im Organismus verwertet worden (Schneider, l. c. p. 57). Man versteht darunter die merkwürdige Tatsache, daß mit bestimmten Veränderungen eines Organs im Körper stets „korrelative" Veränderungen anderer Organe verbunden sind; so haben z. B. weiße Katzen immer blaue Augen und sind taub; dreifarbige Katzen sind stets weiblichen Geschlechts; Schwangerschaft verändert die Brustdrüsen, etc. Diese Korrelation macht es leichter verständlich, wie bei der Selektion neue Arten entstehen können; denn durch ihr Vorhandensein braucht nicht jeder Teil des Körpers einzeln ausgelesen zu werden, sondern Auslese gewisser Teile bringt die von andern mit sich.

II. Beispiele: Die Stützen des Darwinismus sind die überaus zahlreichen passiven Anpassungen, die, wie oben erwähnt, vom Lamarckismus nicht gedeutet werden und auch nicht durch unmittelbare Reaktion auf Reize entstanden sein können, weil keine solchen für diese Abänderungen nachweisbar sind. Beispiele sind: die Schrilladern und Schrillkanten der Flügeldecken der Laubheuschrecken, mittels deren diese das bekannte Geräusch hervorbringen; die Putzscharte an den Vorderextremitäten von Nomada (einer Bienenform) zum Reinhalten der Antennen; die fleischfressenden Pflanzen, deren etwa 500 Arten bekannt sind; die merkwürdige Einrichtung der Krabben zur Selbstverstümmelung behufs Rettung aus Gefahr: ergreift ein Feind das Bein einer Krabbe, so bricht dieses an einer ganz bestimmten Stelle ab, wodurch das Tier befreit wird; die Schutzfärbungen an Eiern und an Tieren: die Tiere der nordischen Gebiete sind häufig weiß gefärbt, die der Wüste gelb (Schneider, l. c. p. 119 ff.). Die Beispiele sind sehr zahlreich; doch will ich mich hier auf die angeführten beschränken.

III. Definition. Der Darwinismus ist die sog. Selektionslehre oder die vom Kampf ums Dasein als artbildendem Faktor, die Lehre von der indirekten, passiven Anpassung; er legt die richtungslosen Variationen zugrunde; er will eine mechanische

Erklärung der Formenbildung sein. Die zweckmäßigen Anpassungen sind für ihn einfach das Übriggebliebene aus dem Kampf ums Dasein; sie sind also passiv, mechanisch zu stande gekommen.

IV. Kritik, 1. Bejahend: Der Darwinismus braucht die Vererbung erworbener Eigenschaft nicht, verfällt also nicht in die Schwierigkeit, diese beweisen zu müssen (Schneider, l. c. p. 117) (Daß Darwin daran glaubte und eine diesbezügliche Anleihe beim Lamarckismus machte, ändert das nicht). Er erklärt ferner allein die außerordentlich zahlreichen passiven Anpassungen. Er nimmt Rücksicht auf den tatsächlichen ungeheuren Vorteil guter Erbwerte, auf den eminenten Vorsprung, den ein von Geburt günstig ausgestattetes Individuum auf allen Gebieten des Lebens vor anderen voraus hat.

2. Verneinend: a) Die kleinen richtungslosen Variationen, von denen die Selektionstheorie ausgeht, haben keinen Auslesewert: „Falls es wirklich einen Selektionswert geben sollte, so ist dieser doch nicht sofort da. Ein weißer Hase ist ja nicht ohne weiteres gegeben, sondern es tritt zunächst eine Graufärbung des Felles, ein Fleckigwerden durch reichere Entwicklung weißer Haare ein". (Schneider, l. c. p. 56. Im gleichen Sinne von Nägeli, l. c. p. 313). Die kleinen Abänderungen, die zunächst auftreten, sind also wertlos im Kampf ums Dasein; dann können sie sich eben auch nicht durch „Auslese" steigern.

b) „Aber wenn dieselben (die kleinen Variationen) auch, was nie möglich ist, sofort beträchtlich genug wären, um einen erheblichen Vorteil zu gewähren, so könnten sie, weil nur in wenigen Individuen eintretend und ohne Konstanz, keine ausgiebige Verdrängung und Reinzucht bewirken. Es zeigen beispielsweise 4 auf 1000 Individuen die allernützlichste Variation, so geht sie durch Kreuzung wieder verloren". (v. Nägeli, l. c. p. 313). Kreuzung verhindert also in der Natur die Reinzucht (sofern keine weitere Ursache angenommen wird, die eben die Reinzucht dennoch veranlaßt).

c) Der Kampf ums Dasein vermag also nicht, positiv artbildend zu wirken, sondern nur säubernd, eliminierend; er schafft die Lücken zwischen die einzelnen Arten, räumt das Unpassende hinweg (Schneider, l. c., v. Nägeli, l. c., Schwendener, l. c. u. a.).

d) Der Darwinismus kann die rudimentären Organe nicht erklären (Schneider, l. c. p. 119, Pauly, l. c. p. 91).

e) Es erscheint unbefriedigend, „das Zustandekommen der notorischen Zweckmäßigkeit, welche uns überall in der belebten Natur entgegentritt, durch Zufall erklären zu wollen". (Schwendener, l. c. Ein solcher rein psychologischer Grund [„unbefriedigend"] ist natürlich nicht viel wert!).

f) Der Darwinismus vermag, die Steigerung der Organisation nicht zu deuten. Hier gilt zunächst der unter der Kritik des Lamarckismus am Schlusse zitierte Satz, daß auch die Selektionslehre nur die Anpassungen, nicht die Steigerung ins Auge faßt (v. Wettstein; Detto, l. c. p. 53).

Freilich glaubte Darwin selber, die Steigerung mit zu erklären; denn er sagt: „It leads to the improvement of each creature in relation to its organic and inorganic conditions of life; and consequently, in most cases, to what must be regarded as an advance in organisation. Nevertheless low and simple forms will long endure if well fitted for their simple conditions of life". (l. c. p. 160).

Übrigens enthält die Kritik, daß die kleinen Abänderungen keinen Auslesewert besitzen, schon diese, daß die Steigerung nicht durch ihre Selektion erklärbar sei. Es wäre also ungerecht zweimal zu tadeln. Sobald, wie wir unten sehen werden, ein Prinzip eingeführt wird, daß die Auswahl dennoch trifft, erklärt sich auf Grund der Auslese dieser kleinen Abänderungen die Steigerung sehr wohl.

Soll in der Natur Reinzucht durchgeführt werden, worauf allein die Neubildung von Formen und insbesondere die Vervollkommnung beruhen kann, so muß auch hier ein intelligentes Prinzip die Tiere veranlassen, sich gemäß der Nützlichkeit der Variationen für die Hervorbringung des Gewollten zu paaren, ganz analog wie der menschliche Wille dies bei der künstlichen Züchtung neuer Rassen in der Domestikation tut, und welch letzteres ja Darwin als Ausgangspunkt seiner Theorie genommen hat.

Nach allem: Der Darwinismus kann (ohne Annahme eines intelligenten Prinzips) die Neubildung der Arten nicht erklären.

c) Der Neo-Lamarckismus.

Eine große Anzahl hervorragender Naturforscher anerkennt zwar die Unzulänglichkeit des Lamarckismus, verwertet aber dennoch die

Tatsache der Reizbarkeit alles lebenden Stoffes, um darauf eine Theorie der Neubildung der Arten durch direkte Anpassung an die Umgebung zu gründen. Zu diesen gehören außer Lamarck selber: H. Spencer, v. Nägeli, Eimer, Warming, v. Wettstein, Schwendener. Ungefähr gleichzeitig mit Lamarck sprachen das Prinzip der unmittelbaren Bewirkung aus: Buffon, Geoffroy de St. Hillaire, Erasmus Darwin, Treviranus, Goethe. Es anerkannten es ferner: Romanes, Haeckel, Oskar Hertwig und Charles Darwin selber u. a. (Detto; Schneider, l. c).

I. Thesen: 1. Die Lebewesen haben die Eigenschaft, durch direkte Reaktion auf Reize sich der Umgebung anzupassen; diese Anpassung kann fixiert werden und zur Entstehung neuer Arten führen.

2. Manche Neo-Lamarckianer nehmen noch besondere Prinzipien an, um den Fortschritt der Organisation zu erklären; so führt v. Nägeli einen immanenten Vervollkommnungstrieb ein.

II. Beispiele: Daß Organismen sich direkt der Umgebung anzupassen vermögen, wird von den meisten Naturforschern als Tatsache angesehen. Das Wassergewebe gewisser Pflanzen (Cyanotis zeylonica u. a.) ist an trockenen Standorten reichlich, an feuchten schwach ausgebildet: „Die Pflanze richtet sich also ganz nach ihren jeweiligen Bedürfnissen ein". (Schwendener, l. c.). Pflanzen sind fähig, sich durch Wachstum zu drehen und zu krümmen, um so eine günstige Lage und Richtung zu erlangen. Landpflanzen sind an ihrer Oberfläche durch eine Korkschicht gegen Verdunstung geschützt u. v. a. (v. Nägeli, l. c.).

III. Definition: Der Neo-Lamarckismus ist die Lehre von der direkten unmittelbaren Bewirkung, der aktiven Anpassung, den bestimmt gerichteten Variationen.

IV. Kritik. 1. Bejahend. Diese Theorie nimmt Rücksicht auf das tatsächliche Vorhandensein eines Psychischen in allem Lebenden (Francis Darwin sagt nach einem mir vorliegenden Referat: „In all living things there is something psychic" l. c.), ferner auf die offenkundige Abhängigkeit der Organismen von den äußeren Lebensbedingungen; sie erklärt die notorische Zweckmäßigkeit in befriedigenderer Weise, als dies durch Annahme des bloßen Zufalls als einer Ursache geschehen kann.

2. Verneinend. a) Wie Lamarck so müssen auch alle Neo-Lamarckianer die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften annehmen (Schneider, l. c. p. 88; Schwendener). Es liegt ihnen also die Verpflichtung ob, dies zu beweisen, was bis heute noch unmöglich ist.

b) Die passiven Anpassungen können nur durch Selektion plausibel gemacht werden.

c) Auch der Neo-Lamarckismus vermag, die Steigerung der Organisation nicht zu erklären. Hier muß ich mich etwas eingehender mit dem hauptsächlichen Versuch beschäftigen, der zu diesem Behufe unternommen worden ist, nämlich mit dem Vervollkommnungstrieb v. Nägelis. Er nimmt eine besondere Substanz in den Organismen als Träger der erblichen Eigenschaften an und nennt sie Idioplasma. Die äußeren Einflüsse bedingen die Anpassungen an die Umgebung innerhalb einer Organisationsstufe und diese werden dadurch erblich, daß jene bei genügend langer Dauer ihrer Einwirkung auch das Idioplasma beeinflussen; ferner hat dieses die immanente Eigenschaft, in bestimmt fortschreitender Richtung sich zu vervollkommnen; dadurch wird das Emporsteigen der stammesgeschichtlichen Entwicklung erklärt: „Die phylogenetische Entwicklung besteht also darin, daß das Idioplasma durch die inneren Ursachen stetig komplizierter wird“. (v. Nägeli, l. c. p. 181).

Um die Möglichkeit eines solchen Triebes plausibel zu machen, beruft sich v. Nägeli auf die Gesetze der anorganischen Natur, insbesondere auf den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, das Entropiegesetz; dieses besagt: bei allen Energietransformationen besteht die Tendenz, in Wärme überzugehen. Das Gesetz gibt die Richtung der natürlichen Energietransformationen an; Beispiele natürlicher Energietransformationen sind: Bewegung geht in Wärme, chemische Energie in Bewegung (Explosion), Elektrizität in Wärme über. Ein Beispiel einer dem Entropiegesetz entgegengerichteten Energietransformation ist: Wärme wird in Bewegung oder in Elektrizität übergeführt. Ferner besagt das Entropiegesetz: eine ihm entgegengerichtete Transformation kommt nur zustande unter einem äquivalenten Opfer. Ein solches ist die gleichzeitige, für das Endprodukt nutzlose, Abwickelung einer im Sinne des Entropiegesetzes verlaufenden Energietransformation. Es geht also aus der Entropie hervor, daß alle physikalischen Vorgänge in der anorganischen Natur die

Neigung haben, in einer bestimmten Richtung zu verlaufen, nämlich in Wärme überzugehen.

Von Nägeli nimmt nun in den Organismen innere Ursachen an, die ebenfalls eine Veränderung in bestimmter Richtung, und zwar in derjenigen einer aufsteigenden Organisation, nach mechanischen Gesetzen bedingen.

„Wie aus dem Vorhergehenden sich ergibt, sind die inneren Ursachen, welche die stete Veränderung des Idioplasmas, und zwar im Sinne einer mannigfaltigeren Gliederung desselben, und dementsprechend auch die stete Veränderung der Organismen im Sinne einer zusammengesetzteren Organisation und Funktion bedingen, nichts anderes, als die der Substanz anhaftenden Molekularkräfte."

„Im großen und ganzen ist die Tendenz zu einer bestimmten Veränderung als zweites Gesetz der mechanischen Wärmetheorie oder als Gesetz der Entropie von Clausius begründet worden. Das unserer Erfahrung zugängliche Weltall wandelt sich unaufhörlich in dem nämlichen Sinne um und strebt, während es strenge dem Gesetz von der Konstanz der Energie unterworfen bleibt, einem Maximum der Entropie zu.

Bei der Entwicklung der organischen Reiche herrschen ebenfalls die beiden Gesetze der Energie und der Entropie."

„Das Gesetz der Entropie bewährt sich im Weltall und im organischen Mikrokosmus in der nämlichen Weise". (v. Nägeli, l. c. pp. 116, 118, 119).

„Die bisherige Betrachtung hat zu dem Ergebnis geführt, daß die notwendige Folge der inneren mechanisch wirkenden Ursachen eine stetige in bestimmter Bahn fortschreitende Entwicklung der Stammbäume sein muß; auch die äußeren Einflüsse wirken, wie wir später sehen werden, während größerer Zeiträume langsam verändernd ein". (l. c. p. 132).

Aus diesen Stellen geht also deutlich hervor, daß v. Nägeli einen immanenten rein mechanischen Vervollkommnungstrieb der Organismen annimmt, auf dem die Steigerung des Baues beruhe.

Nun ist aber v. Nägelis Vergleich mit dem Entropiegesetz einfach falsch: dieses besagt nämlich genau das Gegenteil von seinem Vervollkommnungstrieb; das Entropiegesetz drückt aus, daß alle physikalischen Verläufe in der Natur (soweit wir sie beobachten können) die Tendenz zu einer Verflachung haben, zum Übergang und zur Umwandlung in die mindestwertige

Energieform, nämlich Wärme: es ist ein Niedergang, ein Prozeß in der Richtung nach unten, nach dem Unvollkommensten und Einfachsten, der, wie die Entropie angibt, sich in der leblosen Natur überall abspielt; man kann sogar, natürlich ohne Beweiskraft, auf das Entropiegesetz die Vermutung von einem bevorstehenden „Wärmetod" des physischen Weltalls gründen. Also: der einzige bestimmt gerichtete Verlauf in der Natur, den wir kennen, ist genau das Gegenteil von einem mechanischen Vervollkommnungsprozeß!

So ist tatsächlich v. Nägelis immanenter Vervollkommnungstrieb der Lebewesen phantastischer Natur und nicht von andern Forschern ernst genommen worden: „Da überdies solch innere Ursachen, auch im Nägelischen und de Vriesschen Sinne, völlig dunkel und rätselhaft erscheinen, so liegt darin ein weiterer Grund, eine Autogenese, auch in ihrer Modifikation als Ektogenese abzulehnen". (Schneider, l. c. p. 137). In diesem Satz wendet sich Schneider zugleich gegen die Theorie v. Eimer, der alle Artbildung, auch die Steigerung, als „stammesgeschichtliches Wachstum", „Orthogenese" auffaßt, womit natürlich nichts gedeutet ist.

Nach allem: Auch die Neo-Lamarckianer vermögen nicht, die Artbildung und am wenigsten die Steigerung der Organisation zu erklären.

d) Die Mutationstheorie.

Den kleinen individuellen Variationen, auf die Darwin seine Theorie der Auslese des Nützlicheren aufbaut, stehen gegenüber Variationen größeren Umfangs als Sprungvariationen und als Mutationen. Diese beiden unterscheiden sich voneinander wiederum durch die Größe des Betrags: bei den Sprungvariationen, von Korschinsky Heterogenese genannt, handelt es sich um plötzliche Veränderung der Merkmale einzelner Organe, bei den Mutationen um plötzliche Einführung eines völlig neuen Charakters, der oft den Habitus der ganzen Art beeinflußt. Beispiele von Sprungvariationen sind: die krummbeinigen Pferde und Schafe, die Dachshunde, die Mauchamp-Merinos mit Seidenwolle, die hornlosen Rinderrassen etc., Beispiele von Mutationen: die Upright-, Mikado- und Washingtontomate.

Charakteristisch für diese Variationen ist ihr vereinzeltes Auftreten und sofortige Beständigkeit durch Erblichkeit. Untersucht wurden sie von Korschinsky und de Vries.

Auf diese plötzlichen Abänderungen größeren Betrags in Form der Sprungvariationen und namentlich der Mutationen gründet Hugo de Vries seine „Mutationstheorie“ (Schneider, l. c. p. 70 ff.).

I. These: die Artbildung beruht auf genannten Variationen, da diese der Selektion nicht bedürfen und (meist) sofort konstant und erblich sind.

II. Beispiele s. o.

III. Definition: die Mutationstheorie ist eine der indirekten, passiven Anpassung richtungsloser erblicher Variationen größeren Betrags.

IV. Kritik. 1. Bejahend. Insofern, als diese Variationen meist sofort erblich sind und des auslesenden Kampfes ums Dasein nicht bedürfen (weil sie sofort, sprungweise da sind), könnten sie wohl zur Neubildung von Arten Veranlassung geben. Des Beweises der Vererbung erworbener Eigenschaften bedarf die Theorie nicht.

2. Verneinend: a) Einseitig, sagt Schwendener, ist die Annahme, es seien alle Veränderungen in der Natur durch diese richtungslosen Mutationen zu erklären. Es ist logisch unzureichend, die Zweckmäßigkeit durch bloßen Zufall zu deuten.

b) Die Sprungvariationen und Mutationen sind keineswegs immer erblich (Schneider, l. c. pp. 73 und 75).

c) Wallace (l. c.) kritisiert die Mutationstheorie folgendermaßen: De Vries gründete 1901 seine Annahme, daß die Mutationen die Ursache der Neubildung von Formen in der Natur seien, auf Beobachtungen einer Art von Oenothera Lamarckiana und Experimente mit ihr. Jedoch ist es ihm nicht gelungen, eine wilde Pflanze in Europa zu finden, die sich ebenso verhielt. Die Gattung Oenothera kommt einheimisch fast nur in Amerika vor und gar nicht in Europa und dem gemäßigten Asien. Oenothera Lamarckiana aber ist in Amerika ganz unbekannt, und auch überall sonst, als wilde Art und soll in dem „Jardin des Plantes“ in Paris entstanden sein; man nimmt daher an, daß sie ein Bastard sei zwischen zwei oder mehreren Arten, die dort kultiviert werden; es ist nun wohl bekannt, daß Bastarde wie Blendlinge häufig neue und exzentrische Formen hervorbringen. Daher ist kein Beweis vorhanden, daß im Naturzustande solche Mutationen erzeugt werden, außer vielleicht ausnahmsweise; es ist deswegen unberechtigt, hierin die gewöhnliche Art der Umwandlung

zu Neuem zu erblicken. Mutationen entstehen nach Sir W. T. Thistelton-Dyer unvermeidbar früher oder später im Kulturzustande. Wären sie etwas Natürliches, dann müßten sie bei dem viel größeren Material in der Wildheit viel häufiger entstehen als in der Domestikation. Er sagt: „But it is not so. I therefore conclude with Darwin that cultivation introduces some provocative condition which is lacking (or latent) in nature."

d) Die passiven Anpassungen, die als schützende Ähnlichkeit und Nachahmung (mimicry) bei Insekten, namentlich der Tropen, so weit verbreitet sind, können nicht durch die Mutationstheorie gedeutet werden.

e) Die Mutationstheorie kann die Steigerung nicht erklären, was im Gesagten schon mit enthalten ist.

Nach allem: Wenn auch einzelne Arten, insbesondere im Kulturzustand, aber auch in der freien Natur, durch Mutation entstanden sein mögen, und wenn auch dieser Theorie ein immerhin bedeutend größeres Tatsachenmaterial zugrunde liegt, als das von Wallace berücksichtigte, so sind dennoch Artbildungen durch sie sicherlich nur Ausnahmen, und es kann keine Rede davon sein, daß die Mutationstheorie die Neubildung der Formen und die zweckmäßigen Anpassungen auch nur mit einiger Allgemeinheit zu erklären vermag.

e) Weismanns Theorie.

Weismann suchte, durch Umbildung der Darwinschen Lehre die früher erwähnten Schwierigkeiten, in die sie gerät, zu überwinden; dabei stützt er sich auf die Theorie Roux's, die folgende ist: im Körper sind eine große Menge von Zweckmäßigkeiten und funktionellen Anpassungen vorhanden, z. B. ist die Struktur der Knochen ihren Funktionen angepaßt, die Blutgefäße sind zweckmäßig verzweigt, die Muskeln, das Bindegewebe etc. ebenso angeordnet usw. Roux nimmt nun an, daß diese Zweckmäßigkeiten der inneren Organe nicht durch Personalselektion entstanden seien, sondern durch einen „Kampf der Teile" im Organismus: „Die Zellen kämpfen untereinander um Raum und Vermehrung, um Nahrung und auch um den Reiz, der sie in Ausbildung und Funktion begünstigt". Die am besten Angepaßten bleiben erhalten; so werden schließlich alle Funktionen des Körpers zweckmäßig. Plate und andere bezeichnen jedoch diese Anschauung als durchaus verfehlt. Ein Kampf der Teile kommt im Organismus normaler-

weise nicht vor; es fehlt nicht an Nahrung usw. Auf Roux's Anschauung gründet nun Weismann seine Theorie von der Keimselektion.

I. Thesen. 1. Die kleinen Variationen sind im Darwinschen Sinne nicht von Auslesewert; dagegen besteht eine Selektion schon im Körper hinsichtlich der Fortpflanzungskeime. Alle Organismen enthalten außer der Körpersubstanz eine besondere Vererbungssubstanz, die bei der Entwicklung des Embryos seine Zellen zu ihrer speziellen Funktion veranlaßt. Die Teile dieser Vererbungssubstanz, welche die einzelnen Zellen anregen, z. B. die des Knochens usw., nennt Weismann „Determinanten"; sie liegen alle in den Kernen der Samen- und Eizellen. Nun soll auch zwischen diesen Determinanten ein Kampf um die Nahrung bestehen; dadurch werden die Organe (Determinate), die von dem siegenden Determinanten abhängen, solange begünstigt, bis die Personalselektion eingreifen kann (Schneider, l. c. pp. 158—160).

2. Es besteht die „Kontinuität des Keimplasmas". Dieses setzt sich aus zwei Elementen zusammen: das eine dient zum Aufbau des neuen Körpers und heißt aktives Keimplasma; das andere bleibt unentwickelt, geht direkt in die Geschlechtszellen des neuen Individuums über und vermittelt die Vererbung an dessen Nachkommen; es heißt inaktives Keimplasma; auf ihm beruht die Kontinuität des Keimplasmas (Schallmeyer, l. c. p. 33).

II. Kritik. Weismann ist der konsequenteste Vertreter der Nichtvererbbarkeit erworbener Eigenschaften; darin trägt er also den Tatsachen Rechnung insofern, als eben eine solche Vererbung noch nie mit Sicherheit beobachtet wurde. Im übrigen ist seine Lehre aber ganz unhaltbar. Es fehlt keinem Teil im Organismus an Nahrung (Schneider, l. c. p. 60). Auch die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas ist nicht beweisbar: „Weismanns theory of continuity of germ-plasm is threatened at the very foundation, for he postulates that when the ovum divides the daughter cells are not identical and that the difference between soma and germ cells begins at this point, and many naturalists dispute this fundamental premiss". (Francis Darwin, nach einem Referat, l. c.).

Nach allem: Weismanns Theorie ist keine genügende Erklärung der Artbildung oder der Steigerung der Organisation.

f) Mendelismus.

Der Augustinerpater I. G. Mendel veröffentlichte 1866 Beobachtungen über Kreuzung, die zur Aufstellung bestimmter Gesetze führten.

I. Thesen. Die Tatsachen sind kurz folgende: Kreuzt man z. B. gelbe und blaue Erbsen, so besteht die nächste Generation nur aus gelben Erbsen. Mendel nannte daher die gelben die „dominierende“ Form. Wurden nun diese gelben Erbsen, das Produkt der Kreuzung, allein weiter kultiviert, so waren die Nachkommen nicht etwa auch alle gelb, sondern in einer Schote befanden sich gelbe und blaue Erbsen im Verhältnis etwa von drei gelben zu einer blauen. In der dritten Generation entstanden aus den blauen für einige Generationen nur blaue, aus den gelben aber eine gelbe, die fortfuhr, nur gelbe zu erzeugen, während die andern beiden gelben wiederum in blau und gelb aufspalteten im nämlichen Verhältnis wie oben. Daraus leitete Mendel seine zwei Bastardierungsgesetze ab; das eine, das Dominanzgesetz, besagt: die eine Form dominiert in der Bastardgeneration über die andere; das zweite, das Spaltungsgesetz, gibt an: die eine Form spaltet immer wieder in die ursprünglichen Arten auf (Wallace, l. c.).

Das Dominanzgesetz hat zahlreiche Ausnahmen, während das Spaltungsgesetz fast allgemein zu gelten scheint, jedoch nur für Varietäten, nicht für Mutationen und Arten. Arten und Unterarten spalten in der zweiten Generation nicht auf, sondern bleiben konstant. Mutanten spalten dagegen schon in der ersten Generation auf. Es geht daraus hervor, daß Rassenkreuzungen nicht zur Vermischung der Merkmale führen, weil in den späteren Generationen die Elterncharaktere durch Aufspaltung wieder rein zum Vorschein kommen. Jedoch hat auch das Spaltungsgesetz Ausnahmen. Diese Mendelschen Entdeckungen, die von de Vries, Correns und Tschermack aus der Vergessenheit, in die sie geraten waren, wieder herausgeholt wurden, sollten für die Abstammungslehre bedeutsam sein (Schneider, l. c. pp. 75—83).

II. Kritik. Wallace wendet sich scharf gegen jede Bedeutung der Mendelschen Befunde für die Artbildung; erstens seien sie schon vorher und, wie er meint, besser von Charles Darwin selber beschrieben worden; dieser habe sie aber für bedeutungslos gehalten. Diese Befunde beträfen stets Fälle, in denen mindestens eins der Eltern eine Spielart oder eine zweifelhafte

Varietät oder eine Mutation sei. Wallace meint, daß es sich um abnorme Formen handele, die nie oder nur selten in der Natur als Dauerarten aufträten, und kommt zu dem Schlusse, daß sie absolut nichts mit der Artbildung zu tun hätten: „ . . have absolutely nothing whatever to do with the origin or modification of species“. (l. c. p. 137).

Jedenfalls kann von einem irgendwie erheblichen Einfluß der Bastardierung auf die Entstehung der Arten keine Rede sein.

g) Überblick über die zu interpretierenden Tatsachen der Entwicklung.

Ich gebe zunächst eine kurze Zusammenstellung der von den verschiedenen Forschern angenommenen Tatsachen, die bei der Entwicklung der Faunen und Floren in Betracht kommen.

I. Variabilität und Material der Artbildung.

1. Kleine, richtungslose, individuelle, fluktuierende, kontinuierliche Variationen.
2. Sprungvariationen.
3. Mutationen.
4. Bestimmt gerichtete, zweckmäßige Variationen.
5. Kreuzung.

II. Wesen der Artbildung.

1. Neubildung von Formen innerhalb einer Stufe.
2. Steigerung der Organisation: das stammesgeschichtliche Emporschreiten zu immer höheren Stufen.

III. Anpassungen.

Eins der auffallendsten Merkmale in der organischen Welt ist die zweckmäßige Anpassung; alle Erklärungsversuche der Deszendenz sind zunächst solche dieser Erscheinung.

1. Aktive oder direkte Anpassung.
   a) Durch mittelbare Bewirkung (Lamarck).
      α) Durch die Vorstellung als solche vermittelt.
      β) Durch Gebrauch und Nichtgebrauch vermittelt (funktionelle Anpassung).
   b) Durch unmittelbare Bewirkung (Neo-Lamarckianer), d. h. durch die Eigenschaft alles Protoplasmas, auf Reize zu reagieren, als welche die äußeren Lebensbedingungen, Klima, Licht etc. wirken.

2. Passive oder indirekte Anpassung.

a) Durch Selektion der kleinen, richtungslosen, zufällig günstigen Veränderungen.

b) Durch Sprungvariationen und Mutationen.

IV. Zweckmäßigkeit des Lebendigen.

Sie kommt zustande:

1. durch direkte Anpassung,

2. durch indirekte Anpassung: das „Zweckmäßige“ ist einfach das aus dem Kampf ums Dasein Übriggebliebene, weil eben alles Unzweckmäßige in diesem unterging.

V. Vererbung erworbener Eigenschaften.

Sie ist Voraussetzung aller lamarckistischen Theorien, konnte bisher in keinem einzigen Fall beobachtet werden; der Darwinismus bedarf ihrer nicht (obwohl Darwin selber sie annahm).

Um der Schwierigkeit zu entgehen, nimmt v. Nägeli an, daß äußere Einflüsse auch auf das Idioplasma, den von ihm supponierten Träger der erblichen Eigenschaften, einwirken: „... ich glaube, es steht nichts der Theorie im Wege, daß alle von außen angeregten erblichen Veränderungen primär durch Umbildung des Idioplasmas geschehen,“ „... das Zusammenwirken des Vervollkommnungstriebes und der äußeren Einflüsse, wodurch das Idioplasma in bestimmter Weise verändert wird, ...“ (v. Nägeli, l. c. pp. 173 u. 183). Allein, ein solches Idioplasma ist selbst eine Fiktion. Dagegen besteht gewiß die Möglichkeit, daß die Keimesanlagen durch äußere Einwirkungen beeinflußt werden können.

VI. Vervollkommnungstrieb.

Einen solchen, bezw. ein spontanes Artbildungsvermögen, nehmen an: v. Nägeli, Askenasy, Hofmeister, Sachs, von Bär, von Kölliker, Wigand, E. v. Hartmann (Schneider, l. c. p. 39).

VII. Kreuzung.

1. Zwischen Rassen.

Die Nachkommen sind gewöhnlich fruchtbar und heißen Blendlinge.

2. Zwischen Arten und Gattungen.

Die Nachkommen sind fast stets unfruchtbar und heißen Bastarde. Mendels Gesetze.

VIII. Korrelation.

1. Äußere oder „extrapersonale" Korrelation. Darunter ist zu verstehen die Abhängigkeit der Organe von der Umgebung.

2. Innere oder „intrapersonale" Korrelation. Das ist die gegenseitige Abhängigkeit von Organen im Körper voneinander.

IX. Geschlechtliche Zuchtwahl.

X. Kampf ums Dasein.

h) Die intelligente Leitung der Entwicklung.

Das Resultat dieses Überblicks über die vorhandenen Deutungsversuche der Entwicklungsursachen ist, daß wir zur Zeit keine Theorie besitzen, welche die Deszendenz vollständig zu erklären vermöchte.

Die eine Haupttheorie, der Lamarckismus, würde, falls sie sonst annehmbar wäre, eine höhere Intelligenz fordern, weil nach dem Aristotelischen Axiom das Tier ein Phantasma des gewünschten neuen Organs haben müßte, dieses aber nicht in seinem Bewußtsein entstehen kann.

Die andere Haupttheorie, der Darwinismus, leistet zweifellos im ganzen am meisten; sie scheitert lediglich daran, dass die kleinen Variationen zunächst keinen Auslesewert haben: was in der Domestikation der Mensch tut, nämlich Reinzucht durchführen, dafür fehlt in der Natur ein Analogon; ohne Reinzucht aber kann aus kleinen Veränderungen keine Art sich entwickeln. Keinesfalls darf aber die Hauptleistung Darwins verloren gehen, nämlich seine Entdeckung, daß der Hauptfaktor der Artbildung die Auslese der kleinen, überall massenhaft gegebenen, erblichen Variationen und ihre Reinzüchtung ist.

Um dem Mangel zu begegnen, stelle ich eine neue Hypothese auf, die gebildet ist nach den Grundsätzen, die für die Formulierung von naturwissenschaftlichen Hypothesen überhaupt maßgebend sind: die Hypothese muß mit allen beobachteten Tatsachen in Einklang stehen und diese einfachst erklären; die Tatsachen müssen sich so verhalten, als ob die Hypothese richtig wäre. Diese Hypothese lautet:

I. Die Arten entstehen im wesentlichen durch Auslese und Reinzüchtung der scheinbar unbestimmt gerichteten individuellen Variationen.

II. Diese Reinzüchtung wird durch ein intelligentes Prinzip durchgeführt nach folgenden Grundsätzen: E. v. Hartmann (l. c.) hat triftig begründet, daß eine oberste Intelligenz allenthalben in der Natur herrscht, mit der die Organismen verbunden sind. Ob man mit ihm diese Intelligenz als das „Unbewußte“ oder als ihrer selbst sich bewußt und nur den Geschöpfen unbewußt definiert, ist hier irrelevant. Ich tue das letztere aus Gründen, die ich anderweitig auseinandergesetzt habe (l. c.). Ferner hat er gezeigt, daß dieses Unbewußte in jedem Organismus vorhanden ist, daß eine Verbindung aller individuellen psychischen Prinzipien mit ihm besteht eben durch das unbewußte Seelenleben der Individuen.

Demnach: das höhere Bewußtsein zeigt die Richtung der Entwicklung; durch ihre unbewußte Verbindung mit ihm sehen die Organismen diese Richtung, und das veranlaßt sie, sich so zu paaren, wie es dem zu bildenden Geschlecht am vorteilhaftesten ist.

Damit stimmt es überein, wenn man ein „Rassegefühl“ annimmt, das in den Tieren der Kreuzung entgegenwirke, wenn der Herzog von Argyll und Wallace aus dem gleichen Grunde der Wertlosigkeit der kleinen Veränderungen für die Selektion und der Notwendigkeit von Reinzucht eine intelligente Leitung der Entwicklung für notwendig erklärten (Schneider, l. c. pp. 53 und 57).

III. Ist dann die neue Art durch die unbewußte intelligente Leitung so weit gezüchtet, daß sie besser ausgerüstet ist als andere, so greift rein mechanisch nunmehr der Kampf ums Dasein ein und eliminiert die mit ihr konkurrenzunfähigen, wodurch sie allein übrig bleibt.

IV. Wir haben demnach anzunehmen, daß die gesamte Welt der Lebewesen in ununterbrochenem Zusammenhang mit einem Weltbewußtsein ist, in dem der Weg der Entwicklung sich vorgeschrieben findet. Es greift also nicht aktiv ein, sondern nur passiv durch die unbewußte Vorstellung. Alle Aktivität ist in der Materie, also in den Lebewesen; die Vorstellung kommt ihnen aus dem höheren Bewußtsein. Da diese dauernd wirkt, so liegt ebenfalls dauernd in allem Leben die Tendenz, so zu variieren, wie es der Lieferung des Auslesematerials vorteilhaft sein wird; dies gelingt der lebendigen Materie mehr oder weniger gut; das Gute wird verbunden, das Schlechte von der Verbindung ausgeschlossen; die unbewußte Vorstellung aber ist es, die das Passende zusammenführt.

So gibt es also kein immanentes mechanisches Vervollkommnungsprinzip; die unbewußte, immanente, d. h. von dem höheren Bewußtsein ununterbrochen zuströmende Vorstellung des Zweckmäßigen und Vollkommeneren aber bestimmt dauernd die Richtung der Entwicklung und wirkt auslesend.

V. Damit ist auch die Steigerung erklärt; denn die kleinen Variationen haben natürlich teilweise auch die Keime des Vollkommeneren in sich, die durch unbewußte Reinzucht gesteigert werden.

VI. So ist alles, was in der Welt der Lebewesen sich bewährt und erhalten bleibt, eine erbliche Eigenschaft, die durch Auslese gezüchtet worden ist. Die Annahme der Vererbbarkeit erworbener Merkmale brauchen wir nicht.

VII. Die innere Korrelation der Teile erleichtert und beschleunigt das Zustandekommen einer Art. Sie mag ebenfalls selbst ein Produkt der Züchtung von den ersten Anfängen des Lebens an sein.*)

VIII. Die Tatsache, daß unmittelbare Bewirkung stattfindet und zur Artbildung führen kann, erklärt sich ebenfalls durch Auslese: was besser auf die veränderte Umgebung zu reagieren vermochte, wurde ausgelesen und dadurch die Fähigkeit der unmittelbaren Reaktion auf Reize selbst als Produkt der Auslese des Passendsten gezüchtet und erblich fixiert.

IX. Beispiele für die intelligente Leitung der Entwicklung liegen in den passiven Anpassungen selbst: nehmen wir z. B. die Trutzstellung des Abendpfauenauges und des Pappelschwärmers: „Werden diese Schmetterlinge beunruhigt, so spreizen sie ihre Flügel, die beim Abendpfauenauge hinten große Augenflecke tragen und durch diese gewissermaßen dem Gesicht einer viel größeren Tierform gleichen, was die Verfolger schreckt". (Schneider, l. c. p. 127). Das ist nun eine passive Anpassung; wie können die Tiere aber auf die Idee kommen, auf diese Weise die Verfolger zu schrecken? Nur das Unbewußte kann es ihnen einflößen; dann aber ist es logisch anzunehmen, daß ein solches Prinzip von Anfang an die Merkmale ausgelesen hat, die zur Zeichnung führten, die so verwendet werden kann.

X. Auch die rudimentären Organe lassen sich durch das Zusammenwirken von Vorstellung und Auslese deuten.

---

*) Über Selektion bei einfachsten Zellen s. Ziegler l. c. p. 19.

XI. Eine Schwierigkeit scheint zu entstehen bei den Pflanzen, die durch die Wirkung des Windes befruchtet werden, den sog. Windblütlern; der Wind trägt den Pollen natürlich rein mechanisch auf die Blüten; hier kann also von intelligenter Auslese und Züchtung nicht die Rede sein; allein, nicht jede Blüte wird befruchtet, auf die der Pollen fällt, und mit dem Zutragen dieses ist der Befruchtungsprozess nicht vollendet, sondern nur die Möglichkeit für seinen Anfang gegeben: was veranlaßt nun das Eindringen des Pollens? Hier tritt die Eigenschaft des Lebenden ins Spiel, seine Spontaneïtät, und damit ist das Psychische wieder gegeben. In allem Lebenden steckt etwas Psychisches; zu dieser Erkenntnis ist man nachgerade gekommen, und dann ist auch alles Lebende, auch das kleinste, mit dem Unbewußten verbunden.

Hier halte ich es allerdings für noch wahrscheinlicher, daß chemotaktische Einflüsse die männlichen und weiblichen Keime zur Vereinigung veranlassen. Aber dann trifft es wieder zu, daß die chemotaktischen Eigenschaften natürlich in verschiedenen Keimen verschieden intensiv sind, so daß darin die Grundlagen für die Auslese schon bei den einfachsten Befruchtungsvorgängen gegeben wären. Es erscheint dann fernerhin sehr verlockend, die Reinzucht auch bei den höheren Formen nach analogen physico-chemischen, bezw. energetischen Grundsätzen zu deuten. Allein, je näher wir zum Menschen kommen, desto mehr sehen wir die offenkundige Vorherrschaft der Bewußtseinsphänomene, so daß eine Umgehung dieser bei der Deutung der Entwicklung der höheren Tiere und des Menschen aussichtslos erscheint. Für die These dieser Schrift ist übrigens lediglich der Nachweis einer bestimmen Richtung überhaupt der Entwicklung die Grundlage. Fände man die Richtung der Entwicklung, wie ich sie alsbald schildern werde, aus nicht-psychischen Ursachen gewährleistet, so würde genau dasselbe daraus folgen, was in der These durchgeführt ist!

Jene Forderung, daß auch die niedersten psychisch begabten Einzeldinge mit dem Unbewußten in Zusammenhang stehen, geht schon aus rein erkenntnistheoretischen Erwägungen hervor; doch darauf kann ich hier nicht eingehen, sondern muß diesbezüglich sowie hinsichtlich meines Begriffs des Unbewußten auf meine unten angeführte Abhandlung verweisen.

Nach allem: Die Selektionslehre ist neben der Berücksichtigung der Macht der Vorstellung und der Reizbarkeit alles lebenden Gewebes die Grundlage für die Erklärung der Ent-

wicklungsursachen. Dabei bedarf es aber der Annahme von Reinzucht in der Natur, und diese kann nur durch ein intelligentes Prinzip ganz durchgeführt werden. Was hier gefordert wird, ist aber schon durch andere Überlegungen auf naturwissenschaftlicher Grundlage als vorhanden aufgezeigt worden: es ist das Unbewußte, das jedes Geschöpf mit dem Weltbewußtsein verbindet.

Darin wird das Hauptmoment der Entwicklung angegeben; die etwa beobachteten Tatsachen, daß gelegentlich einmal eine neue Art durch Kreuzung oder Mutation entstanden sei, soll natürlich nicht geleugnet werden; darin aber liegt sicher nicht die Grundregel der Entwicklung.

Überhaupt lege ich den Wert darauf, daß meine Theorie mit keiner einzigen Tatsache in Widerspruch steht, sondern sie alle einfachst deutet, und das unter Verwertung der zweifellos wertvollsten aller bisherigen Hypothesen, derjenigen der Auslese des Passendsten. Denn, daß Erbwerte die wichtigste Rolle in der Anpassung und Vervollkommnung spielen, ist schon nach Analogie des Menschenlebens zu erwarten.

Literatur für den Abschnitt II, 1 und 2.

Charles Darwin: On the origin of species, 1869.

Francis Darwin's „Address to the British Association“, referiert in „The Lancet“ vom 12. September 1908.

Carl Detto: Die Theorie der direkten Anpassung etc., 1904.

A. B. Frank: Lehrbuch der Botanik, 1893.

P. C. Franze: Über die Gültigkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnis und über die Entwicklung der Erkenntnis überhaupt (Philos. Wochenschr. Bd. VII. 10—13 und Bd. VIII. 1).

E. v. Hartmann: Philosophie des Unbewußten.

C. v. Nägeli: Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre, 1884.

Aug. Pauly: Darwinismus und Lamarckismus, 1905.

W. Schallmayer: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, 1903.

K. C. Schneider: Einführung in die Deszendenztheorie, 1906.

S. Schwendener: Über den gegenwärtigen Stand der Deszendenzlehre in der Botanik (Naturwissenschaftliche Wochenschrift, N. F. II. 2).

Alfred R. Wallace: The present position of Darwinism (The Contemporary Review, Aug. 1908).

H. E. Ziegler: Über den derzeitigen Stand der Deszendenzlehre in der Zoologie (Vortrag auf der 73. Naturforscherversammlung, 1901).

---

3. Das Wesen der Entwicklung.

Wir fragen uns jetzt: Was ist das eigentliche Wesen der ganzen Entwicklung? Was ist ihre markanteste Manifestation? Oder noch mit anderen Worten: Welches Merkmal in der Entwicklung der Lebewesen vom Einfachsten und Unvollkommensten zum Zusammengesetzten und Vollkommenen springt am deutlichsten, gewissermaßen als der rote Faden, der sich durch die ganze Abstammungsreihe hindurchzieht, hervor?

Die Antwort ist unzweifelhaft und eindeutig: Die Steigerung des Geistes! Sie ist das wichtigste Merkmal der Entwicklung überhaupt, kommt des nähern natürlich nur für die Tierreihe in Betracht, weil bei den Pflanzen eine Entwicklung von Geist offenbar nicht bezweckt wird; sie dienen anderem.

In der Tierreihe aber steigt der Geist allmählich, stetig und mächtig an von dem dumpfen Wogen und Weben des primitiven Keimes des Geisteslebens, dem Spiel der Empfindungen ausgehend bis zu den Fähigkeiten des Intellekts der menschlichen Geistesheroen, eines Platon, Kant, Newton, Keppler, Gallilei und all der anderen.

Mit dieser Steigerung des Geistes ist aber auch gegeben eine zunehmende Herrschaft des Geistes über den Leib, die sich zunächst äußert in der Beherrschung der Stimmungen, Affekte und Leidenschaften und der Befreiung von ihrer Macht: denn das Substrat aller dieser sind rein psychologische Gehirnvorgänge; sie sind also leiblicher Herkunft. In dieser ersten Stufe der Beherrschung des Leibes durch den Geist hat es der Mensch schon recht weit gebracht, die gewöhnlichen Menschen allerdings nicht, die geistig höher stehenden aber wohl.

Die zweite Stufe der Beherrschung des Leibes durch den Geist wird ausgemacht von der Fähigkeit, die Gesundheit des Körpers durch den Geist zu regeln. Hierin ist der Fortschritt schon weit weniger manifest, aber die Anfänge sind doch deutlich genug vorhanden.

Warum dies noch nicht so weit gediehen ist wie die Beherrschung der Gemütszustände, ist leicht erklärlich: das Gehirn ist das leibliche Organ, mit dem der Geist unmittelbar in Zusammenhang steht: er wird die Zustände dieses Organs und von ihm aus alles mit dem Nervenleben in Verbindung Stehende natürlich am leichtesten beherrschen können, und daher wird dieses Siegen des Psychischen über das Materielle zuerst in der Entwicklung

der Vernunftherrschaft manifest werden. Damit ist aber schon rein logisch mitgesetzt, daß eine Beherrschung der übrigen Körpertätigkeiten nachfolgen muß: denn sie stehen alle unter dem Einfluß des Nervensystems.

Demnach ist die zweite Stufe in der Beherrschung des Leibes durch den Geist die Aufrechterhaltung der Gesundheit; davon sind jetzt nur die Keime vorhanden.

Die dritte Stufe werden wir später kennen lernen.

Das Wesen der Entwicklung bisher ist also die Steigerung des Geistes und seine zunehmende Herrschaft über den Leib.

4. Das Ziel der Entwicklung.

Ward die Entwicklung bisher von einer Intelligenz geleitet, und drückte sich in ihr ein Hauptmerkmal aus, so dürfen wir annehmen, daß seine Ausbildung das überhaupt Gewollte ist. Dann aber wird die Entwicklung in gleicher Richtung weiter gehen bis zu ihrem Endziel.

Welches ist nun dieses?

Wir finden es durch Analogie mit dem bisherigen Ablauf der Entwicklung: ihre Leitung durch eine Intelligenz gewährleistet das Planvolle in ihr; sie kann nicht auf einmal beliebig eine andere Richtung einschlagen. Sie muß also in gleichem Sinne weitergehen.

Das bisherige Ziel war die Steigerung des Geistes; analog geht es also weiter: diese Steigerung ist der Endzweck überhaupt.

Demnach: das von dem Weltwillen durch die organische Entwicklung absolut Gewollte ist die höchste Entfaltung der geistigen Fähigkeiten, die mit der Kraft des Geistes, völlig den Leib zu beherrschen, verbunden ist. Ich nenne das fiktive organische Geschöpf, in dem dieses am Abschluß der Entwicklung erreicht sein würde, das „vollkommene Endwesen“.

Ich wiederhole hier die Voraussetzungen:

1. Die organische Deszendenzlehre ist richtig.
2. Die Entwicklung wird von einer höheren Intelligenz geleitet.
3. Das Wesen der Entwicklung ist die Steigerung des Geistes.
4. Der Endzweck der Entwicklung ist die völlige Entfaltung des Geistes und seine Herrschaft über den Körper.

B. Die These.

Aus dem Vorhergehenden gewinnen wir nun die ethische These: Sittlich sein heißt, das Ende der Entwicklung im Geiste vorwegnehmen, so in seinem Bewußtsein sich verhalten, als wäre man ein vollkommenes Endwesen: das Sein-Sollende ist das Sein-Werdende!

Wie kann aber der Mensch diese Forderungen erfüllen?

Um diese Frage zu beantworten, muß ich darlegen, worin die Entfaltung des Geistes besteht, und wie sie stattfindet.

I. Die Vollkommenheit des Endstadiums.

1. Das Wesen der Entfaltung des Geistes.

Die Psychologie lehrt: es gibt drei Grundklassen des Psychischen, nämlich Denken, Wollen, Fühlen, auf die alle psychischen Vorgänge zurückgehen. Auch der Geist kann demnach aus nichts anderm bestehen als aus jenen drei Prinzipien.

Dem Denken zugehörig sind Vorstellen, Urteilen, Erkennen. Alles Urteilen und Erkennen geht auf die Unterscheidung von Wahrheit und Irrtum: wahres Urteil ist gleichbedeutend mit Wahrheit, falsches Urteil mit Irrtum schlechthin.

Dem vollkommenen Denken entspricht also das Wahre.

Das Wollen bezieht sich auf das Handeln und den Charakter: was der Mensch will und tut, das macht seinen Charakter aus. Will er recht, so ist er sittlich oder gut; will er unrecht, so ist er unsittlich oder böse.

Dem vollkommenen Wollen entspricht also das Gute.

Das Fühlen besteht aus Lust und Unlust. Es gibt sinnliche, ästhetische, intellektuelle, ethische Lust und, wie wir später sehen werden, eine oberste Art der Lust, diejenige an der Vollkommenheit an sich.

Die unmittelbaren Arten des Gefühls sind Sinnes- und ästhetische Lust, und zwar ist letztere die höhere. Sie bezieht sich auf das Schöne und Häßliche hinsichtlich Formen, Farben und Tönen. Die andern aufgeführten Arten des Gefühls sind mittelbare Lust; dabei ist unter intellektueller Lust die Wonne des Erkennens der Wahrheit und unter ethischer Lust die Seligkeit des Wohltuns, der Güte zu verstehen.

Halten wir uns an die unmittelbaren Arten der Lust, so müssen wir hinsichtlich geistiger Vollkommenheit natürlich deren fortgeschrittenere, höhere Form zugrundelegen, nämlich das ästhetische Gefühl.

Demnach entspricht also dem vollkommenen Fühlen das Schöne.

Das Wesen der Entfaltung des Geistes ist also die vollkommene Ausbildung des Wahren, Guten, Schönen; ich nenne sie die „drei Ideen des Geistes" oder kurz „die drei Ideen"; aus ihnen allein besteht also der reine Geist.

Das vollkommene Endwesen hat also die drei Ideen in höchster Vollendung ausgebildet: es ist in seinem Erkennen, Urteilen absolut wahr, in seinem Wollen absolut gut, in seinem Fühlen absolut schön.

2. Die Art der Entfaltung des Geistes.

Nachdem ich gezeigt habe, worin die Entfaltung des Geistes besteht, will ich darlegen, wie sie stattfindet, und zwar für jede der Ideen gesondert.

a) Die Idee der Wahrheit.

Wahres Urteilen, richtige Erkenntnis, beruhen auf der Vollkommenheit der Gehirnorganisation. Das Großhirn ist das Organ der Intelligenz und der höheren psychischen Fähigkeiten überhaupt. Die Ausbildung der Idee der Wahrheit verlangt also eine vollkommene Gehirnkonstruktion und beruht auf ihr; mit anderen Worten: die Idee der Wahrheit entfaltet sich durch Inkarnation; sie bildet sich der Materie ein.

Eine vergleichend-anatomische Betrachtung der Gehirnentwicklung zeigt die Großhirnrinde, also den Sitz der Intelligenz, als den unvollständigst ausgebauten Teil des gesamten Zentralnervensystems. Die Rinde des Großhirns ist ein Konglomerat von Ganglienzellen; diese sind aber in drei aufeinanderliegenden, wohl charakterisierten Schichten angeordnet, derart, daß die oberste,

evolutionistisch also jüngste Schicht, die scheinbar unfertigste Form aufweist; die Ganglienzellen sind hier von unregelmäßiger Gestalt; die Ausprägung eines bestimmten Typus fehlt ihnen. Die zweite Schicht hat ausgeprägtere Formen: die Zellen haben Pyramidengestalt. Eine dritte, unterste Schicht endlich zeigt die Merkmale der Gleichartigkeit und Bestimmtheit der Formen noch deutlicher ausgebildet.

Ferner sind die makroskopisch sichtbaren Umrisse des Großhirns viel undeutlicher als diejenigen der tieferen Hirnteile. „Der schwer verfolgbaren, mit dem Auge unsicher erfaßbaren, wulstartigen Gestalt des Großhirns stehen die knolligen, schärfer ausgeprägten und leicht sich charakterisierenden Formen des Mittel-, Kleinhirns und Rückenmarks gegenüber. Dort ein unsicheres Gewirre von darmschlingenartigen Windungen, deren genaue Beschreibung der sichersten Feder des Anatomen spottet, ein labyrinthisches Ineinandergeschobensein gleichsam wie zufällig abgeknickter und eingebogener Schläuche, — hier eine Genauigkeit der Form, für welche in dem ganzen organischen Reiche zahlreiche, sehr treffende, bisweilen obszöne Vergleichsgestaltungen sich geradezu aufdrängen". (Schleich, l. c. p. 84).

Endlich ist die Beschaffenheit der Substanz der Großhirnrinde weicher, breiartiger, als die der unteren und entwicklungstheoretisch älteren Teile.

Nun sind die Funktionen dieser letzteren Abschnitte bereits automatisch geworden und gehen mit der Sicherheit und Unfehlbarkeit aller automatischen Vorgänge im Körper vor sich; man muß daher annehmen, daß die Großhirnrinde auf dem Wege zu höherer Entwicklung und größerer Vollkommenheit ihres Baues sich befindet, und daß, wenn dies einst erreicht sein wird, auch ihre Funktionen, das Denken, Urteilen etc. mit derselben Sicherheit der Automatie, ohne Irrtum von statten gehen werden, wie wir es bereits bei den automatisch gewordenen Vorgängen erleben.*)

Der Schluß des zitierten Verfassers dagegen, den er in Anlehnung an H. Spencer aus diesen Überlegungen zieht, daß dann das Bewußtsein überhaupt in ein Unbewußtsein übergehen werde, weil die automatischen Funktionen unbewußt sind, erscheint unrichtig. Was aufhören wird, ist das diskursive Denken, nicht das

---

*) Diese Ausführungen und das vorige Zitat aus C. L. Schleich: „Schmerzlose Operationen". 1899.

Bewußtsein; mit anderen Worten: es wird ein andersartiges Bewußtsein da sein, ein fortwährendes, stetiges, unmittelbares Schauen der Wahrheit ohne die Qual und Last des diskursiven Denkens: das Weltbewußtsein wird inkarniert sein!

Jene Ausführungen sind also ein Beleg für meine Ansicht, daß die Großhirnrinde sich fortwährend vervollkommnen wird, und daß im Zusammenhang damit die Sicherheit des wahren Urteilens zunehmen muß; das aber ist es, was wir unter Wahrheit verstehen; also nochmals: die Idee der Wahrheit entfaltet sich durch Inkarnation.

b) Die Idee des Guten.

Hier muß ich etwas ausholen und kurz das Wesen des Willens angeben; denn auf ihm beruht ja, sofern er eben ein vollkommener Wille ist, das Gute.

Jeder psychische Vorgang besteht immer aus einem Gemisch der drei seelischen Grundklassen, Vorstellen, Wollen, Fühlen. Einzeln kommen sie niemals vor.

Die Vorstellung ist nun dasjenige, was dem Willen die Richtung angibt, und das folgendermaßen: sie ist stets auf Lust oder Unlust bezogen, entweder positiv auf eine der beiden oder indifferent; denn man stellt sich irgend etwas vor, empfindet, erkennt etwas, das ein Lust- oder ein Unlustgefühl erzeugt; je nachdem will man es erlangen, strebt darnach, oder will ihm entgehen, widerstrebt ihm; oder es besteht die dritte angedeutete Möglichkeit: die Vorstellung ist indifferent hinsichtlich des Gefühls; es ist einem gleichgültig, ob man das Objekt erlangt oder nicht. Es gibt also die Vorstellung dem Willen die Richtung an.

Dann aber beruht auch das vollkommene Wollen, das die Sittlichkeit ausmacht, auf dem vollkommenen Erkennen, das die Wahrheit konstituiert: das Gute beruht auf dem Wahren, die Sittlichkeit auf wirklicher Erkenntnis, auf wahrem Urteilen. Wer das Rechte klar erkennt und überzeugt ist, daß es das Beste ist, das höchste Gut, dasjenige, das ihm endgültig die größte Befriedigung verschaffen wird, der strebt selbstverständlich darnach: er will und tut es.

Dies war schon Sokrates' Ansicht, was er in dem Satze des „Tugendwissens“ ausdrückte: Tugend ist Wissen.

Auch diese Ethik, die hier dargestellt wird, steht auf gleichem Boden; sie ist also intellektualistisch. Doch steht sie nicht in

Widerspruch zu den Resultaten neuerer psychologischer Forschung, die dem Willen eine große Bedeutung unter den psychischen Vorgängen beimessen: alle Aktivität liegt im Willen*); dies ist durchaus auch meine Meinung; falsch ist es aber anzunehmen, daß der Wille von sich aus irgend eine bestimmte Richtung einzuschlagen vermöchte: ohne die Vorstellung der Lust oder Unlust müßte der Wille ewig unschlüssig bleiben, ob er wollen oder nicht wollen soll. Psychologisch und zeitlich kommen demnach die drei Grundklassen Vorstellung, Wille und Gefühl stets verbunden vor; logisch aber ist die Vorstellung das Primäre, das dem Willen die Richtung verleiht, ihn überhaupt aus der Potentialität in die Aktualität überzugehen veranlaßt. Das Gefühl aber ist das Urfaktum unter den Urfakta des Seelenlebens, das Reagens, auf das alles Psychische überhaupt geht.

Ich fasse zusammen: die Entfaltung der Idee des Guten beruht auf jener des Wahren, da das Gute zuerst erkannt sein muß, ehe es gewollt und getan werden kann.

Da nun die Entfaltung der Wahrheit auf der Höherentwicklung des Gehirns beruht, so gilt für das Gute das Gleiche, mit anderen Worten: auch die Idee des Guten entfaltet sich durch Inkarnation.

c) Die Idee der Schönheit.

Wir fanden, daß es sich bei der organischen Entwicklung um die Steigerung des Geistes in den Organismen natürlich handelt, ferner, daß der Geist aus den drei Ideen besteht, daß also diese zur Entfaltung in dem Körper kommen sollen. Dann kann die Entfaltung der Idee der Schönheit selbstverständlich auch in nichts anderem gesucht werden, als in der Einbildung der Schönheit in die Materie des Leibes: die Idee der Schönheit ist die Form, in die der Leib gegossen wird! Die Schönheit ist geradezu identisch mit dem Körper; denn die sinnliche Wahrnehmbarkeit gehört ja zum Begriff der Schönheit**); es ist geradezu ein analytisches Urteil im Kantischen Sinne, wenn ich sage: „Die Idee der Schönheit im Menschen ist

---

*) „Wille" ist nämlich nach meiner theoretisch-philosophischen Anschauung auch das konstitutive Element der Körperwelt, des „Materiellen" (s. l. c.).

**) Vergleiche das Griechische: αἰσθάνομαι = ich nehme mit den Sinnen wahr; αἰσθητός = sinnlich wahrnehmbar, von denen „Ästhetik" sich ableitet.

de facto sein Leib“; denn ohne das Prädikat dieses Satzes („ist sein Leib“) ist der Begriff der Schönheit in ihm vernichtet.

Die Entfaltung dieser Idee besteht also nicht etwa nur in der Erbärmlichkeit, daß die Menschen bloß „kunstverständig“ werden, „ästhetisch genießen“ lernen, oder vollends gar darin, daß sie ein künstlerisch-subjektivistisches Stimmungsleben entwickeln, in dieser Summe geistiger Dekadenz, sondern vielmehr darin, daß ihre eigenen Leiber schön werden!

Was aber heißt das, wenn wir den Gedanken zu Ende denken?

Es bedeutet nicht nur äußere zeitweilige Wohlgestalt, sondern es umfaßt in erster Linie natürlich die Vernichtung des Gegenteils der Schönheit, die Eliminierung alles Häßlichen aus dem Körper überhaupt.

Das Hervorragendste an Häßlichkeit im Körper aber sind Krankheit und der Tod.

Die Entfaltung der Idee der Schönheit trägt also in ihrem Begriff mit sich die Vernichtung von Krankheit und Tod. Das ist wiederum ein analytisches Urteil in Kantischer Sprache: streicht man die Vernichtung des Häßlichen, so ist der Begriff der Schönheit des Körpers vernichtet; daß aber Kranksein und das Sterben des Leibes häßlich sind, ist unmittelbar evident gewiß, axiomatisch.

Wie die Ideen der Wahrheit und des Guten die Macht in sich tragen sich zu inkarnieren, d. h. den Körper zu beherrschen, so gilt das also auch von der Schönheit. Mit der zunehmenden Steigerung der geistigen Kraft im Laufe der Entwicklung geht Hand in Hand die Eigenschaft, den Körper durch den Geist beherrschen zu können*); dieser Satz bildete das Resultat unserer entwicklungstheoretischen Untersuchung. Wir haben jetzt gefunden, daß diese Fähigkeit zu dem Begriff des Geistes, der Ideen gehört.

Das Gesagte stimmt nun mit der Erfahrung überein: der Tod ist das in der ganzen organischen Welt absolut Gehaßte; man beobachte nur die Todesangst der Tiere beim Herannahen

---

*) Die vergleichende Psychologie lehrt, daß die Regelung der Körperfunktionen durch Nerveneinflüsse mit aufsteigender Entwicklung immer mehr unter das Bewußtsein sinkt. Daher ist auch dieses so zu verstehen, daß die Beherrschung des Leibes teils überhaupt im Unbewußten sich entwickelt und vollzieht, teils, wo es anfangs bewußt ausgeübt wurde, später unbewußt, automatisch wird (Vergl. dazu Seite 46 und 52 ff.).

des Verfolgers, die der Menschen bei plötzlicher Gefahr, z. B. einem Theaterbrand. Daß unter besonderen Bedingungen die Todesverachtung über die Furcht siegt, beruht auf sekundären Tatsachen: Tiere zeigen Todesverachtung bei der Verteidigung der Jungen; das muß so sein, um die Art zu erhalten, und hat sich deswegen empirisch so herausgebildet (Auslese!). Menschen äußern Heroismus angesichts des Todes, z. B. bei der Rettung anderer aus Lebensgefahr oder beim Nachjagen nach Idealen, wie beim Heldentod in der Schlacht (Winkelried!). Hier kommen neben den Instinkten sekundäre Überlegungen in Betracht, vor allem aber die Überwindung der Todesfurcht durch den Glauben an ein Weiterleben: wo auch immer Menschen den Tod wirklich verachten und jene herrliche Eigenschaft echter Tapferkeit manifestieren, da ist ihre psychogene Wurzel immer die Überzeugung, gerade durch den Tod zu wahrem Leben einzugehen.

Die Erfahrung zeigt demnach als die dominierende Erscheinung das Bestreben alles Lebendigen dem Tode, als dem Schlimmsten, zu entfliehen.

Da also zum Begriff der Entfaltung der Idee der Schönheit im Körper die Überwindung des Todes gehört, und da das Fliehen alles Lebenden vor dem Tode die Sprache der unmittelbaren Erfahrung ist, so muß angenommen werden, daß im Verlaufe der Entwicklung, bezw. in ihrem vollkommenen Endstadium, der Tod nicht mehr sein wird. Das vollkommene Endwesen wird unsterblich sein.

Selbst für den, der auch nur den Hauch der Erhabenheit perhorresziert, kann dieser Gedankengang etwas plausibel gemacht werden, wenn wir statt der letzten und höchsten Stufe der Inkarnation des Geistes, die vorletzte betrachten, die schon erwähnte, in der die Durchsetzung der Idee der Schönheit in der Materie die Überwindung von Krankheit mit sich bringt. Denn die Fähigkeit, durch den Willen, also durch geistige Kraft, Krankheit zu beeinflussen, ist in uns bereits jetzt im Keime angelegt. Ohne auf unbeglaubigte Berichte einzugehen, sei nur festgestellt, daß die ärztlicherseits geübte Suggestionstherapie die Tatsache ergeben hat, daß gewisse leichtere Erkrankungen der Behandlung durch Suggestion zugänglich sind. Dasselbe kann natürlich der Mensch an sich selber erreichen durch den Glauben an seine Heilung. Daß solcher Glaube die Genesung unter allen Umständen unterstützt, weiß jeder Arzt. Er kann auch Symptome zeitweise latent

machen auch in Fällen, in denen die im allgemeinen jetzt im Menschen vorhandene geistige Kraft nicht zur wirklichen Heilung ausreicht. Es ist also die Sprache der Erfahrung, daß der Mensch die Anfänge der Fähigkeit in sich hat, der Krankheit durch Kraft des Geistes Herr zu werden.

Die ganze Entwicklung der Lebewesen zeigt, wie die vollkommeneren Eigenschaften durch Auslese gezüchtet werden; wir müssen nach Analogie daher annehmen, daß, da die Eigenschaft, durch geistigen Einfluß die Gesundheit aufrecht zu erhalten beim Menschen hohen Auslesewert besitzt, sie durch Züchtung sich summieren kann, und zwar bis zur Vollendung.

Zur Vollziehung dieses Gedankens ist nichts weiter erforderlich als die Annahme ungeheurer Zeitperioden; aber die ganze Entwicklungstheorie muß solche voraussetzen, und auch das stimmt mit der Erfahrung überein.

Die Organismenarten einer Stufe der Entwicklung haben nämlich die Dauer von Erdperioden. Alle diese zusammen werden auf 200 000 000, von anderer Seite (Lord Kelvin) auf nur 20 000 000 Jahre geschätzt. Das Tertiär nimmt Blyth zu 3 250 000, Mayer-Eimar zu 325 000 Jahre an.*) Das sind freilich große Unterschiede; aber selbst nach der geringsten Schätzung handelt es sich um gewaltige Zeitläufte, in denen die Potenzierung von Eigenschaften möglich ist.

Nun wissen wir allerdings nicht, wieviel Zeit für die Zukunft der Entwicklung auf der Erde zur Verfügung steht; es kann noch mehr sein als in der Vergangenheit; andererseits darf die Tatsache nicht vergessen werden, daß das Bewußtsein des Menschen die Entwicklung ungeheuer beschleunigen könnte, wenn es richtig angewendet würde. Dies scheint sich schon analog in der Tierwelt zu bewahrheiten, indem die Formen der jüngsten Perioden auch die kürzeste Zeit für ihre Entwicklung brauchten.

Ein Einwand ist allerdings der, daß kosmische oder geologische Ereignisse die Entwicklung vorzeitig unterbrechen könnten.

Das ist aber kein Einwand gegen den Gedankengang dieser Schrift; denn an dieser Stelle sei jetzt schon vorläufig betont, daß das angenommene vollkommene Endwesen und das Endstadium der Entwicklung nur fiktiver Natur sind: sie dienen, um die Richtung des Weltwillens uns zu veranschaulichen, und um aus

*) Schneider, l. c. p. 54.

dieser Richtung die Normen der Ethik abzuleiten, um das absolut Gewollte zu erkennen, damit auch wir es wollen und somit sittlich sein können. Ob dann das Ende der organischen Entwicklung real erreicht wird oder nicht, ist völlig irrelevant. Es genügt uns, ihre Richtung und die logische Denkbarkeit seiner Erreichung dargetan zu haben; mehr bedarf es für die Gründung der Ethik nicht.

Nach allem also: Die Idee der Schönheit entfaltet sich durch Inkarnation.

Ich bringe das Bisherige auf eine Formel: Die ganze Entwicklung stellt sich dar als Inkarnation der drei Ideen des Wahren, Guten, Schönen, die den Geist ausmachen. Durch diese Erkenntnis gewinnen wir das Idealbild eines vollkommenen Endwesens, und dieses dient uns wiederum als Phantasma des Sein-Sollenden oder der Sittlichkeit.

3. Die drei Stufen der Entfaltung des Geistes.

Mit der Steigerung der geistigen Eigenschaften der Menschen ist also untrennbar verbunden die zunehmende Herrschaft des Geistes über den Körper, da die Steigerung nur stattfinden kann durch Umbildung des Leibes im Sinne der Ideen: die Organisation des Körpers ist eine Funktion der Ideen!

Zur besseren Veranschaulichung dieses Vorgangs kann man die Aufrichtung der Geistesherrschaft in drei Stufen sich vollziehen lassen, die der Entfaltung der Ideen entsprechen.

1. Stufe. Die Fähigkeit des Menschen, seinen Leib zu beherrschen, beginnt mit derjenigen, über die Gemütszustände Herr zu werden. Diese sind natürlich teils materieller Provenienz, beruhen auf Gehirnvorgängen, sind psychologische Ereignisse. Nicht zu verwechseln damit ist der Satz, daß die Entfaltung der Wahrheit auch auf der Gehirnkonstruktion beruht: die Idee der Wahrheit ist an sich; sie kommt in die Welt durch Gehirntätigkeit. Das Gehirn bildet sich so aus, daß es zu einem geeigneten Werkzeug für die Erkenntnis der Wahrheit wird. Die Stimmungen und Gemütszustände, Affekte, Leidenschaften, sind nicht an sich, sondern nur der Reflex materieller Gehirnvorgänge im Geiste. Sie stören das reine Erkennen, und dieses bedarf daher der Unterdrückung der Affekte und Leidenschaften. Es gehört das letztere also zur Entfaltung der Idee der Wahrheit.

Diese Stufe der Beherrschung seines Leibes ist nun im Menschen bereits realisiert: die Höheren unter uns können tatsächlich ihre Stimmungen und Leidenschaften unterdrücken, ja fast vernichten.

Die materialistische Auffassung, daß alle Suggestionserfolge und alle Beherrschung des Leibes nur auf dem Übergewicht höherer nervöser Zentren über niedere beruhe, wird durch eine einfache Überlegung widerlegt. Nach dieser Ansicht nämlich müßten körperliche organische Erkrankungen leichter und in früherer Organisationsstufe durch Willenskraft heilbar sein als nervöse Leiden und Gemütszustände; denn jene stehen in unmittelbarerem Zusammenhang mit den niederen Zentren; die Gemütszustände betreffen aber die höchsten Zentren, nämlich das Großhirn. Die Erfahrung nun lehrt, daß das direkte Gegenteil der Fall ist: am leichtesten gelingt in der Suggestionstherapie und auch dem Individuum selber die Beherrschung der Funktionen des Großhirns selbst, so z. B. diejenige von Affekten und Aufregungszuständen; am allerschwersten gelingt aber die Regelung der niedersten somatischen Vorgänge. Nun gibt es keine höheren nervösen Zentren als die, in denen jene leicht beherrschbaren nervösen Zustände ablaufen; denn diese finden statt in der Hirnrinde, dem höchsten Zentrum. Am leichtesten also werden die materiellen Vorgänge beherrscht, die in dem Organ ihren Sitz haben, das unmittelbar dem Geiste untersteht. Nach der materialistischen These wären aber gerade diese überhaupt nicht der psychischen Beeinflussung zugänglich, weil keine materiellen Zentren vorhanden sind, die über ihnen stehen.

In der ersten Stufe wird also die Beherrschung der Gemütszustände, der Affekte und Leidenschaften durchgeführt, und dies gehört zur Inkarnation der Wahrheit und des Guten, weil diese durch das Vorhandensein jener gestört werden.

II. Stufe. In dieser kommt es zur Überwindung körperlicher Krankheit durch die Kraft des Geistes. Hiervon sind in uns nur die ersten Andeutungen vorhanden. Diese Stufe hängt zusammen mit der Entfaltung der Idee der Schönheit, weil Krankheit ihr widerspricht, und weil es zum Begriff der Entfaltung dieser Idee im Körper gehört, daß dieser selbst schön sei. Übrigens ist die Heilung von Krankheit durch psychische Kraft nichts prinzipiell Verschiedenes von der Beeinflussung von Gehirnvorgängen: in beiden Fällen handelt es sich um molekulare Bewegungszustände

der Materie, die durch die Psyche eine bestimmte Richtung erhalten; es gelingt nur hier leichter, weil diese Bewegungen das Organ betreffen, das unmittelbar der Seele untersteht.

III. Stufe. In dieser findet die Überwindung des körperlichen Todes statt. Auch diese Stufe gehört der Entfaltung der Idee der Schönheit an, aus gleichen Gründen wie die zweite Stufe. Von dieser Fähigkeit ist unseres Wissens noch nichts im Menschen vorhanden; sie gehört also ganz dem Endstadium der Entwicklung an, von dem ich gesagt habe, daß es fiktiv, seine reale Erreichung durch organische, erbliche Entwicklung ungewiß, für unseren Gedankengang aber auch gleichgültig sei.

Natürlich gehen die Ideen der Wahrheit und des Guten nicht in der ersten Stufe auf; vielmehr entfalten sie sich während der beiden anderen Stufen weiter; die erste Stufe geht aber umgekehrt in jenen auf.

4. Die Überwindung des Humanismus.

Die These für sich allein, daß der Mensch dem Wahren, Guten, Schönen nachjagen soll, kann man als Aufstellung des Humanitätsideals bezeichnen: es ist das Idealbild eines vollkommenen Menschen, **geht aber nicht über ihn hinaus.** Das allein aber würde eine weichliche und blasse Ethik ergeben, die wenig Werbekraft hätte.

In der Sittenlehre dagegen, die hier vorgetragen wird, kommt ein weiteres hinzu: es wird betont, daß es zum Begriff der Entfaltung der Ideen im Körper gehöre, daß sie die Kraft in sich tragen, den Leib zu beherrschen, umzuformen, sich der Materie einzubilden, und das ist das Wesentliche an der Sache. Damit ist der bloße Humanismus überwunden.

II. Die geistige Vorwegnahme des Endstadiums durch den Menschen. Antwort auf die Frage: Was soll ich tun?

Die ethische Hauptthese fordert die geistige Antizipation der Vollkommenheit des Endstadiums der organischen Entwicklung durch uns Menschen. Um den Weg dazu zu weisen, habe ich im vorigen Abschnitt die Vollkommenheit des Endstadiums geschildert durch Aufzeigen, worin die Entfaltung des Geistes besteht, und wie sie stattfindet.

Jetzt kann daher die erste Hauptfrage der Ethik beantwortet werden: Was soll ich tun? Oder mit anderen Worten: Wie kann der Mensch die Vollkommenheit vorwegnehmen?

Ich beantworte das zunächst einzeln nach den geschilderten Stufen der Beherrschung des Leibes durch den Geist und der Entfaltung der Ideen.

1. Die erste Stufe der Vollkommenheit und die Inkarnation der Ideen der Wahrheit und des Guten.

Der Mensch soll diese Stufe vorwegnehmen; dies liegt real in seinem Können; denn dieses Stadium der Inkarnation des Geistes ist in uns bereits verwirklicht.

Es wird Wahrheit gefordert. Damit ist zunächst als selbstverständlich die Vermeidung der absichtlichen Lüge gemeint; weit wichtiger aber ist es, selber nicht in seinem Urteil zu irren; sich selbst zu belügen, ist die gefährlichste Form der Unwahrheit.

Das Widerliche des Philisteriums beruht auf diesem Sichselbst-Belügen; sein Wesen ist ja das Festhalten am Überlieferten, und das macht den Philister so verächtlich, daß er aus Irrtum das tut, unfähig wahren Urteilens ist.

Wie viel Seelenqual bereiten sich des weiteren nicht täglich die Menschen gegenseitig durch ihr falsches Urteilen übereinander, das unabsichtlich geschieht, von absichtlicher Verleumdung ganz zu schweigen.

Wie albern und schädlich für Seele und Leib sind nicht viele unserer sozialen Einrichtungen: aber die philiströse Gesellschaft hält aus einfacher Unfähigkeit zu wirklicher Erkenntnis an ihnen fest.

Auch auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst kommt es auf wahres Urteilen an.

Es hängt mit dem durch geistige Höherentwicklung gesteigerten Evidenzbedürfnis*) des jetzigen Menschen zusammen, daß er gelernt hat, nicht im abstrakten Denken von den Tatsachen hinweg zu phantasieren, sondern stets so zu denken, wie es mit ihnen übereinstimmt. Dies kommt namentlich in der Naturwissenschaft zum Ausdruck: Treue des Denkens den Tatsachen gegenüber und Vorurteilslosigkeit sind ihre Prinzipien; leider wäre es allerdings ein falsches Urteil zu behaupten, daß das letztere Ideal von ihr *erreicht* sei; aber es ist als Grundsatz wenigstens anerkannt.

---

*) Vgl. meinen Vortrag: „Das Evidenzbedürfnis des Menschen als entwicklungstheoretischer Maßstab". Verhandlungen des III. Internation. Kongresses für Philosophie, 1908.

Freilich darf diese Treue gegenüber den Tatsachen nicht zur Unterdrückung der genialen Geistestat führen; sie bedeutet nur, daß das Denken sich nicht in Gegensatz zu den Tatsachen stellen darf. Auch der Philosoph gründet sein Denken daher auf Erfahrung. Wo aber kein Widerspruch mit dieser besteht, geht er in der Spekulation über sie hinaus, dadurch Verblödung und Stagnation auf geistigem Gebiet verhindernd. Denn die geniale Idee und die Spekulation sind Erkenntnismittel, und allein auf der Tat des Genies, die über die zur Zeit geltende Empirie hinausführt, beruht aller Fortschritt zu Höherem und Vollkommenerem!

Auch die Ästhetik beruht auf Erkenntnis, und auf falsches Urteil gründen sich daher die so widerwärtigen Entgleisungen der herrlichen Fähigkeit zur Kunst, die wir zu beobachten Gelegenheit haben.

Die Entfaltung der Idee der Wahrheit mit ihrem Begriff der Macht, die Materie zu beherrschen, sich zu verkörpern, führt auf der ersten Stufe der Inkarnation des Geistes zur Zügelung der Affekte und Leidenschaften. Denn sie trüben die Erkenntnis.

Anderseits muß zugestanden werden, daß es Affekte oft sind, die richtige Erkenntnis vermitteln, mit einer Steigerung der Erkenntnis zum Abschluß kommen; denn sie rütteln die Seele auf, zwingen zum Überlegen, zum Nachforschen nach der Quelle des Affekts, woraus dann in intellektuell Hochstehenden eine neue Erkenntnis gewonnen wird, die dem Willen eine neue Richtung verleiht und den Affekt abschließt.

Das Staunen, ein Affekt also, ist der Anfang aller Erkenntnis und jeglicher Philosophie, und aus Affekten können, wie erwähnt, nicht nur böse, sondern auch gute Willenshandlungen hervorgehen, letztere dann eben, wenn der Affekt zu einer Steigerung der Erkenntnis geführt hat, oder wenn er an sich eine Richtung auf das Gute hatte, z. B. Nächstenliebe. Kummer und Sorge, Zorn und Haß, Freude und Liebe können alle in einer edeln Seele die Quelle großer und erhabener Taten sein. Von besonderem ethischem Einfluß ist der Affekt des Mitleids; gibt es etwas von gewaltigerer sittlicher Kraft, als wenn bei diesem oder jenem Anlaß die Wahrheit des Worts: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“ sich mit elementarer Wucht uns in die Seelen senkt? Das Kriterium jedoch dafür, ob aus dem Affekt Gutes oder Böses hervorgehen wird, ist der Umstand, ob er von der

Vernunft beherrscht wird oder nicht; denn nur in jenem Falle führen Affekte zu einer Steigerung der Erkenntnis. Es verhält sich hier analog, wie es der Dichter vom Feuer sagt:

„Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt bewacht.
Doch wehe, wenn sie losgelassen . . .“

Die Wächterin aber über die Affekte ist die Vernunft.

Und endlich: oft sind die Affekte notwendig, um das Gute, das man will, in der Welt durchzusetzen. Ist es nicht die Begeisterung der Propheten und Führer der Menschheit, welche die Massen bezwingt und fortreißt mehr denn alle ihre Gründe? Ist es nicht der heilige Zorn des Sittenpredigers, der von der Reinheit seiner Motive überzeugt?

So steht denn in der Wertigkeitsstufe der Persönlichkeit in dieser Hinsicht der Weise am höchsten, der durch die Affekte hindurchgehend zur größtmöglichen Einsicht und zur Ruhe gelangt ist.

Dann folgt, wer seine Affekte durch die Vernunft beherrscht: er ist ein Wanderer auf dem Wege zur Weisheit und kann ans Ziel gelangen.

Dann kommt der Unglückliche, der seine Affekte nicht durch die Vernunft beherrscht: er hat immerhin eine Voraussetzung möglicher Erkenntnis.

Zu unterst aber steht der Einfältige und Tor, der auch die Affekte entbehrt: ihm ist der Weg zur Weisheit für immer verschlossen, denn er besitzt keine ihrer Voraussetzungen.

Nach allem: Bei aller Weisheit und Beherrschung der Leidenschaften ist eine gewisse tiefe Erregbarkeit ein unentbehrlicher Bestandteil wahrer menschlicher Seelengröße. Völlige stetige Gemütsruhe setzt nicht nur Vollkommenheit in dem Betreffenden selbst voraus, sondern auch in der Umgebung; nun leben wir aber in einer Welt der Unvollkommenheit: da gibt es gute und böse Taten und Menschen. Unter solchen Umständen wäre der ein erbärmlicher Wicht, der nicht über das Böse Entrüstung, für das Gute Begeisterung fühlte!

So muß auch in dem, der das „reine“ Geistesleben hat, ein psychologischer Vorgang übrig bleiben, den ich die „reine Erregung“ nennen will. Er setzt sich natürlich auch aus den psychischen Grundklassen Vorstellen, Wollen, Fühlen zusammen und beruht auf folgendem:

Der geistig Hochstehende erkennt sofort das Gute und Böse einer Absicht oder Handlung; denn er besitzt die ausgebildete Fähigkeit wahren Urteilens; das Gute ruft sogleich in ihm ein tiefes Lust-, das Böse ein tiefes Unlustgefühl hervor: denn das Gefühl ist in ihm auch hoch entwickelt; er reagiert sofort mit dem festen Willen oder der entschlossenen Handlung, um das Gute zu ergreifen und durchzusetzen, das Böse zu meiden oder zu vernichten; denn sein Wollen wird durch die klare Erkenntnis bestimmt und ist dann immer das rechte.

Dieser Affekt also setzt sich aus den drei psychischen Grundklassen zusammen und zwar in ihrer Reinheit: es ist reines, rechtes Erkennen, reines, rechtes Gefühl und reines, rechtes Wollen. Der ganze Komplex aber wird psychologisch als ein Affekt manifest, den ich eben wegen der Reinheit seiner Elemente die „reine Erregung“ nennen will, die ich für das Charakteristikum wahrer Seelengröße halte.

Die Reinheit der Elemente dieses Affekts unterscheidet auch seinen Einfluß auf die Gemütszustände von demjenigen unreiner Affekte und gar Leidenschaften; diese stören längere Zeit die Seelenharmonie; die „reine Erregung“ tut es nicht, und das eben wegen der Reinheit ihrer Elemente: da die Erkenntnis vollkommen klar ist, so gibt sie auch sofort das Mittel an die Hand, all das Gewollte durchzusetzen, dem Guten zum Sieg zu verhelfen, das Böse zu vernichten. Da das Wollen nur solches des Guten ist, so befriedigt sofort die durch die Erregung vermittelte Erkenntnis, um ein neues und hohes Ziel reicher zu sein; da es sich um ethische Lust oder Unlust handelt, nämlich um Lust, wenn und weil das erregende Ereignis ein gutes, um Unlust, wenn und weil es ein böses war, so befriedigt auch dieses Gefühl: im ersten Fall eo ipso, im letzteren, weil es Unlust um des Bösen willen ist; so befriedigen die Erkenntnis der Entrüstung über das Böse und der Umstand eben, daß diese instantane und tiefe Unlust einen zur Abwehr gezwungen hat.

Auf diese Weise geht die reine Erregung beim Weisen alsbald wieder in Seelenharmonie über und hinterläßt nur seine Bereicherung um neue unterscheidende Erkenntnis des Guten und Bösen und um neue hohe Ziele.

Nochmals sei hier hervorgehoben, daß zwar die Inkarnation der Idee der Wahrheit diese Stufe in sich schließt, daß aber nicht umgekehrt damit die Verkörperung jener Idee abgeschlossen ist;

Freiheit von Leidenschaften ist Voraussetzung für wahres Urteilen, dieses letztere aber fordert noch mehr: die Gehirnentwicklung steigt noch weiterhin während der folgenden Stufen mächtig an.

Zum ersten Stadium der Vollkommenheit gehört auch die Durchsetzung der Idee des Guten; denn diese beruht auf der des Wahren. Auch hierfür gilt die Voraussetzung, daß die Leidenschaften und selbst die Affekte mit Ausnahme der reinen Erregung unterdrückt sein müssen, weil sie die Durchführung des Guten hindern.

Zu der oben dargelegten Abhängigkeit des Willens von der Erkenntnis sei hier noch hervorgehoben, daß es beim Handeln auf die absolut klare Einsicht im Augenblick der Tat selbst ankommt. Es ist psychologisch unmöglich, daß jemand im Moment des Handelns ganz klar das wirklich Rechte erkennt und dennoch unrecht tut. Dagegen kann es selbstverständlich sehr wohl vorkommen, daß z. B. ein intellektuell Hochstehender (auch ein anderer natürlich) genau weiß, was recht ist, aber dennoch eine böse Tat ausführt: dann war eben seine Vorstellung des Guten im Augenblick des Handelns durch andere stärkere Vorstellungen verdunkelt, auf Grund deren er annahm, daß er sich dennoch durch die böse Tat eine Befriedigung verschaffen werde.

Das Bestimmende ist also die Erkenntnis im Augenblick des Handelns, und das macht die Unterdrückung von Leidenschaften auch für die Durchführung des Guten zur Bedingung.

Die Einsicht, daß die Sittlichkeit auf Erkenntnis beruht, ist eine psychologische Erleichterung für den Menschen: die Begriffe der Pflicht und des Sollens lösen sich dadurch dahin auf, daß nur die wirkliche Erkenntnis der Wahrheit, des Rechten und Sein-Sollenden nötig ist, und daß dann das rechte Wollen und Handeln von selbst stattfinden. Für den, der dagegen nicht klar erkennt, sondern alles auf das Wollen verlegt, gilt das Sprichwort, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert sei: ohne die Einsicht kann er eben im Augenblick des Handelns seine Vorsätze nicht ausführen, weil verworrene Vorstellungen jederzeit von ihnen ablenken können.

Die erste Stufe der Vollkommenheit besteht also in der Befreiung von Leidenschaften und in der Unterdrückung auch der Affekte mit Ausnahme der reinen Erregung als einer notwendigen Vermittlerin von Erkenntnis und eines Ansporns zum rechten Wollen.

2. Die zweite Stufe der Vollkommenheit und die Inkarnation der Idee Schönheit.

Das zweite Stadium der Beherrschung des Leibes ist, wie wir fanden, eine Funktion der Entfaltung der Idee der Schönheit und besteht in der Permanenz der Gesundheit. Es wäre also in dieser Hinsicht in erster Linie die Aufgabe des Menschen, willkürlich sich von Krankheit frei zu halten. Doch ist diese Stufe der Organisation in uns noch nicht ausgebildet, sondern nur die Anfänge davon sind da. Immerhin hat der Mensch die Pflicht, dasjenige davon, zu dem ihn seine Organisation auf seiner jetzigen Entwicklungsphase befähigt, durchzuführen. Er soll also stets versuchen, „durch die Macht des Gemüts seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden."*) Er wird dann bei einiger Übung finden, daß immerhin vieles auf diesem Wege erreichbar ist, was zur Aufrechterhaltung der Gesundheit und zur Unterstützung ärztlicher Kuren bei vorhandener Krankheit beiträgt.

Obwohl es nichts mit der Inkarnation der Schönheit zu tun hat, so ist es ihr doch angemessen, auch durch empirische, äußere Mittel dem nachzujagen, was diese Idee aus uns machen will, nämlich durch Reinlichkeit, Mäßigkeit, Selbstzucht und körperliche Ausbildung die Schönheit des Körpers zu fördern. Das Gleiche gilt von der Ausbildung des ästhetischen Urteils: das Häßliche ist das absolut Gehaßte, dem es in jeder Hinsicht entgegenzuwirken gilt.

Demnach: die zweite Stufe der Vollkommenheit besteht in der Überwindung von Krankheit und der Durchsetzung von Körperschönheit. Doch gehört dies der Zukunft an und kann von uns nur sehr unvollständig realisiert werden. Dies befreit uns nicht von der Verpflichtung, das uns Mögliche dennoch durchzuführen.

3. Die dritte Stufe der Vollkommenheit und die weitere Inkarnation der Idee der Schönheit.

Die dritte und höchste Stufe der Vollkommenheit ist die der Unsterblichkeit, weil die Entfaltung der Idee der Schönheit logisch diese in ihrem Begriff enthält. Sie zu erreichen als organische Geschöpfe auf Erden, ist uns jedoch versagt. Ihre Erlangung bildet das virtuelle Ende der organischen Entwicklung, und der Ausblick auf dieses Ende dient bei der Normierung der Ethik nur als regulatives und heuristisches Prinzip.

---

*) J. Kant: Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden.

Die Forderung der geistigen Antizipation des Endstadiums schließt also logischer Weise mit ein, daß wir erkennen, daß das in uns tätige, sich entfaltende und organisierende Prinzip auch die Fähigkeit der Schaffung eines unsterblichen Leibes umfaßt.

4. Die Verwirklichung der geistigen Antizipation des Endstadiums.

Nachdem im besonderen angedeutet worden ist, was der Mensch zur Vorwegnahme des vollkommenen Endes im Geiste tun soll, wird die Frage im ganzen beantwortet: Wie kann der Mensch das Ende antizipieren?

Die Antwort lautet: Einfach durch Erkenntnis. Hat sich uns nämlich die ganze Entwicklung dargestellt als nichts anders denn als die allmählich sich vollziehende Inkarnation des vollkommenen Geistes, dann folgt daraus, daß dieser das eigentliche wirkliche innere Wesen der Kreatur überhaupt ist, daß nur ihre Organisation hinter der Wirklichkeit des Gewollten zurückbleibt und endlich, daß der Tatbestand ihr unbewußt ist. Sobald er aber im Menschen zur bewußten Erkenntnis wird, ist der Mensch in seinem Bewußtseinsinhalt tatsächlich auf die Stufe der Vollkommenheit des Endes erhoben.

Die Vedânta-Philosophie*) lehrt, daß Gott, Brahman das wahre Wesen jedes Menschen sei, daß dieses identisch sei mit dem ganzen vollkommenen Brahman; nur wissen es die meisten Menschen nicht. Die Eingeweihten aber, die es erkennen, die „Brahmanwisser" werden, sind dadurch tatsächlich auf die Stufe Brahmans erhoben, so daß sie nach dem Tode von dem unvollkommenen Leibe — den andere fälschlich für ihr Ich halten — befreit werden. Die Unsterblichkeit, die hier nicht als persönliche Fortdauer, sondern als das Aufgehen in Brahman, somit als die Befreiung von der Notwendigkeit des Sterbens aufgefaßt wird, erreicht der Brahmanwisser einfach durch die Erkenntnis, daß sein Ich tatsächlich Brahman voll und ganz ist. Der Vedânta drückt das durch den Satz aus: „Das bist Du!" (Tat tvam asi).

Diese Erkenntnis ist also nach der Vedântalehre auch die Erlösung von der Notwendigkeit der Wiederverkörperung in der Seelenwanderung; die Werke sind vernichtet, gute wie böse.

---

*) Vgl. **Deußen: Das System des Vedânta, 1906.**

Obwohl, wie wir bald sehen werden, mein Denken in anderem Sinne seinen Abschluß findet, so ist doch diese Klimax, die ich hier erreiche, in einer Beziehung identisch mit der indischen Anschauung, und ich setze daher jene kurze Notiz über den esoterischen Brahmanismus hierher, weil sie deutlicher als Auseinandersetzungen zeigt, was ich damit meine, daß einfache Erkenntnis des wahren Wesens auf die Stufe der Vollkommenheit des absoluten Geistes erhebe.

Es ist also, und hier schon gehe ich über die Vedântalehre hinaus, mit der Erkenntnis auch die moralische Umwandlung vollzogen: nicht nur vernichtet sind die Werke der Vergangenheit und gleichzeitig die der Zukunft (weil sie stetig bei ihrer Entstehung wieder vernichtet werden), sondern der Mensch, der die Erkenntnis gewonnen hat, ist mit Notwendigkeit auch moralisch zur Vollkommenheit umgewandelt. Denn der Geist besteht aus den Ideen des Wahren, Guten und Schönen; wer diese als sein wirkliches Wesen erkannt hat, ist natürlich in seiner Gesinnung auch absolut wahr und gut. Er ist in seinem Bewußtsein aber auch absolut schön, das heißt unsterblich.

Diese Unsterblichkeit aber ist eine persönliche; dies geht mit Bestimmtheit aus der Inkarnationsthese hervor: das wahre Ich ist der vollkommene, unvergängliche Geist bestehend aus den drei Ideen, und zu ihrer Entfaltung in der Kreatur gehört der Begriff der Inkarnation, d. h. der Annahme von Individualität.

Ferner gehört diese Erkenntnis zum inneren Aspekt der Welt und ist daher identisch mit Glauben: es ist also der Glaube an die Identität seines eigenen wahren Wesens mit dem absoluten Geist (oder kurz in der exoterischen Sprache der Theologie der Glaube an Gott), der dem Menschen Vollkommenheit und Unsterblichkeit verleiht.

Ich nenne das aber lieber (esoterisch) „Erkenntnis“, was es ja de facto ist, weil dadurch die Notwendigkeit des ganz klaren Erkennens besser ausgedrückt wird.

III. Die Wirkung der Antizipation des Endes. Antwort auf die Fragen: Was darf ich hoffen? Was ist das höchste Gut? Die Lehre von der partiellen irdischen Selbsterlösung.

1. Das „Zurückbleiben“.

Im Hinblick auf das virtuelle vollkommene Endwesen, das uns immer die Richtung der Entwicklung angibt, stellt der Mensch ein unvollkommenes Zwischenglied der Organismenreihe dar. Der

Geist aber, der durch die Entwicklung der Organismen sich verkörpert, ist vollkommen und als solcher in uns enthalten. Es folgt also daraus ein Zwiespalt unseres Wesens: das innere ist absolut vollkommen, das äußere, der Körper, ist unvollkommen, da die Inkarnation noch nicht vollendet ist. Demnach bleibt die Realisation hinter dem Ziele zurück; ich nenne das „das Zurückbleiben" und definiere: Das Zurückbleiben ist der Inbegriff von allem, was den Menschen von dem vollkommenen Endwesen unterscheidet.

Ein analoger Vorgang kommt in der Elektrizitätslehre vor, der nach dem Grundsatz „exempla docent" hier angeführt sein möge. Es ist dabei wohl überflüssig zu bemerken, daß ich nicht meine, daß „das Zurückbleiben" irgend etwas mit dieser Erscheinung zu tun habe; es handelt sich bloß um ungefähre Analoga auf verschiedenen Gebieten. Jener Vorgang ist folgender: bei der Magnetisierung von Eisen durch einen elektrischen Strom steigt der Magnetismus im Eisen mit der Stromstärke bis zur sogenannten magnetischen Sättigung an; jedoch bleibt unterhalb der Sättigungsgrenze die Magnetisierung immer etwas hinter der Stärke des elektrischen Stromes zurück; dieses Zurückbleiben nennt man Hysteresis (von ὑστερεῖν, zurückbleiben).

Einigermaßen ähnlich, wenn auch nicht ganz analog, ist das organische Zurückbleiben des Körpers hinter der Vollkommenheit.

a) Der ethisch-anthropologische Dualismus.

Aus obigem ergibt sich ein ethisch-anthropologischer Dualismus: im Geiste sind wir durch die Erkenntnis vollkommen geworden, unser Körper aber schleppt nach, zieht uns rückwärts, ist noch tierähnlich; wir sind durch ihn mit etwas Niederem behaftet.

b) Die Behaftung.

Die Behaftung im ethischen Sinne bezieht sich vorwiegend auf das Zurückbleiben der Gehirnentwicklung. Das Gehirn ist der Psychologie eines reinen Geisteslebens noch nicht angemessen gebaut; durch diese Unvollkommenheit des Organs der Seele ist unsere Psychologie noch mit tierischen Elementen durchsetzt.

Das ganze Stimmungsleben und das sogenannte „Gemüt" (s. u.) gehören zur Behaftung, dann das Vorwiegen des Begehrs nach sinnlicher Lust; denn diese ist die primitivste Äußerung des Gefühls.

c) Die Privation.

Das vollkommene Endwesen besitzt die Inkarnation aller drei Ideen des Wahren, Guten, Schönen. Beim Menschen aber ist diese Inkarnation, die überhaupt noch unvollständig ist, auf die zwei Geschlechter verteilt: dem Manne ist das Wissen gegeben, die Idee der Wahrheit und somit auch die des Guten, da sie auf jener beruht. Die Schönheit dagegen ist über den Leib des Weibes ausgegossen: sie ist die Inkarnation der Idee der Schönheit.

Dies stimmt mit der Erfahrung überein: neue Wahrheiten, die Taten des Genies sind noch stets durch Männer allein in die Welt gebracht worden; ebenso sind die Normen der Ethik in Religion und Philosophie immer von Männern aufgestellt worden. Männer achten aneinander gegenseitig Genialität am höchsten und streben andererseits weniger nach Körperschönheit, als Frauen es tun.

Daß anderseits das Weib die Idee der Schönheit vertritt, geht aus ihrer größeren tatsächlichen Schönheit hervor und daraus, daß Frauen gegenseitig die Schönheit als die höchste Gabe des Weibes aneinander bewundern, auch ihr primäres Hauptstreben auf die Entfaltung ihrer Schönheit verlegen. Hierfür führe ich als Beleg einige Stellen aus Havelock Ellis*) an: „Der weibliche Körper als Inkarnation der Schönheit gilt auch beim weiblichen Geschlecht bis zu einem gewissen Grade als Symbol der Liebe. Collin Scott hat beobachtet, daß auch ganz normal veranlagte Frauen durch den Anblick weiblicher Schönheit auf der Bühne oder in der Kunst in viel höherem Grade sexuell angeregt werden als durch den Anblick männlicher Schönheit, was auch durch verschiedene Tatsachen, die ich im Appendix zu meinem Buche ‚Das Geschlechtsgefühl' gegeben habe, bestätigt wird. Scott meint, daß die weibliche Schönheit als typisch für ideale Schönheit überhaupt geworden ist und darum auf beide Geschlechter zugleich anregend wirkt. Sicherlich kommt ästhetische Bewunderung männlicher Schönheit bei Frauen selten vor, außer in den Fällen, wo es sich um künstlerisch geschulte Individuen handelt; in dieser Hinsicht scheinen die Frauen ganz passiv das Ideal der Männer angenommen zu haben." Er führt dann Worte Collin Scotts an: „Ebenso geht aus vielen literarischen Äußerungen hervor, daß das Weib unter dem Einfluß sexueller Erregung ihren

---

*) Havelock Ellis: Die Gattenwahl beim Menschen, deutsch 1906.

eigenen Körper als zur Befriedigung des Mannes geschaffen betrachtet, und daß diese komplizierte Stimmung einen Teil ihres eigenen Genusses bildet. Ihr Körper ist indirekt für sie, und direkt durch seine Bewunderung desselben für ihren Partner das Symbol ihrer gegenseitigen Freude und Befriedigung (Collin Scott, Sex and Art. American Journal of Psychology, vol. VII, No. 2 p. 206)." (L. c. pp. 170, 171).

Unsere Begriffe menschlicher Schönheit sind objektiv. Ellis sagt: „Stratz betont in seinen Werken über die weibliche Schönheit, und ganz besonders in seiner Schrift ‚Die Schönheit des weiblichen Körpers' immer wieder das objektive Element des Schönen." Auch Papillault hält die Schönheit des Gesichts für objektiv (l. c. p. 171).

„Für den objektiven Charakter der Schönheit spricht auch die Tatsache, daß Schönheit auch in hohem Maße ein Ausdruck der Gesundheit ist." Es ist nicht nachgewiesen, aber sehr wahrscheinlich, daß eine Korrelation zwischen Schönheit und Langlebigkeit besteht (l. c. p. 172).

„Daß die Schönheit ein Element der Objektivität enthält, ergibt sich auch daraus, daß Männer niederer Rasse manchmal europäische Frauen schöner finden, als die ihres eigenen Stammes." „Darwin (Abstammung des Menschen, Kap. XIX) sagt in dieser Beziehung: ‚Winwood Reade, der nicht nur Neger der afrikanischen Westküste, sondern auch solche aus dem Innern, die nie mit Europäern zusammengekommen waren, lange beobachtet hat, ist überzeugt, daß sie im ganzen dieselben Schönheitsideale haben, wie wir.'" usw. (Auch andere Beobachtungen l. c. pp. 189, 190).

„Stratz vertritt in seinen beiden Werken über die weibliche Schönheit (‚Die Schönheit des weiblichen Körpers', und ‚Die Rassenschönheit des Weibes') die Meinung, daß das Schönheitsideal seinen Grundzügen nach in der ganzen Welt dasselbe ist, und daß die schönsten Individuen niederer Rassen eine Tendenz zeigen, den Typus zu erreichen, der sich allgemein und in der vollkommensten Ausbildung bei den weißhäutigen Europäerinnen findet". (L. c. p. 191; daselbst Beispiele).

„Wir können fast mit Sicherheit annehmen, daß, soweit ein objektiver Maßstab ästhetischer Schönheit aufstellbar ist, dieser Maßstab die Überlegenheit des hellen Frauentypus proklamiert". usw. (L. c. p. 219).

„Die Vorliebe der Europäer für Blonde reicht bis ins frühe

Altertum zurück. Die Götter und die Menschen bei Homer werden öfter als blond beschrieben. Venus ist fast immer blond, so wie Miltons Eva war.“ ... „Die griechischen Bildhauer vergoldeten das Haar ihrer Statuen, und diese zeigen in vielen Fällen sehr helles Haar. Die römische Sitte, das Haar hell zu färben, ist wie Renier nachgewiesen hat, nicht auf den Wunsch zurückzuführen, den blonden Germanen zu gleichen“. (L. c. p. 220).

„In der italienischen Volkspoesie werden, wie zu erwarten, die Brünetten zwar sehr gerühmt, doch die blonden vorgezogen“. (Ebenso bei den italienischen Malern, Dichtern und den ästhetischen Schriftstellern; l. c. p. 221; vergl. auch pp. 232 und 233).

Ich habe diese Stellen etwas ausführlich wiedergegeben, weil sie als Belege für meine Ansicht von äußerstem Werte sind, und ich habe dabei die Zitate mit eingeflochten, die das Objektive der Schönheit feststellen; denn dies stimmt damit überein, daß die Idee der Schönheit sich in der Menschheit inkarniert: die Menschen haben also unbewußt die Erkenntnis des wahrhaft Schönen (ebenso wie die der wirklichen Wahrheit). Das haben die Beobachter rein empirisch gefunden, was mit meiner Ansicht sich deckt.

Ferner suchen die Geschlechter in ihren Partnern die Manifestation der Ideen, die ihrem Geschlecht fehlen. Der Mann wird in der Liebe fast blindlings von der Schönheit der Frauen geleitet, und das Weib sucht beim Manne Genialität und künstlerische Begabung, auch wahrhafte Güte. Dies ist wenigstens auf höherer Kulturstufe so; beim primitiven Menschen imponieren ihr am meisten physische Kraft und Mut.

Ich betone also: das Wesen der Ideen inkarniert sich in den Geschlechtern gesondert. Daß jedes Geschlecht teil hat an den übrigen Ideen, versteht sich von selbst: der Mann ist nicht absolut häßlich, das Weib nicht dumm und schlecht; im Gegenteil, sie hat hervorragende Tugenden, die dem Manne abgehen, die aber biologisch-evolutionistischer Herkunft und gerade deshalb so fest organisch einverleibt sind. Die Normen der Ethik aber beruhen auf Erkenntnis und kommen durch den genialen Mann in die Welt. Das Markanteste ist beim Weib das Vorherrschen der Schönheit, beim Manne dasjenige der Fähigkeit wahren Urteilens.

Beide Geschlechter sind qualitativ verschieden aber an Dignität völlig ebenbürtig: das Fehlen der Idee der Schönheit würde zu einer Rasse führen, die im Zustande höchster Entwicklung ungeheure Intelligenz und auch Güte besäße, aber dabei von der

Häßlichkeit des Gorillas wäre. Der Mangel, umgekehrt, der Ideen des Wahren und Guten würde bei vollständiger Rassenausbildung ein Geschlecht ergeben von der strahlenden Schönheit des herrlichsten Weibes, aber dabei völlig blödsinnig und boshaft. Das eine ist aber ein so unerträglicher Gedanke wie das andere. Demnach besteht Vollkommenheit nur im harmonischen Beisammensein aller drei Ideen, und da sie über die Geschlechter verteilt sind, so sind diese einander absolut ebenbürtig.

Bei fortschreitender Entwicklung werden die Geschlechter einander auch mit zunehmender Vollkommenheit ähnlicher (nicht, wie Iwan Bloch meint, unähnlicher. „Das Sexualleben unserer Zeit“, 1907): die Frauen werden gescheiter und befähigter, die Männer werden schöner. Diese Tendenz zum Ausgleich ist heute in den Kulturrassen deutlich ausgeprägt: es bildet sich im Habitus und dem Charakter der Männer etwas Feministisches aus, und die Frauen werden dem Manne ähnlicher. Dieser Ausgleich ist ein Symptom von Vervollkommnung und vollzieht sich demnach nicht auf Kosten der spezifischen geschlechtlichen Werte, sondern die Männer nehmen außer an Intelligenz auch an Schönheit zu, die Frauen außer an Schönheit auch an Intelligenz. Alles das stimmt durchaus mit der Erfahrung überein.

Jenes Fehlen von Ideenanteilen in jedem Geschlecht nenne ich die Privation, und es wird in der Tat unbewußt als ein Mangel, eine Beraubung, gefühlt. Diese Privation treibt die Geschlechter in psychischer Hinsicht zueinander, indem jedes das ihm Fehlende beim andern sucht.

Das vollkommene Endwesen aber besitzt — das gehört zu seinem Begriff — die Inkarnation aller Ideen in Vollkommenheit; demnach ist es asexuell!

Da es das Phantasma unseres wirklichen inneren Wesens ist, da wir, mit anderen Worten, dieses als den vollkommenen Geist erkannt haben, der nur in unserem Körper noch nicht völlig inkarniert ist („Zurückbleiben“), so folgt: Auch unser wahres Wesen, unser wirkliches Ich, ist asexuell.

Die Privation ist also eine Folge des Zurückbleibens, d. h. der Unvollständigkeit der Inkarnation beim Menschen.

Die Privation ist ferner die psychogene Wurzel des Geschlechtstriebes und der Liebe; denn das bloße physische Bedürfnis würde nicht auf das andere Geschlecht hinlenken und niemals „Liebe“ erzeugen.

Der Geschlechtstrieb besteht aus primärem und sekundärem. Ersterer ist der Inbegriff der psychologischen Momente, welche die Geschlechter unmitelbar zueinander führt. Er besteht aus:

I. dem physischen Anteil; dieser aus:
   1. dem physischen Bedürfnis als solchem,
   2. der Begehrung von Sinneslust;

II. dem psychischen Anteil; dieser aus:
   1. intellektueller und ethischer Lust,
   2. dem Streben, die Privation aufzuheben: Lust an der Vollkommenheit.

Der sekundäre Geschlechtstrieb hat sein Wesen in folgendem: die organischen oder Erbwerte der ganzen Entwicklung werden durch die Fortpflanzung weiter gegeben und gesteigert. Die Entwicklung zielt auf das vollkommene Endwesen ab, und die Fortpflanzung dient der realen Erlangung dieses Zieles im Verlaufe der zukünftigen Stammesgeschichte; der Geschlechtstrieb dient aber der Fortpflanzung, also auch jenem Ziele. Es baut also der Geschlechtstrieb durch die Reihe der Organismen hindurch die Brücke vom Unvollkommenen zum Vollkommenen, und er ist daher seinem eigentlichen Wesen nach der Trieb zur Vollkommenheit, d. h. zu den Ideen; denn ihre Inkarnation ist die Vollkommenheit, und sie wird durch den Geschlechtstrieb vermittelt.

Daher äußert sich psychologisch im Menschen der sekundäre Geschlechtstrieb als Sehnsucht nach dem Erhabenen und Vollkommenen, Hohen. Er ist die Wurzel künstlerischer Phantasie und des Strebens nach Wahrheit und Gutem; auch das stimmt völlig mit der Erfahrung überein. Doch würde es zu weit führen Belege anzugeben (man findet solche z. B. bei Nyström: Das Geschlechtsleben und seine Gesetze, 1907). Es ist übrigens allgemein anerkannt seitens Kompetenter.

Ich definiere demnach: Der sekundäre Geschlechtstrieb ist geistiger Vervollkommnungstrieb.

Da aber am Ende der Entwicklung im vollkommenen Endwesen der Geschlechtsunterschied aufgehoben sein wird, und da der sekundäre Geschlechtstrieb auf dieses vollkommene Ende abzielt, so folgt der scheinbar paradoxe Satz: Der sekundäre Geschlechtstrieb ist asexuell; ein nur scheinbar paradoxer, in der Tat völlig richtiger Satz.

Unter der intellektuellen und ethischen Lust beim primären Geschlechtstrieb verstehe ich folgendes: jeder Teil glaubt in der Liebe in seinem Partner ein besonders passendes Objekt für die

Fortpflanzung, insbesondere aber für die Aufhebung der Privation gefunden zu haben; d. h. er nimmt an, daß gerade das *ihm* speziell Fehlende durch den geliebten Partner ausgeglichen werde; dieser Erkenntnis (gleichgültig, ob sie de facto wirkliche oder vermeintliche ist) freut er sich: intellektuelle Lust. Er glaubt ferner das Rechte zu tun, indem er sich mit diesem Partner vereinigt: ethische Lust. Das Hauptmoment der Lust besteht jedoch in der, zwar ganz unvollständigen, aber doch realen Aufhebung der Privation. Diese Ursachen der Lust sind aber alle vorwiegend *unbewußte* Seelenvorgänge; ins Bewußtsein treten sie kaum ein.

Diese Ausführungen über den Geschlechtstrieb dienen zum Verständnis der Aufhebung der Privation, der ein besonderer Abschnitt unten gewidmet ist.

Nach allem finden wir, daß, wie in der Erkenntnistheorie bezüglich des Wissens und Glaubens, der objektiven und subjektiven Evidenz, so auch durch das Zurückbleiben zwei Reihen der Wirklichkeit entstehen, die ich schematisch anführe:

Reihe des Körperlichen.	*Reihe des Geistigen.*
1. Form.	1. Inhalt.
2. Äußerer Aspekt der Welt.	2. Innerer Aspekt der Welt.
3. Organisch-erbliche Entwicklung.	3. Traditionell-antizipatorische Entwicklung.
4. Entwicklung noch unvollkommen.	4. Stete Vollkommenheit.
5. Primärer Geschlechtstrieb.	5. Sekundärer Geschlechtstrieb.
6. Sexualität: Spaltung der Organismen in zwei Geschlechter.	6. Asexualität.
7. Zeitweilige, reale, unvollständige Aufhebung der Privation durch geschlechtliche Vereinigung.	7. Dauernde, virtuelle, vollständige Aufhebung der Privation durch Erkenntnis der Einheit und Vollkommenheit des eigenen wahren Wesens (s. u.).
8. Entwicklung.	8. Unveränderlichkeit.
9. Reich der objektiv evidenten Urteile, des Wissens seitens des Menschen.	9. Reich der subjektiv evidenten und evidenzlosen Urteile, des Glaubens für den Menschen.
10. Die unvollkommene Erscheinungswelt ist nicht das *Wesen* der wahren Wirklichkeit (obwohl für sich durchaus real).	10. Das Wesen der wahren Wirklichkeit.

2. Die Aufhebung des Zurückbleibens.

a) Der ethisch-anthropologische Dualismus.

Der ethisch-anthropologische Dualismus kann nicht aufgehoben werden. Vielmehr liegt die innere Wahrhaftigkeit der menschlichen Natur und das Freisein von Heuchelei gerade in seiner prägnanten Herausarbeitung.

Dieser Dualismus beruht darauf, daß wir einerseits nach Erlangung der Erkenntnis des „Das bist Du!", d. h. der Vollkommenheit unseres wahren Wesens, virtuell auf die Stufe der Vollkommenheit erhoben sind, daß anderseits aber unser Körper durch das Zurückbleiben unvollkommen ist.

So sind wir unserem wahren Wesen nach asexuell, körperlich aber sexuell, und die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist ein physisches Bedürfnis, ebenso wie die Nahrungsaufnahme, dem sich der Mensch nicht ganz entziehen kann. Vor allem aber findet der Mensch durch die Vereinigung mit seinem Partner in Liebe eine unvollständige, aber doch immerhin reale Aufhebung der Privation. Beides, die Befriedigung des physischen Bedürfnisses und die partielle reale Aufhebung der Privation, ist auch mit Lust verbunden, stellt daher für das Streben des Menschen einen „Wert" dar, und es hieße die Lüge von ihm verlangen, wollte man fordern, daß er einen für seine Natur tatsächlichen Wert als Unwert achten solle.

Wie wir sehen, geht der Geschlechtstrieb zwei Wege: 1. den organisch-erblichen, bei dem er die Aufhebung der Privation durch Vereinigung mit dem anderen Geschlecht sucht, und 2. den traditionell-antizipatorischen, bei dem er die Vernichtung der Privation durch virtuelle Vorwegnahme des Endstadiums, durch Herstellung der Einheit zwischen dem Individuum und dem absoluten Geist anstrebt. Der erste Weg entspricht unserer realen empirischen Natur, der zweite unserem wahren inneren Wesen, und beide sind berechtigt; auf beiden werden tatsächliche Werte erstrebt; der zweite aber führt zur Erlangung des weit höheren Wertes. Da beide Wege nach verschiedenen Richtungen gehen, so kann die Befriedigung nur eine zeitlich getrennte sein: der höhere Wert soll dauernd erstrebt werden, und es liegt in seiner Natur, daß er permanent zu erlangen ist, mit Ausnahme von den Zeiten, in denen der andere Weg eingeschlagen wird. Da dieser, der des primären Geschlechtstriebs, ablenkt von dem höheren, dem des

sekundären, so folgt als ethische Forderung: die Zeiten, die dem primären Geschlechtstrieb gewidmet werden, müssen beschränkt sein. Eine anhaltende Erfüllung der Psyche mit der „Sehnsucht nach Liebe“ oder überhaupt mit den geschlechtlichen Vorgängen im engeren Sinne ist mit dieser Ethik der Vollkommenheit schlechterdings unvereinbar.

Das zeitliche Auseinander der asexuellen wahren und der sexuellen empirischen Natur des Menschen ist somit eine Funktion des ethisch-anthropologischen Dualismus. Dies ist der Springpunkt: es gibt keine Harmonie der Wertung beider; die geistige Antizipation der Vollkommenheit ist der höhere Wert, die zeitweilige empirische Aufhebung der Privation gemäß den Forderungen des primären Geschlechtstriebes der niedere. Um innere Unwahrhaftigkeit aber zu vermeiden, muß unumwunden zugestanden werden, daß sie gemäß der körperlichen Organisation des Menschen ihm immerhin auch ein Wert ist, wenn auch die Einsicht verlangt werden muß, daß sie dies in untergeordnetem Sinne sei, *und daß das Streben nicht gleichzeitig in beide Richtungen gehen kann.* Damit ist ohne weiteres der untergeordnete Charakter des Wertes hervorgehoben, den die Befriedigung des primären Geschlechtstriebes für den Wissenden besitzt.

Die oft geforderte „Harmonie“ zwischen dem Geistesleben und dem Liebesleben des Menschen kann also einzig und allein durch die *Wahrheit substituiert* werden; diese schützt vor Erniedrigung einerseits, vor Heuchelei andererseits.

Um das Gesagte auf eine Formel zu bringen: Der ethisch-anthropologische Dualismus muß als unaufhebbar klar erkannt werden. Der Mensch muß einsehen, daß er ein Doppelwesen ist: körperlich und geistig; er darf nicht streben, eine sog. Harmonie zwischen seinem Körper, der zurückbleibt, und seinem Geist herzustellen. Er muß seinen beiden Naturen gemäß leben. Diese Angemessenheit trägt es aber in ihrem Begriff, daß das Geistesleben vorherrschen muß.

Hier muß allerdings eine kleine Korrektur nachträglich gemacht werden, die für das ganze Zurückbleiben gilt: die Kraft des Geistes, über den Körper zu herrschen, realisiert sich langsam im Laufe der stammesgeschichtlichen Entwicklung. Gemäß dem Suggestionsgesetz verwirklicht sie sich aber in geringem, keimartigem Grade auch in jedem Individuum. Daher hat natürlich die klare Erkenntnis von der untergeordneten Natur der Lust des

primären Geschlechtstriebes auch einen gewissen körperlichen Einfluß: das physische Bedürfnis wird geringer, eine Annäherung an das asexuelle vollkommene Endstadium macht sich unter dem Einfluß der Vorstellung auch real im Körper geltend, wenn auch nur in geringem Grade. Es besteht eben eine Art von Solidarität zwischen dem wahren vollkommenen Wesen und seiner unfertigen Inkarnation. Diese Solidarität ist im Endwesen vollständig, in uns nicht; aber ganz fehlt sie nicht. Auch das stimmt völlig mit der Erfahrung überein.

b) Die Behaftung.

Die Behaftung ist eliminierbar, und ihre Aufhebung geschieht durch Vernichtung des sog. „Gemüts" und des Vorwiegens der Bewertung von Sinneslust.

Manche Psychologen teilen die psychischen Erscheinungen in solche des Geisteslebens und solche des Gemütslebens ein*). Zu ersteren rechnen sie dann die Vorstellungen und Urteile, zu letzteren die Gefühle und Begehrungen.

Dies ist nicht meine Terminologie, nach der als psychische Grundklassen überhaupt Denken, Wollen, Fühlen oder Vorstellungen und Urteile, Begehrungen, Gefühle unterschieden werden; diese beziehen sich sowohl auf die höheren seelischen Vorgänge, das eigentliche Geistesleben, als auch auf die niederen.

Mit „Gemüt" bezeichne ich das, was im allgemeinen der naive Mensch im landläufigen Sinne so nennt, nämlich den Inbegriff des Stimmungslebens, der Affekte und Leidenschaften. Im Gegensatz dazu steht das reine und höhere Geistesleben bestehend aus reinen Vorstellungen, Erkenntnissen und Urteilen, die rücksichts- und interesselos auf Wahrheit gehen, aus reinem Wollen, das in gleicher Weise auf das Gute gerichtet ist, und aus reinem Gefühl in ästhetischer, intellektueller, ethischer Hinsicht nebst Wohlgefallen an der Vollkommenheit.

Die Behaftung nun besteht, wie wir sahen, in dem Vorhandensein atavistischer Elemente im Seelenleben des Menschen, und aus diesen geht das Gemüt nach der von mir angenommenen Terminologie hervor. Dieses ist also zu eliminieren mit Ausnahme der reinen Erregung, auf die, wie wir fanden, nicht verzichtet werden kann. Zum Verständnis dieses und des folgenden seien noch zwei weitere Definitionen hier nach Eisler**) angegeben:

---

*) Höfler: Grundlehren der Psychologie, 1905.

**) R. Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1904. II. Bd.

1. „**Verstand** ist im weiteren Sinne die Denkkraft, die Intelligenz gegenüber der Sinnlichkeit, im engeren gegenüber der Vernunft; die Einheit, Fähigkeit des geistigen Erfassens, des (richtigen) Begreifens (Abstrahierens) und Urteilens, kurz des beziehend-vergleichenden, analysierenden Denkens, sowie des ‚Verstehens' d. h. des Wissens um die Bedeutung der Worte und Begriffe". (L. c. p. 643).

2. „**Vernunft** ist im allgemeinen Sinne des Wortes so viel wie Geist, Intelligenz, Denkprinzip gegenüber der Sinnlichkeit. Im engeren wird Vernunft vom Verstande unterschieden als höhere Geistesfähigkeit. In diesem Sinne ist die Vernunft die Einheit und Kraft alles besonnenen, zielbewußten Denkens und Wollens, die auf Zusammenhang und abschließende Einheit des Wissens und Handelns (theoretisch-praktische Vernunft) abzielende (auf das ‚Unbedingte' gehende) Geistestätigkeit, Geistesdisposition. Sie verarbeitet das durch den Verstand, durch die den Erfahrungsinhalt urteilend gestaltende Geistesrichtung, Gewonnene zu innerlich verbundenen, geschlossenen, ‚vernünftigen' (nach Grund und Folge, Mittel und Zweck geordneten) Zusammenhängen (von Gedanken, Handlungen). Sie ist die Quelle theoretischer (metaphysischer, religiöser) und praktischer (ethischer, juristischer) Ideen. Unter **objektiver Vernunft** ist die im allgemeinen zweckvoll wirkende geistige Kraft (nebst ihren Produkten) zu verstehen, die in der **subjektiven Vernunft** individuell-bewusste Existenz hat". (L. c. p. 630).

Kurz: die Vernunft ist die Weltvernunft, das uns größtenteils Unbewußte, das in uns hineinragt, mit dem wir durch unser individuell Unbewußtes verbunden sind; ein Teil davon tritt in unser Bewußtsein ein.

Demgegenüber beruht der Verstand auf Gehirntätigkeit; er ist das diskursive Denken.

Es ist aus obigen Definitionen ohne weiteres klar, daß man, um das Gute zu wollen und zu tun, um sittlich zu handeln, nicht etwa, wie die Menschen oft meinen, des „Gemüts" bedarf, sondern, daß es die Vernunft ist, die dem Menschen die Normen der Ethik vermittelt.

Allerdings sind sie vielen Menschen nur dunkel bewußt und machen dann den Eindruck von „Gefühlen" in der Sprache des Naiven. Wegen dieser Ähnlichkeit nenne ich halb oder dunkel bewußte Vorstellungen „Erkenntnisgefühle"; denn es sind in der

Tat Erkenntnisse, die aber nur unvollständig ins Bewußtsein hinaufgelangt sind.

Die Normen der Ethik werden also durch die Vernunft und das Unbewußte vermittelt und sind großenteils beim Hochorganisierten klar bewußt geworden, beim tiefer Stehenden dagegen dunkel bewußt, als Erkenntnisgefühle vorhanden. In dieser Hinsicht bestehen alle Grade bis zum bloßen schwachen Schimmer des Gewissens überhaupt im moralisch Tiefstehenden, das ihm von Zeit zu Zeit eine mehr oder weniger dunkle Vorstellung von seinem Unrecht gibt.

Das Gemüt kann, wie wir sahen, durch die Affekte die Quelle von Erkenntnissen und guten Taten sein; dies ist aber auf einer untergeordneten Stufe der psychischen Entwicklung der Fall und setzt Vernunft voraus. Auf der höheren Stufe der Weisheit bedarf es entweder keiner Affekte mehr, um wahr zu urteilen und recht zu handeln, oder, wo es doch der Fall ist, da wird es in die reine Erregung mit einbegriffen, die natürlich bestehen bleiben muß.

Dagegen ist das Gemüt die Quelle der Irrtümer und böser Handlungen, solcher, die eben nicht von den aus der Vernunft entspringenden Grundsätzen diktiert werden, sondern aus verworrenen und falschen Vorstellungen und sinnlichen Gefühlen hervorgehen.

Der Mensch ist entweder Vernunft- oder Gemütsmensch, oder, was das ethisch Minderwertigste ist, kalt berechnender Verstandesmensch. Daß letzteres sittlich verwerflich ist, eine ganz niedere Stufe darstellt (auch der Erkenntnis, nicht nur des Moralischen), bedarf kaum der Auseinandersetzung. Die Antithese besteht zwischen Vernunft und Gemüt, und hier nun gilt es, die Minderwertigkeit und Gefährlichkeit des letzteren zu erkennen und die Notwendigkeit einer Existenz in der Vernunft.

Das Gemüt ist der Sitz von Affekten und Leidenschaften, die teils mit sinnlichen Gefühlen genetisch zusammenhängen, ferner des Stimmungslebens, das sich allerdings nicht wie jene explosiv entladet, aber die Erkenntnis trübt, den Willen ablenkt von den wahren hohen Zielen, eine erbärmliche Genügsamkeit an kleinen empirischen Freuden und Selbstgefälligkeit an der eigenen Person als einem „Lebenskünstler" zeitigt, alles auf vermeintlicher Erkenntnis beruhend.

Demnach sind Beispiele von Gemütsmenschen: der gemütliche Bierphilister, der „Lebenskünstler" und ästhetische Subjektivist, der Genußmensch und Ausschweifende, der Sittlichkeitsverbrecher und der Raufbold, die Prostituierte und der Zuhälter, geschichtliche Größen wie Attila, Tschingis Khan und Timur Lenk, diese

drei größten Vernichter von Menschenleben, Caligula, Nero, Caracalla, Diocletian, Messalina, Heinrich VIII. u. v. a., die Kannibalen und überhaupt tieferstehende Rassen.

Was dem Menschen fehlt, ist nicht das Gemüt, sondern die Vernunft, genauer ihr Bewußtwerden. Wer dieses hat, besitzt auch Güte, Wohlwollen, Menschenliebe und die Begeisterung für das Wahre, Gute, Schöne, den philosophischen Trieb im platonischen Sinne; denn das gehört alles zur reinen Erregung.

Demnach besteht die Aufhebung der Behaftung in der Vernichtung des Gemüts mit Ausnahme der reinen Erregung, und jene geschieht durch die Erkenntnis des eigenen wahren Wesens als vollkommenen reinen Geistes.

c) Die Privation.

Für die Aufhebung der Privation gibt es, wie bereits hervorgehoben, zwei Wege: den realen unvollkommenen, zeitlich begrenzten zum andern Geschlecht, und den virtuellen vollkommenen, dauernden der Erkenntnis des eigenen wahren Wesens als vollkommenen, aus den drei Ideen bestehenden Geistes. Diese Erkenntnis erhebt den Menschen auf die Stufe der Vollkommenheit und vereinigt ihn mit dem Absoluten.

Dadurch ist der Mensch in seinem Geiste und Bewußtsein auch asexuell geworden.

So nimmt der Mensch durch Erkenntnis die Vollkommenheit des Endes vorweg und geht ein durch die Tore der Freiheit!

Zum Schluß sei nochmals das schon Angedeutete betont, daß die Aufhebung des Zurückbleibens infolge der partiellen Solidarität zwischen Geist und Körper eine teilweise reale körperliche Vervollkommnung bedingt. Dies ist eine Funktion der Macht der Vorstellung nach dem Suggestionsgesetz: die Aufhebung der Behaftung durch die Vernichtung des Gemüts befreit real das Gehirn von den psychologischen Vorgängen des Gemütslebens, die Aufhebung der Privation durch die Vereinigung mit dem absoluten Geist nähert den Menschen tatsächlich einigermaßen der Asexualität.

3. Das höchste Gut. Partielle irdische Selbsterlösung. Unsterblichkeit.

Es erübrigt noch, zusammenfassend die Antwort auf die Fragen dieses Abschnittes zu geben: Was darf ich hoffen? Was ist das höchste Gut?

Durch die geistige Antizipation des Endes erlangt der Mensch die Freiheit in der Vernunft, die als eine partielle irdische Selbsterlösung anzusehen ist, Vollkommenheit und Unsterblichkeit nach dem Tode, und darin ist das höchste Gut gegeben. Dies ist es also, was er hoffen darf.

Im Weltgeschehen überhaupt geht alles auf die Verwirklichung größtmöglicher Lust. Hierin stimmen die metaphysisch-pessimistischen und -optimistischen Systeme überein. Ob man mit jenen die Vernichtung der Individualität oder der Welt überhaupt als Erlösung anstreb', oder ob man mit diesen, die z. B. durch das Christentum vertreten werden, die Erhaltung einer vollkommenen Individualität annimmt: gleichviel, in beiden Fällen wird nach Lust gestrebt; im ersten negativ: nach Vermeidung der Qual des Seins, im zweiten positiv: nach Erlangung eines schmerzlosen, seeligen Zustandes in Ewigkeit.

Es ist in der Tat undenkbar, daß das absolut im Weltgeschehen Gewollte etwas anderes als Lust sein könnte, weil, wie ich schon erwähnte, nur die Vorstellung von Lust oder Unlust dem Willen eine Richtung, ihr Vorhandensein oder ihre Realisierbarkeit dem Sein und Geschehen einen vernünftigen Sinn geben können.

Die Lust ist aber auf Erden nicht erreichbar, sondern setzt — im Sinne des metaphysischen Optimismus, zu dem dieses System gelangt ist — eine vollkommene Individualität voraus, die von dem fiktiven Endwesen abgesehen (worüber unten) nur nach dem Tode zu erlangen ist.

Die Vollkommenheit im Geiste als Mensch aber erreicht zu haben, ist die Voraussetzung und Bedingung der Unsterblichkeit, und es bringt auch die größtmögliche Befriedigung für den Menschen auf Erden mit sich. Wenn dies auch in die Kategorie der Lust gehört, was unvermeidlich ist, so ist dennoch damit nicht gesagt, daß etwa der Mensch auf Erden nach Lust streben solle; er richtet sein Wollen überhaupt auf die Unsterblichkeit, und auf Erden auf die Erlangung ihrer Voraussetzungen: der Vollkommenheit und partiellen Erlösung. Daß die Erreichung dieses Zieles schon dem Menschen Befriedigung und Ruhe bringt, ist von selbst gegeben und nicht als Lust erstrebt worden.

So bleiben irdische Lust und Glückseligkeit als Objekte der Sittlichkeit ganz aus dem Spiele, und nur die Vollkommenheit ist ihr Gegenstand, und das scheint mit der innern Erfahrung der Menschheit übereinzustimmen: sofern ein höher stehender Mensch

die innere Erfahrung hinsichtlich seiner höchsten Sehnsucht ganz unverfälscht zu nehmen im stande ist, so wird er doch wohl zu dem Resultat gelangen: ein vollkommenes Wesen zu sein, wäre das Ziel meiner Wünsche! Ich glaube — beweisen läßt sich das nicht —, er würde doch alle Arten irdischer Lust dem hintansetzen.

IV. Das Ende der Entwicklung.

Wenn, wie hier auf Grund der einleitenden entwicklungstheoretischen Überlegungen angenommen wird, eine Intelligenz die Entwicklung zu bestimmtem Ziele hinführt, so müßte man außer der von mir durchgeführten ethischen These noch eine zweite, ihr parallel gehende, koordinierte erwarten, nämlich diese: Der Mensch soll hinsichtlich des weiteren Verlaufs der organisch-erblichen Entwicklung den Weltwillen aufnehmen und mit allen Kräften streben, auch diese Seite der Entwicklung im absolut gewollten Sinne weiterzuführen. Er würde also in erster Linie trachten müssen, durch seine Gattenwahl die besten Erbwerte weiter zu geben: die Frauen müßten möglichst gescheite, geniale, gute, gesunde Männer, diese ihrerseits möglichst schöne, gesunde, daneben auch intellektuell und moralisch hochstehende Frauen nehmen. Es wäre in der Tat höchst wünschenswert, daß eine solche planvolle Gattenwahl durchgeführt würde. Wie wir sahen, daß das Emporsteigen der Organismen durch eine ihnen unbewußte Lenkung der Gattenwahl im Sinne der Vereinigung und Reinzüchtung der tauglichsten spontanen Variationen herbeigeführt wurde, so hätte der Mensch die Pflicht, bewußt die besten spontanen Abänderungen seiner Gattung zu vereinen und in Reinzucht weiter zu geben. Dadurch würde die Inkarnation der Ideen des Wahren, Guten, Schönen ungeheuer beschleunigt werden. Diese zweite These würde also kurz lauten: Der Mensch soll dem gewollten Ende der Entwicklung mit allen Mitteln entgegen arbeiten.

Allein, ich habe diese zweite These unberücksichtigt gelassen, weil ich der Überzeugung bin, daß die Entwicklung im wesentlichen ihre Aufgabe erfüllt hat und früher oder später, aber jedenfalls lange vor Erreichung ihres fiktiven Endes, abgebrochen werden soll. Das geht aus dem „Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“ oder der „Ökonomie“ hervor. Dieses besagt:*)

„Die Änderungen, die in der Natur oder Psyche statthaben,

*) R. Eisler: Wörterbuch der philos. Begriffe.

gehen mit der möglichst kleinen Tätigkeitsmenge, Kraftstärke vor sich; die größtmögliche Wirkung wird mit dem geringsten Aufwand an Kraft zu erzielen gesucht". (L. c. II. p. 138).

„Prinzip der Ökonomie des Denkens ist eine Anwendung des ‚Prinzips des kleinsten Kraftmaßes' auf die geistigen, intellektuellen Vorgänge. Es ist ein (biologisch-psychologisches) Prinzip der Leistung größtmöglicher geistiger Arbeit mit den geringsten Mitteln und führt zur Verdichtung, Vereinheitlichung und Ordnung des Erfahrungsinhaltes". (L. c. II. p. 52).

Das Wesentliche für uns ist die erste Definition, aus der hervorgeht, daß die Natur ihre Ziele mit dem geringsten möglichen Kraftaufwand erreicht.

Das Ziel der Entwicklung ist die Erhebung des materiellen Leibes auf die Stufe der Vollkommenheit seines ideellen Schemas. Wenn aber nun der Mensch die Fähigkeit erlangt hat, nach dem Tode unsterblich zu sein, dann ist dieses Ziel tatsächlich erreicht, und es bedarf nicht der Fortsetzung dieses eminent qualvollen und schwerfälligen Apparates der organischen Weiterentwicklung!

Ist aber die erreichte Anzahl der unsterblichen Seelen eine genügende? So wird man einwenden. Warum soll die Entwicklung nicht immer weitergehen und sich immer wiederholen, damit möglichst viele Seelen entstehen? Wie kann man berechnen, wie groß ihre Anzahl sein soll?

Man braucht es gar nicht berechnen zu können, um dennoch eine definitive Antwort zu finden: entweder ist nach dem Satze des ausgeschlossenen Dritten die gewünschte Seelenzahl unendlich groß, oder sie ist endlich.

I. Gesetzt den Fall, sie soll unendlich sein, dann gilt entweder: 1. Es ist absolut nicht einzusehen, warum die abgeschiedenen Unsterblichen sich nicht (vielleicht nur zunächst noch auf einer niederen Sphäre) sollten in einfacher Weise vermehren können. Vermag der Weltwille das ungeheuer Wunderbare und Schwierige durchzusetzen, nämlich, daß die unvollkommenen irdischen Organismen sich fortpflanzen können, wie kann man dann etwa als denknotwendig annehmen, daß er nicht das viel Leichtere auszuführen vermöge, nämlich, daß die vollkommenen Wesen sich vervielfältigen? Die Denkbarkeit dieses letzteren muß unbedingt zugestanden werden. Dann also können die Seelen sich vermehren, und es bedarf zu ihrer Vervielfältigung in der Richtung auf die

unendliche Zahl nicht der Aufrechterhaltung der irdischen Entwicklung. Oder es kommt folgendes in Betracht: 2. Das System der Milchstraße umfaßt für unser Erkenntnisvermögen das ganze astronomische Universum und besteht aus Millionen von Sonnen, die, wie man annehmen muß, ihre Planeten haben, analog der Zugehörigkeit des Planeten Erde zu unserer Sonne. In der Milchstraße finden sich die Spiralnebel, deren spiralförmige Gestalt physikalisch sich nur so erklären läßt, daß sie selbst durch den Zusammenstoß zweier mit ungeheurer Geschwindigkeit entgegengesetzt sich bewegender Himmelskörper entstanden sind, und in der Tat hat man dies in einzelnen Fällen so beobachtet. Nun besitzt aber die Milchstraße selbst Spiralform, und man hat daher die Annahme gemacht, daß sie zwar für unser Erkenntnisvermögen das physische All umfaßt, aber dennoch dies nicht überhaupt tut, vielmehr, daß auch die Milchstraße aus dem Zusammenstoß mit einem anderen ähnlichen System hervorgegangen sei. Und so ginge gewissermaßen immer ein System in ein höheres auf. Dann aber ist die Anzahl der Planeten unendlich groß, und auf unendlich vielen von diesen unendlichen kann möglicherweise eine Menschwerdung analog der unsrigen stattgefunden haben. Dann aber ist dies klar: wäre auch nur je ein Mensch auf je einem der unendlich vielen Planeten, auf denen organisches Leben sich entwickelt hat, unsterblich geworden, so wäre damit dem Postulat nach einer unendlichen Anzahl von Unsterblichen Genüge geschehen, auch ohne die Annahme, daß diese letzteren sich zu vermehren vermögen. Dieser ungeheure Aufwand würde nicht durchaus dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes widersprechen; denn wir können nicht beurteilen, was von folgendem beidem den wirklich größeren Kraftverbrauch darstellt: die Hinanführung der organischen Entwicklung durch die Tierreihe bis zum Menschen, oder ihre Fortsetzung vom Menschen aus bis zum vollkommenen Endwesen. Die Tiere leiden nicht viel psychische Qual; die Menschen sind aber unsagbaren seelischen Leiden unterworfen, und es ist nicht unberechtigt anzunehmen, daß in diesen letzteren der wirklich weitaus größere Kraftverbrauch liegt. Dann wäre das Entstehenlassen von Leben an unendlich vielen Orten, seine Hinaufführung bis zum Menschen und seine Wiederaufhebung nach Erreichung dieses Zustandes ein geringerer Kraftverbrauch als die Entwicklung organischen Lebens auf nur einem oder wenigen Planeten und dessen Fortsetzung bis zum vollkommenen

Endstadium. Es kommt aber noch dazu, daß letzteres den Zweck der Schaffung der unendlichen Zahl gar nicht erfüllen würde, es sei denn, daß auch dieser Prozeß der Durchführung der Entwicklung bis zur Vollkommenheit sich unendlich oft wiederholte. Ist dies aber nun einmal doch nötig, dann kann gerade so gut, ja besser, der unnötige, qualvolle Rest vom Menschen an weiter erspart bleiben. 3. Endlich haben wir eine dritte Möglichkeit: das Leben entsteht nur auf der Erde, oder auf einigen anderen Planeten auch, und der Prozeß der Entwicklung wiederholt sich unendlich oft. Auch dann wäre, wie zuletzt gezeigt, die Fortsetzung der Entwicklung über den Menschen hinaus zwecklos, da wegen der geforderten unendlichen Zahl der Seelen der Vorgang sich trotz dieser Weiterführung unendlich oft wiederholen müsste.

Diese ganze Überlegung (I. 2 und 3) gilt natürlich nur für den Fall, daß eine Vermehrung der Seelen unmöglich ist; kann sie stattfinden, dann bleibt zu Recht bestehen, daß sie, soweit unser Denken reicht, dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes am meisten Rechnung tragen würde.

II. Gesetzt aber den anderen Fall, eine endliche Zahl genüge, so ist denkbar, 1. daß die bereits unsterblich Gewordenen oder die bis zu einer bestimmten zukünftigen Epoche der Entwicklung, bei der sie abgebrochen werden wird, es Werdenden genügen, oder 2. daß die jetzt und bis zu dieser Epoche selig Gewordenen nicht genügen; dann tritt die erste Überlegung (I) in ihr Recht. Mit anderen Worten: nach der Annahme, daß die Abgeschiedenen sich vervielfältigen können, oder daß organisches Leben sich auf einigen oder unendlich zahlreichen anderen Sternen entwickelt haben könnte, kann eine unendliche oder eine beliebige endliche Seelenzahl als erreichbar gedacht werden.

Ich fasse zusammen:

I. Zahl der Unsterblichen wird als unendlich groß gewollt. Möglichkeiten der Erreichung dieses Zieles sind:

1. Jene können sich vermehren.
2. Sie können sich nicht vermehren:
   a) Einmalige Entstehung von Leben und seine Entwicklung bis zum Menschen auf unendlich vielen Planeten (örtliche Unendlichkeit der Entwicklung).
   b) Entstehung von Leben und seine Entwicklung bis zum Menschen auf einem oder einer endlichen Anzahl von

Planeten und unendlich häufige Wiederholung dieses Prozesses (zeitliche Unendlichkeit der Entwicklung).

II. Zahl der Unsterblichen wird als endlich groß gewollt.

Möglichkeiten der Erreichung dieser Ziele sind:

1. Die schon unsterblich gewordenen Menschen genügen.
2. Sie genügen nicht, dann gilt:
   a) Die Unsterblichen haben das Vermögen der spontanen Vermehrung und betätigen es so lange, bis es dem Weltwillen genügt.
   b) Sie haben jene Fähigkeit nicht; dann kommt in Betracht:
      α) Es entwickeln sich Leben und Menschen einmal auf einer genügenden Anzahl anderer Planeten.
      β) Es wiederholt sich die organische Entwicklung auf einem oder einigen Planeten genügend oft.

Es ist klar, daß diese Spekulationen nur den negativen Wert haben sollen zu zeigen, daß keiner der denkbaren Fälle die Weiterführung der irdischen Entwicklung bis zum Ende verlangt!

Liegt somit die Erfüllung aller logisch notwendigen Forderungen im Bereiche der Denkbarkeit, auch bei Annahme der Abbrechung der irdischen Weiterentwicklung, so tritt es zunächst mit absoluter Denknotwendigkeit an uns heran, dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes sein Recht einzuräumen. Der Schluß ist: die organische Entwicklung hat vor Erreichung ihres Endes ihre Aufgabe erfüllt; das Gewollte wird auf einfachere Art nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes durch die Erlangung der persönlichen Unsterblichkeit seitens des Menschen erreicht; das Umständlichere, Schwerfälligere, mehr Kraft Beanspruchende fällt fort. Wir werden aber unten sehen, daß der Augenblick für die Vernichtung der irdischen Entwicklung noch nicht gekommen ist.

Der Einwand, daß, wenn auch die Menschen die Entwicklung vernichteten, die Tiere wiederum, wie dies früher geschehen ist, zu Menschen emporsteigen würden, ist leicht widerlegbar: erstens hat es rein naturwissenschaftlich betrachtet durchaus nicht den Anschein, als ob irgend welche der jetzt lebenden Tierarten noch steigerungsfähig seien. Sicher ist es z. B., daß der Mensch von keiner der jetzt noch existierenden Affenarten abstammt, ebenso, daß Urzeugung niemals beobachtet werden konnte, und daß wir daher annehmen müssen, daß sie in der jetzigen Periode der Erde nicht mehr vorkommt.

Ferner läßt sich der Untergang der Tierwelt durch die Macht der (unbewußten) alles schaffenden Vorstellung leicht denken: die den Tieren unbewußten Vorstellungen aus dem höheren Bewußtsein, bezw. die in diesem gesetzten Phantasmen, leiten die Entwicklung und bestimmen den Willen der Organismen im Sinne des Weltwillens. Wenn nun am Geisteshimmel der Tierwelt, ihr unbewußt, das Phantasma des Lebens niedergeholt wird und statt seiner das der Vernichtung aufgeht, dann werden die Tiere sich ebenso instinktiv, (unbewußt) willkürlich untergehen lassen, wie sie bis dahin sich fortgepflanzt haben.

Es ist nicht uninteressant hier festzustellen, daß Jesus selber an die Vernichtung der Entwicklung glaubte, wie aus zahlreichen Stellen der Evangelien hervorgeht, deren nur die eine angeführt sei: „Wahrlich ich sage Euch, es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.“ (Matth. XVI, 28). Ist das auch nicht wörtlich eingetroffen, so ist es ebenso wie andere Aussprüche doch Beleg dafür, daß er von der vorzeitigen Unterbrechung der Entwicklung im Prinzip überzeugt war.

Sprechen so unsere Überlegungen dafür, daß der Weltwille auf eine Unterbrechung der Entwicklung vor ihrem definitiven fiktiven Ende abzielt, so geht keineswegs aus ihnen hervor, daß wir den Zeitpunkt dafür bestimmen könnten, am allerwenigsten daß er jetzt gekommen sei. Im Gegenteil scheinen wichtige Gründe darauf hinzudeuten, daß vorläufig die Entwicklung noch weitergeführt werden soll. Denn, wenn jetzt die höheren Kulturvölker aufhören würden zu bestehen, so würden immer noch die niederen, zumal die völlig unkultivierten, übrig bleiben. Nun ist es eine Eigentümlichkeit der höchsten Rassen, am meisten der germanischen, Genies hervorzubringen, und sie allein sind die Wegweiser der Menschheit zu Neuem noch nicht Erfahrenem. Bei Fortfall der Genies nun durch den Untergang der höheren Rassen und der Unfähigkeit der niederen sie hervorzubringen, würden diese letzteren nichts von den letzten Absichten des Weltwillens ins Bewußtsein bekommen und demnach ihren biologischen Instinkten entsprechend immer fortfahren sich fortzupflanzen. So würde bei der Voraussetzung, daß die Entwicklung an bestimmtem Zeitpunkte abzubrechen sei, ihre zu frühe Vernichtung, zumal jetzt, gerade diese höhere Absicht durchkreuzen.

Aus dem Gesagten geht die Forderung hervor, daß es eine

der vornehmsten Aufgaben der Kulturmenschheit ist, vor ihrem freiwilligen Untergang alle Völker der Erde sich geistig untertan zu machen, zu assimilieren, sei es, daß, wofür der Anschein spricht, die niederen Rassen großenteils durch die Berührung mit den höheren ausgerottet werden, sei es, daß sie organisch der Kultur und der Geisteswelt der letzteren eingegliedert werden. Erst wenn diese Aufgabe allgemein erfüllt, die Menschheit geeint ist, erst dann kann von der Unterlassung der Fortpflanzung die Rede sein. Wenn dieser Zeitpunkt aber gekommen ist, wird es den Menschen auch manifest sein, sei es, daß ein Genius ersteht, der es ihnen in einleuchtender Weise zu verkünden vermag, sei es, daß die Allgemeinheit so hoch entwickelt ist, daß sie es von selbst merkt, sei es, daß rein empirische Ereignisse die Notwendigkeit des Unterganges nahe legen oder bedingen.

Darum tritt vorläufig die am Eingang dieses Abschnitts angedeutete zweite (Parallel-)These für uns in ihr Recht, und die zweite ethische Forderung an uns lautet, wir sollen auch in organisch-erblicher Weise die Entwicklung zur Vollkommenheit mit allen Kräften unterstützen, d. h. kurz gesagt: Der Mensch soll durch seine Gattenwahl eine bewußte Reinzucht der Vollkommensten durchführen!

V. Der Wert der Begründung des Glaubens. Prädestination. Das innere Erlebnis.

Diese ganze Untersuchung ist auf die Lehre von der natürlichen Auslese im Kampfe ums Dasein als den unter intelligenter Leitung artbildenden und steigernden Faktor aufgebaut worden. Die Darwinsche Lehre ist streng prädestinatorisch: nur das durch spontane Variation als tauglich Entstehende wird für die Entwicklung verwendet.

Fragt man nun: Welchen Wert hat es, den Glauben begründen zu wollen? Glaubt etwa der Verfasser, daß er Leute anderer Richtung der Gesinnung überzeugen wird, daß er nun den Glauben an Höheres so triftig begründet habe, daß alle, oder doch die meisten seiner Leser, hinfort ihn annehmen werden? So lautet die Antwort: Gewiß nicht! Dieser Illusion gibt er sich nicht hin!

Der Wert der Begründung des Glaubens ist die Stärkung und Anbahnung des inneren Erlebens der eigenen Wesensgleichheit mit dem Absoluten!

Das innere Erleben dieser Einheit ist eine Tatsache der inneren Erfahrung der Menschheit und spielt eine große Rolle in ihrem Geistesleben. Es ist auch nicht etwas Relatives oder Beliebiges, sondern es besteht in seiner Hinsicht der sog. „Consensus gentium", d. h. Übereinstimmung im wesentlichen: dieses Erlebnis κατ' ἐξοχήν besteht nämlich in dem Gefühl der Einheit mit dem Absoluten, der Erkenntnis, daß das innere wahre Wesen des Menschen in Zusammenhang steht mit dem absoluten Geist, der Gottheit, dem Intelligibeln, je nachdem man es nennen will. Diese Überzeugung prägt sich Menschen immer wieder auf und hat es immer getan. Davon haben die Menschen genügend Zeugnis abgelegt, und zwar in ihren heiligsten und ernstesten Schriften.

Nicht alle Menschen aber sind des inneren Erlebnisses fähig: den meisten wird das Gesagte völlig absurd und unverständlich vorkommen: selbstverständlich; denn für sie existiert es de facto nicht. Das ändert aber nicht die Tatsache, daß es für andere besteht und immer bestanden hat.

Dieses innere Erleben ist also auf gewisse Menschen — und zwar nicht auf die intellektuell am tiefsten stehenden, wie der „moderne Mensch" wahrscheinlich meinen wird — beschränkt; es ist Sache der Auslese, und zwar der natürlichen Auswahl, wie alles andere. Denn es beruht auf der Gehirnorganisation: das wache Bewußtsein im Menschen ist eine Funktion der Gehirnrinde. Das innere Erlebnis besteht in dem Bewußtwerden jenes geschilderten Zusammenhangs mit dem Absoluten. Demnach: es setzt eine bestimmte Gehirnorganisation voraus; diese aber kommt wie alles Organische unter dem Einfluß spontaner Variation und Reinzucht, also rein prädestinatorisch zustande.

Das im Bewußtsein Erkannte, Geglaubte, wirkt aber durch Suggestion auf die Seele und wird für sie im qualitativen Sinne konstitutiv. Wie bei der Hypnose ein fremdes Bewußtsein der Seele Suggestionen gibt, so tut es auch das eigene Bewußtsein durch seine Vorstellungen, Erkenntnisse, seinen Glaubensinhalt.

Nicht die Seelen sind willkürlich von einer höheren Macht auserlesen, sondern die Gehirne sind auf natürlichem Wege zur Fähigkeit des inneren Erlebnisses prädestiniert. Dies wird bewiesen durch die Erblichkeit dieser Befähigung in einzelnen Familien, worüber mir persönliche Beobachtungen zur Verfügung stehen.

Alle Fähigkeiten des Menschen sind vorausbestimmt durch natürliches Geschehen: glaubt etwa jemand, daß er ohne Prädestination Hervorragendes leisten könnte als Ringkämpfer, Athlet, Komponist, Dichter, Philosoph, Opernsängerin, Redner, Romanschriftsteller, Feldherr usw.? Keine von diesen oder anderen bedeutenden Eigenschaften kann erworben werden. Ferner ist hervorzuheben, daß sie *qualitativ* bestimmt sind: nicht die Höhe der geistigen Entwicklung *überhaupt* qualifiziert zur *besonderen* Leistung auf *allen* geistigen Gebieten: Gauß konnte seine Rolle nicht mit Wagner, Kant seine nicht mit Schiller, Newton seine nicht mit Michel Angelo vertauschen usw. Und so ist es auch mit dem inneren Erleben: es ist prädestinatorisch und qualitativ bestimmt. Damit ist dem Vorwand vorgebeugt, daß ja sehr gescheite Menschen es oft nicht haben.

Auch dies stimmt also mit der allgemeinen biologischen Erfahrung überein.

Was also auch immer im Reiche des Lebens sich als tauglich und über anderes hervorragend erwiesen hat, von dem ersten Urmikrokokkus an bis zum Einzug der Sieger aus dem Kampfe um das höchste Dasein in die Gefilde des Friedens, das trägt einen prädestinatorischen Stempel und ist daher eine Art Adel der Geburt. Das ist die Klimax der Lehre von der biologischen Auslese, weiter nichts!

Das innere Erlebnis aber ist subjektiv gewiß, wenn auch nicht zu allen Zeiten mit Notwendigkeit. Auch haben manche nur die Fähigkeit dazu und bedürfen der auslösenden Veranlassung. Hier nun tritt die objektive Begründung des Glaubens in ihr Recht: sie stärkt das innere Erlebnis, bezw. hilft ihm zur Entstehung. Der prädestinatorische Faktor des Erlebnisses selbst aber ist die *Voraussetzung* für den Glauben; ohne ihn ist dessen Begründung freilich wertlos, da diese Begründungen nicht mit objektiver Evidenz ausgestattet, d. h. nicht mit Notwendigkeit für alle einleuchtend gemacht werden können. Sonst wären sie ja Beweise.

* * *

So ist diese Sittenlehre gewissermaßen in Religion ausgelaufen, und das ist recht. Denn *jede idealistische Ethik*, die ihre Probleme wirklich an der Wurzel faßt, *ist tatsäch-*

lich Religion. Die beiden sind untrennbar, und es zeigt sich von den Gesichtspunkten dieser Abhandlung aus der Ausblick auf eine esoterische Interpretation des Christentums sowie mancher Elemente anderer Religionssysteme. Für das esoterische Verständnis all dieser Elemente sind aber gewisse Errungenschaften neuzeitlicher Wissenschaft, zu denen ich namentlich die Entwicklungstheorie rechne, Voraussetzung.

C. Die Anwendung der These auf die allgemeinen Probleme der Ethik.

Ich möchte nicht schließen, ohne kurz anzudeuten, welche Antwort gemäß der Ausführung der These die einzelnen Fragen der Sittenlehre meines Erachtens erhalten. Die Problemstellung als solche entnehme ich Eisler (l. c.) und Thilly*).

I. Die theoretischen Probleme.

1. Der Ursprung der Sittlichkeit: Warum urteilen die Menschen über Recht und Unrecht?

Wir müssen den Begriff des Gewissens und seine Entstehung analysieren, um dieses Problem zu lösen.

Die Menschen sind durch ihr Unbewußtes**) mit der Weltvernunft verbunden. Tiere sind es in derselben Weise, sie handeln daher im Sinne des Weltwillens durch die Befolgung ihrer Instinkte. Man kann aber bei ihnen nicht von einem „Gewissen" reden, weil die Antriebe zum Handeln bei ihnen vorwiegend unbewußte sind.

Mit der Menschwerdung jedoch treten die Vorstellungen des absolut Gewollten mehr und mehr deutlich ins Bewußtsein, und wie es überall Vorstellungen sind, welche die Richtung des Wollens bestimmen, so auch hier. Folgt der Mensch diesen Vorstellungen, so entsteht ethische Lust, andernfalls ethische Unlust. Da eine Menge anderer Motive zu gleicher Zeit vorhanden sein kann, so kommt es dann zu einem „Kampf der Motive", in dem das Rechte nur dann siegt, wenn die es moti-

---

*) F. Thilly: Einführung in die Ethik, deutsch, 1907.

**) Unter dem Begriff „unbewußt" verstehe ich immer etwas dem wachen Bewußtsein nicht Bewußtes, nicht aber etwas Psychisches, das selbst als solches unbewußt wäre. Hierin weiche ich also von E. von Hartmann ab, von dem ich sonst diesen Begriff übernommen habe. (Vergl. meine weiter oben zitierte Abhandlung über die Gültigkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnis etc.).

vierenden Vorstellungen (Erkenntnisse) genügend klar sind. Andernfalls kommt es zu der vermeintlichen Erkenntnis, daß die Erreichung eines anderen Zieles wertvoller sei. Diese vermeintliche Erkenntnis gibt dann als stärkeres Motiv den Ausschlag für das Wollen und Handeln. Sobald dann wieder die wirkliche Erkenntnis die Oberhand gewinnt, entsteht ethische Unlust wegen des Abgewichenseins vom Sein-Sollenden: der Mensch empfindet „Reue“, „Gewissensbisse“. Solange dagegen die vermeintliche Erkenntnis herrschend bleibt, tritt dieses letztere nicht ein.

Ich definiere also: das Gewissen besteht aus den bewußten Vorstellungen des Rechten, dem Willen darnach und dem ethischen Gefühl.

Da die Vorstellungen des Weltzieles zuerst bei den Organismen unbewußt sind und beim Menschen aus dem Unbewußten ins Bewußtsein eintreten, so ist das Gewissen angeboren, a priori, intuitiv; da ferner die Klarheit der Erkenntnis es bestimmt, so ist es intellektualistisch, rationalistisch gegründet.

Da aber die Vorstellungen nur durch Erfahrung an der Außenwelt im Verlaufe der Entwicklung bewußt werden und das Bewußtsein für die Bildung des Gewissens konstitutiv ist, so bedarf das Gewissen zu seiner Entstehung der Erfahrung.

Diese Erfahrung ist in doppeltem Sinne zu verstehen: als phylogenetische und als ontogenetische (individuelle);ersteres, weil mit steigender Gehirnorganisation die wirkliche Erkenntnis immer klarer ins Bewußtsein tritt und organischer Erbwert wird; letzteres, weil das Individuum im Laufe seines Lebens die wirkliche Erkenntnis immer klarer ins Bewußtsein aufnimmt. Für das Wachstum vom Kind zum Erwachsenen gilt dies allgemein für alle Menschen. Von da ab für das fernere Leben trifft es nur für die Individuen zu, die nach Vollkommenheit streben, welch letzteres natürlich auch wieder auf der durch die Organisation verliehenen Fähigkeit beruht zu erkennen, daß es Vervollkommnung überhaupt gibt.

Somit bedarf das Gewissen zu seiner Entstehung und Entwicklung auch der Erfahrung.

Das Gewissen also bewirkt, daß die Menschen über Recht und Unrecht urteilen; in ihm liegt der Ursprung der Sittlichkeit.

Demnach wird die erste Frage: „Was ist der Ursprung der Sittlichkeit?“ so beantwortet: Der Ursprung der Sittlichkeit ist das Angeborensein der sittlichen Begriffe durch die Verbindung

mit der Weltvernunft und ihr Eintritt ins Bewußtsein durch stammesgeschichtliche und individuelle Erfahrung im Laufe der Entwicklung.

Da die Vollkommenheit des Geistes das eigentliche und wahre innere Wesen aller Kreatur ist, so wäre an sich der Ursprung der Sittlichkeit autonom. Da aber von Gewissen und Sittlichkeit erst dann gesprochen werden kann, wenn sie im Bewußtsein sind, so folgt eine Einschränkung der Autonomie: Tiere sind natürlich überhaupt nicht autonom; Menschen sind es nur insofern, als das Sittliche von ihnen bewußt erkannt wird; ein ebenso großer Teil ihres wahren Wesens ist ihnen offenbart, und um dieses auszuleben, bedürfen sie nun keiner fremden Gesetzgebung mehr. Der ganze übrige Teil des Weltwillens aber, der noch lediglich in ihrem Unbewußten ist, bedeutet praktisch für ihr Bewußtsein ein heteronomes Gesetz.

Nur der virtuell Vollkommene, Freie, hat das ganze Sittengesetz seinem Wesen nach in das Bewußtsein aufgenommen und ist dadurch — durch die Erkenntnis seines wahren Wesens als identisch mit dem vollkommenen Geist — im Geiste auf die Stufe der Vollkommenheit selbst erhoben worden: der Freie ist autonom, hat keinen Gesetzgeber mehr über sich. Die Gesetze, die er sich selber gibt, sind schlechterdings im Prinzip identisch mit den Weltgesetzen.

Dies darf nicht als intellektualistische Überhebung gedeutet werden: infolge des Zurückbleibens des Gehirns ist der Freie natürlich nicht allwissend und kann daher im einzelnen in seinem Handeln irren. Erst nach Aufhören des Zurückbleibens wird diese Möglichkeit ausgeschlossen sein. Allein, da der Freie die Identität seines wahren Wesens mit dem vollkommenen Geist erkannt hat, so ist als Ganzes genommen sein Wollen stets identisch mit dem jenes, und es können ihm daher von nirgends her höhere Gesetze gegeben werden als die, die er selber befolgen will. Jedes vorher noch nicht erkannte Weltgesetz, dessen er zu irgend einer Zeit sich bewußt wird, paßt ohne weiteres zu der Gesinnung, die schon vorher sein wahres Wesen ausgemacht hat. Beim Unvollkommenen ist das aber nicht der Fall: jedes neue Gesetz ist seinem Bewußtsein etwas Heteronomes und muß erst assimiliert werden.

So haben wir eine Synthese zwischen Apriorismus (Intuitionismus), Evolutionismus und Empirismus und zwischen Heteronomie und Autonomie.

2. Der Urgrund der Sittlichkeit: Warum ist Recht recht, Unrecht unrecht?

Die möglichen Antworten sind: die theologische Theorie: der göttliche Wille ist der Urgrund der Sittlichkeit und macht Recht recht, Unrecht unrecht; die Theorie des gesunden Menschenverstandes, des „common sense“: die sittlichen Wahrheiten sind axiomatisch, letzte, unbeweisbare Selbstverständlichkeiten; die teleologische Theorie: der Mensch handelt um eines Zieles willen sittlich. (Thilly, l. c.).

Insofern, als nach unseren Ausführungen dem Menschen aus der Weltvernunft die Normen der Ethik zufließen, handelt es sich in dieser Schrift um die theologische Theorie, insofern aber, als alles auf ein Endziel geht, das der Mensch bewußt aufnehmen und erstreben soll, ist das Gepräge ein vorwiegend teleologisches.

Die teleologische Auffassung hat zwei Unterabteilungen: die eine antwortet auf die Frage nach dem Endzweck, daß er in Lust bestehe, die andere, daß er Vervollkommnung sei. Erstere Theorie nennt man Hedonismus*) oder Eudämonismus,**) letztere nach F. Paulsen Energismus***) oder auch Perfektionismus.

Nach meiner Lehre geht das Weltgeschehen überhaupt auf Lust; der Mensch aber kann nur deren Voraussetzung, Vollkommenheit im Geiste erreichen.

Demnach ist der Urgrund der Sittlichkeit das Streben nach Vollkommenheit, dieses ist dem Menschen eingepflanzt durch seine Verbindung mit der Weltvernunft.

Wir gelangen also zu einer Synthese zwischen der theologischen und teleologischen Auffassung und zwischen Perfektionismus und Hedonismus.

3. Das Motiv der Sittlichkeit.

Die möglichen Antworten lauten: Überlegung (Reflexion) oder Gefühl ist das Motiv des rechten Handelns. Darnach unterscheidet man: Reflexions- und Gefühlsmoral. Diese letztere ist aber nichts anderes als das unbewußte oder unklar bewußte sittliche Handeln. Hat ein Mensch die Normen der Ethik nicht im Bewußtsein, wenigstens nicht klar, ist sein Gehirn durch Erbschaft aber so organisiert, daß keine besonderen schlechten An-

---

*) Von ἡδονή, Freude, Lust.

**) Von εὐδαιμονία, Glück, Glückseligkeit.

***) Von ἐνέργεια, Tätigkeit.

lagen auf sein Handeln übermächtig starken Einfluß ausüben, so wird dieses durch das Unbewußte bestimmt, und zwar dann natürlich in gutem Sinne. Hierher gehören die sozialen Instinkte, die allen Menschen und schon den Tieren eingepflanzt sind, hierher auch die hohen, spezifisch weiblichen Tugenden der Selbstaufopferung für Kind und Gatte u. a. Völlig unbewußt sind die Motive beim Menschen aber nie, sondern sie treten mindestens dunkel und unklar in sein Bewußtsein ein. Diese unklaren Erkenntnisse nennt der naive Mensch, psychologisch eigentlich irrtümlich, „Gefühle". Da dieser Ausdruck aber dem praktischen psychologischen Tatbestand entgegenkommt, so können wir ihn beibehalten und durch einen Zusatz berichtigen: ich nenne daher solche unvollständig bewußte Erkenntnisse, wie schon erwähnt, „Erkenntnisgefühle".

Auf Grund von Gefühlsmoral handelt also ein normal veranlagter Mensch im allgemeinen wenigstens nicht schlecht und in bezug auf die primitiveren sittlichen Forderungen positiv recht. Ausreichend aber ist die Gefühlsmoral keineswegs aus zwei Gründen: 1. sie verleiht nicht genügend Festigkeit gegenüber Anfechtungen, und 2. sie führt nicht positiv der Vollkommenheit entgegen.

Anders die Moral der Reflexion auf ihrer höchsten Stufe. Man muß nämlich zwei Grade dieses Motivs der Sittlichkeit auseinander halten: Verstandes- und Vernunftmoral. Der Verstand ist die Funktion des Gehirns, das diskursive Denken. Es kann nun jemand aus rein verstandesmäßigen Überlegungen das Richtige wählen; dies kommt auf Nützlichkeit heraus. Dieser Standpunkt scheidet für uns aus. Die Vernunft dagegen ist der Teil der Weltvernunft, der in das Bewußtsein des Menschen eingetreten ist. Natürlich ist sein Unbewußtes auch identisch mit der Weltvernunft;*) insofern aber nur das bewußt Gewordene sein spezielles geistiges Eigentum ist, scheint es berechtigt, so zu definieren, wie es hier geschehen ist.

In seiner Vernunft also hat der Mensch die absoluten, allgemeingültigen Normen der Ethik. Die höhere Stufe der „Reflexionsmoral" ist daher die Vernunftmoral.

---

*) Dem Unbewußten im Individuum fließen Vorstellungen aus zwei Quellen zu: einmal aus seiner Verbindung mit der Weltvernunft, dem allgemeinen Unbewußten; diese sind unfehlbar, gewiß; das andere Mal durch die Sinnesorgane und das Gehirn aus der Umgebung. Diese Vorstellungen nimmt jenes als Suggestionen auf, und sie geben, wenn sie falsch sind, zur Erfüllung der Psyche mit Irrtümern Anlaß, sofern das bewußte, verstandesmäßige Denken sie nicht als Irrtum erkennt.

Es ist daher das Ideal, daß der Mensch einen so großen Teil der Weltvernunft in seinem Bewußtsein habe, als nötig ist, um ihm die Normen des Handelns zu geben: der Vernunftmensch handelt mehr nach logischen als nach psychologischen Gründen! Wir können also den Unterschied zwischen Gefühls- und Reflexionsmoral so bestimmen, daß wir erstere als unvollständig bewußte, letztere als vollkommen und klar bewußte Sittlichkeit auffassen.

Die Vernunftmoral verhindert Entgleisungen bei Anfechtungen und führt ferner zur Vollkommenheit empor; die Normen des Handelns geben an, was der Erreichung des Endzieles förderlich ist.

Demnach lautet die Antwort auf die dritte Frage: „Was ist das Motiv der Sittlichkeit?“ Die Motive der Sittlichkeit sind die Erkenntnisgefühle und die Normen der Vernunft. Eigentliche und wahre Ethik aber gründet sich auf letztere.

Mein Standpunkt gegenüber diesem Problem ist also eine Synthese zwischen Gefühls- und Reflexionsmoral; im Vordergrund aber steht die Betonung der Notwendigkeit letzterer in ihrer höchsten Stufe als Vernunftethik.

4. Das Objekt der Sittlichkeit.

Auf die Frage: Was ist der Gegenstand des sittlichen Wollens und Handels? antwortet die Theorie des Individualismus: Es ist der Einzelmensch, diejenige des Universalismus aber: Die Gesamtheit ist es. Unter dem ersteren muß wiederum der Egoismus und der Altruismus unterschieden werden, je nachdem der Handelnde selbst sein Objekt ist oder einen anderen dazu macht. Einfach und klar faßt Höfler*) Egoismus und Altruismus auf; ich schicke daher seine Darstellung zum Verständnis voraus:

„I. Altruistisch heißt ein Wollen, das und insofern es das Wohl des alter, (alter—lat. = d. andere), d. h. eines andern als des Wollenden selbst, zum Ziele hat.“ ...

„II. Einfach egoistisch heißt ein Wollen, insofern a) seinem Ziel die Mein-Beziehung anhaftet, und das b) überhaupt (im Zweck wie in den Mitteln) keine Beziehung zum Wohl oder Wehe eines anderen hat. Dagegen:

„III. Gesteigert egoistisch heißt ein Wollen, insofern a) seinem Ziel die Mein-Beziehung anhaftet, und das b) in der Wahl der Mittel bei der Verfolgung dieses Zieles durch das

*) Höfler: Grundlehren der Psychologie, 1905.

Wissen um das hierdurch mitbewirkte Wehe des anderen nicht gehindert wird (— und nicht gefördert durch den Gedanken an die Möglichkeit, dem anderen wohlzutun —)“ ....

„IV. Nicht-egoistisch ist [demnach] ein Wollen sofort schon dann zu nennen, wenn es als altruistisch (gemäß der Definition I) erkannt ist, mag ihm im übrigen die Mein-Beziehung (gemäß der Definition II) anhaften oder nicht“ ....

Wir haben als die Ziele des Handelns die eigene Vervollkommnung und die der Menschheit erkannt.

Mit ersterer jedoch ist logisch das zweite mitgegeben: denn der moralisch zur Vollkommenheit Umgewandelte handelt im Sinne des Weltwillens, wird also auch an der Vervollkommnung der Menschheit arbeiten. Er wird auch Menschenliebe hegen und daher altruistisch sein.

So würden wir als ethische Grundforderung die Erhebung des Individuums in die Richtung der Vollkommenheit festzuhalten haben, nicht etwa als Gegensatz zu Altruismus und Universalismus, sondern weil jene diese in ihrem Begriff mit enthält.

Der Hauptgrund, warum der Individualismus die erste Forderung bleiben muß, ist aber der, daß die Endziele überhaupt Vollkommenheit und Unsterblichkeit sind, und daß diese in letzter Linie jeder nur für sich selber erlangen kann.

Nun ist aber diejenige auf das Selbst gerichtete Bestrebung, die nicht auf die Erreichung empirischer Vorteile, sondern auf die Vervollkommnung, ganz allgemein auf die geistige Hebung, geht, überhaupt kein Egoismus. Dieser Begriff gilt nur hinsichtlich äußeren Besitzes, nicht für die intellektuelle und sittliche Hebung der eigenen Persönlichkeit! Freilich ist auch der echte, einfache Egoismus im empirischen Leben oft unvermeidbar und für sich selbst nicht unrecht.

Fassen wir aber vollends die Psychogenie der Liebe ins Auge, so geht aus ihr ganz klar hervor, daß eigene Vollkommenheit auch den Altruismus ohne weiteres in sich begreift. Wir haben drei Manifestationen der echten Liebe zu unterscheiden, die alle die eine identische psychogene Wurzel haben, daß sie alle Liebe zur Vollkommenheit sind. Dies verhält sich so: der Mensch leidet unter der Privation, sehnt sich daher nach ihrer Aufhebung und „liebt“ das, was diesen Zweck erfüllt. In erster Linie liebt er daher seine eigene Vollkommenheit, weil in diesem Zustand die Privation aufgehoben ist und Asexualität besteht. Er kann ihn

aber als Mensch nur virtuell, im Geiste, erlangen. Nach Eingehen der Erkenntnis in sein Bewußtsein, daß de facto sein eigenes inneres wahres Wesen vollkommen ist, liebt der Mensch diesen vollkommenen Geist, der als identisches Prinzip den sich allmählich inkarnierenden Kern aller Kreatur bildet. Das ist in der exoterischen Redeweise die „Liebe zu Gott".

In zweiter Linie liebt der Mensch das andere Geschlecht, weil die Vereinigung mit ihm eine zeitweilige reale, aber unvollkommene Aufhebung der Privation gewährt. Das ist die geschlechtliche Liebe.

Drittens aber liebt der erkenntnisbegabte Mensch die Menschheit; denn diese ist das Werk, das auf dem Weg zur Vollkommenheit sich befindet. Er sieht also in seinen Mitmenschen das Werk als ganzes (soweit unser empirisches Erkenntnisvermögen reicht, d. h. unter Abstraktion von der hier nicht interessierenden Möglichkeit, daß auf anderen Sternen ähnliche Wesen wohnen), das unter der Leitung des Weltwillens der Vollendung entgegengeführt wird. Er fühlt sich mit ihm daher solidarisch und liebt seine Mitmenschen um des Prinzips der Vollkommenheit willen, das sie beherbergen. Das ist die Menschenliebe. Die beiden ersten sind direkte, diese ist eine indirekte Äußerung der Liebe. Die Liebe des Genies zu seinen Taten und die der Forscher zur Aufsuchung und Verkündigung der Wahrheit werden in der ersten und dritten Manifestation einbegriffen; denn sie sind Mittel der eigenen und allgemeinen Vervollkommnung.

So haben wir eine dreifache Manifestation und eine einfache Psychogenie der identischen Sehnsucht: Liebe. Daraus geht aber hervor, daß derjenige, der sich nach eigener Vollkommenheit sehnt, auch die Menschheit lieben muß, da auch in ihr die Vollkommenheit sich verwirklicht.

Demnach antworte ich auf die vierte Frage: „Was ist das Objekt der Sittlichkeit?" Das Objekt der Sittlichkeit ist das eigene Ich, weil die eigene Vollkommenheit zuerst erreicht werden muß und diese auch die größtmögliche Gewähr für die Förderung der höchsten Interessen der anderen und der Menschheit überhaupt bietet.

Der Standpunkt dieses Buches in bezug auf dieses Problem ist also eine Synthese zwischen Individualismus (intellektueller und sittlicher Hebung der eigenen Persönlichkeit, einfachem Egoismus und Altruismus) und Universalismus mit der Hervorhebung, daß

das Grundstreben sich in erster Linie auf das Selbst richten soll, weil die individuelle Vollkommenheit die Gewähr für alles andere notwendig in sich trägt.

5. Das Kriterium der Sittlichkeit.

Fragen wir nach dem Kennzeichen des Ethischen, so kann dieses die Gesinnung oder der Erfolg sein. Hiernach unterscheiden wir Gesinnungs- und Erfolgsmoral, und das Problem lautet nun: Soll der ethische Wert eines Individuums oder einer Handlung an der Gesinnung und Absicht des ersteren oder an dem Erfolg der letzteren gemessen werden?

Die Lösung, die aus dem Sinne unserer Lehre hervorgeht, ergibt sich sofort: als das Wertvollste wurde die Vorwegnahme des vollkommenen Zustandes im Geiste der Einzelnen hingestellt.

Mit dieser, auf Erkenntnis beruhenden moralischen Umwandlung ist natürlich in erster Linie die Gesinnung eine gute geworden. Da jene aber auf Erkenntnis beruht, so ist damit gesagt, daß der Mensch das Gute auch weiß und demnach tut. Da infolge des Zurückbleibens die Vollkommenheit jedoch immer nur eine virtuelle, keine absolut reale ist, so kann er immerhin trotz guter Gesinnung im Einzelfall doch im Handeln unrecht tun. Hier nun gibt die Gesinnung den Ausschlag bei der Beurteilung. Im allgemeinen aber wird der Erfolg mit ihr parallel gehen, eben weil der Betreffende die Erkenntnis des Rechten hat.

Somit begreift die auf Erkenntnis beruhende moralische Umwandlung zur Vollkommenheit die gute Gesinnung und den rechten Erfolg im allgemeinen in sich.

Eine wirklich gute Tat ist nur die, die aus guter Gesinnung hervorgeht und den rechten Erfolg hat. Ausnahmsweise kann beim Fehlen des Erfolges auch die gute Gesinnung als solche zur Entschuldigung dienen. Im allgemeinen aber muß festgehalten werden, daß, da der Weltwille die Steigerung der Menschheit zur Vollkommenheit will, mit anderen Worten, da unsere ethische Theorie eine teleologische ist, die Gesinnung allein nicht als genügend erachtet werden kann. Der Weltwille geht auf die tatsächliche Realisierung seines Zieles, also auf den Erfolg. Dieser ist natürlich nur bei guter Gesinnung gewährleistet.

Darum lautet die Antwort auf die fünfte Frage: „Was ist der Maßstab der sittlichen Beurteilung?“ Die Kriterien sind Gesinnung und Erfolg. Im Einzelfall kann erstere genügen zur

Rechtfertigung, im ganzen müssen beide gut sein, wenn anders ein Individuum der Forderung der Vollkommenheit genügen soll.

Mein Standpunkt ist also hier eine Synthese zwischen Gesinnungs- und Erfolgsmoral.

II. Die praktischen Probleme.

1. Pessimismus und Optimismus.

Man unterscheidet 1. subjektiven oder unwissenschaftlichen und 2. objektiven, wissenschaftlichen oder philosophischen Pessimismus. Bei ersterem behauptet jemand, sein eigenes Leben erscheine ihm mehr als ein Unglück, denn als ein Glück, es sei nicht lebenswert. Mit ihm ist nicht zu diskutieren: er gibt seiner persönlichen Meinung Ausdruck (Thilly, l. c.). Bei letzterem müssen wieder auseinander gehalten werden: empirischer oder irdischer und metaphysischer oder kosmischer Pessimismus, bezw. Optimismus (Eisler, l. c. II. 87).

Ersterer behauptet, im irdischen Leben sei Glück nicht erreichbar, letzterer, daß die Welt überhaupt ihrem Wesen nach ein Unglück sei.

Nach der These dieses Buches stellt die organische Entwicklung die Inkarnation des vollkommenen Geistes dar und kommt durch deren Verwirklichung zum Abschluß, indem die Menschen so Unsterblichkeit erlangen. Das Ziel wird also erreicht: virtuell durch die geistige Antizipation und real im nachirdischen Leben. Das absolut Gewollte dabei ist die Lust an der Vollkommenheit und Unsterblichkeit. Da dies erreicht wird, so handelt es sich um metaphysischen Optimismus und Verneinung des Pessimismus.

Dagegen ist die Lust auf Erden weder erreichbar noch zu erstreben; hier ist das Ziel lediglich virtuelle Vollkommenheit. Der organische Entwicklungsprozeß ist mit Leiden aller Art verbunden; es überwiegt das Leid, und dessen Schlimmstes, der Tod, ist unvermeidbar. Dieser ist das von aller Kreatur am meisten Gefürchtete und Gehaßte, und muß es natürlich sein, da seine Überwindung der Weltgedanke selbst ist. Dies stimmt mit der Erfahrung vollkommen: alle Tiere fliehen den Tod in erster Linie und streben nach Selbsterhaltung, und erst der Unsterblichkeitsglaube beim Menschen nimmt dem Todesgedanken seinen Schrecken. Das trifft auch zu, wo die Unsterblichkeit nicht als persönliche aufgefaßt wird, wie in der Vedântalehre. Es mag ferner Leute

geben, die an eine absolute Vernichtung glauben und dennoch den Tod nicht fürchten; ob dieser Fall praktisch wirklich vorkommt, ist nicht leicht zu beurteilen, aber er ist denkbar. Das ist aber dann ein auf Reflexion beruhender, sekundärer Bewußtseinszustand. Die Sprache der unmittelbaren, unverfälschten Erfahrung besagt zweifellos sowohl bei Menschen als auch bei Tieren, daß alles Lebende in erster Linie dem Tode zu entfliehen strebt. Die Versöhnung zwischen dem Gedanken, daß einerseits das Wesen der Welt ein Streben nach absoluter Lust ist, und daß andererseits dieses Ziel nur dadurch erreicht wird, daß Legionen fühlender Geschöpfe (vielleicht unendlich viele) durch die absolute Antithese des Endzwecks der Welt, den Tod, hindurchgehen müssen, beruht in folgendem: den Tieren ist der Gedanke an den Tod erspart, und nachdem die Fähigkeit des Vorausdenkens im Menschen erreicht ist, treten auch die intuitive Gewißheit von der Nichtigkeit des Todes sowie im weiteren Verlaufe seine reale Vernichtung überhaupt durch Aufhören der organischen Entwicklung ein.

So muß das empirische Dasein, da in ihm der Endzweck nicht erreichbar ist, pessimistisch beurteilt werden; dieser irdische Pessimismus aber wird in transzendentalen Optimismus umgebogen durch die Behauptung der Erreichung des absolut Gewollten nach dem Tode. Ich berühre hier kurz die unentscheidbare Frage, ob es sich um Erreichung des wirklichen Seins durch das Werden oder um asymptotische Annäherung des letzteren an ersteres handelt.

Eine Asymptote ist eine Linie, die sich einer anderen, geraden, immer mehr nähert, aber erst in der Unendlichkeit (d. h. nie) sie ganz erreicht. Fassen wir das vollkommene (wirkliche oder virtuelle) Sein als die Senkrechte und den Prozeß des Werdens, das Dasein, als die Asymptote auf, so nähert sich letzteres in seinen höchsten Stufen dem Sein, ohne es ganz zu erreichen. Ist das nun eine metaphysisch-optimistische oder pessimistische Auffassung? Insofern, als ein Ideal besteht, das aktuell nie ganz erreicht wird, ist es Pessimismus; praktisch aber bleibt es dennoch Optimismus. Ein Beispiel möge das erläutern: Der Alpinist erklimmt unter ungeheuren Mühsalen die Gipfel der Berge und findet sich auch dann nur auf relativen Höhen. Aber er tut es dennoch freiwillig immer wieder; denn die Herrlichkeit, die er erlebt, überwiegt die Mühsalen des Weges, und die relative Höhe der Gipfel, auf denen er steht, gewährt ihm durch ihre Pracht Befriedigung. Niemals wird der Zeitpunkt kommen, wo die ver-

einigten Bergsteiger der Erde einsehen, daß die Qualen des Bergsteigens die Freuden überwögen, daß diese nur einen vermeintlichen Überschuß hätten, daß, da die „absolute“ Höhe doch nicht erklimmbar sei, das ganze Bergsteigen eine illusorische Befriedigung gewähre, von der man erlöst sein möchte, und wo die vereinigten Bergsteiger dann auf Grund solcher Überlegungen durch einmütigen Willensentschluß den Trieb zum Bergsteigen in der Menschheit überhaupt vernichten.

Mit anderen Worten: dieses Beispiel zeigt klar, wie die annähernde Erreichung eines Zieles unter großen Mühen und Entbehrungen dennoch für lohnend, die Freuden für überwiegend erachtet werden und der Prozeß sich deswegen immer wiederholt.

So auch mit der asymptotischen Annäherung des Daseins an das Sein: auf den höchsten Stufen nachirdischer Vollkommenheit, in den „Gefilden der Seligen“, genügt — so ist es denkbar — die Annäherung an die Vollkommenheit, um den langen schmerzerfüllten Weg dennoch lohnend zu machen.

Nur das Dasein ist mannigfaltig. Im absolut vollkommenen Sein kann keine Verschiedenheit, auch keine individuelle mehr bestehen, und ein Übergang in dieses würde daher die persönliche Unsterblichkeit verneinen. Es ist nun denkbar, daß nach einer Periode des Genusses der höchsten Vollkommenheit des Daseins die Sehnsucht zum Übergang in die absolute Vollkommenheit überwiegt und das Ende der persönlichen Unsterblichkeit herbeiführt durch die Vereinigung des Individuums mit dem All-Einen, dem Sein.

Das wäre eine Synthese zwischen den religionsphilosophischen Anschauungen des Christentums und der Inder, des weiteren zwischen kosmischem Optimismus und Pessimismus, oder richtiger: die definitive Sehnsucht nach Erlösung auch vom höchsten Dasein statuiert in dem hier entwickelten Sinn keinen eigentlichen Pessimismus: der Nachdruck liegt darauf, daß die durch asymptotische Annäherung an das vollkommene Sein erreichbare Herrlichkeit des Lebens den Weg des Werdens lohnend macht und ihn daher in Ewigkeit betreten läßt.

Demnach lautet die Antwort auf diese Fragen: Es bestehen der metaphysische Optimismus und der irdische, empirische Pessimismus zurecht.

Der Standpunkt, der hier eingenommen wird, ist also eine Synthese einerseits zwischen transzendentalem Optimismus und

irdischem Pessimismus, andererseits zwischen kosmischem Optimismus und Pessimismus unter sich; der Nachdruck liegt dabei allerdings auf dem Optimismus.

2. Determinismus und Willensfreiheit.

Nach unserer (vorwiegend intellektualistischen) These ist die Richtung des Willens stets bestimmt durch Vorstellungen der Lust oder der Unlust; solche der ersteren Art führen zu einem Streben, solche der letzteren zu einem Widerstreben, bezw. zu Wollen oder Nicht-Wollen. Die Handlung geschieht stets gemäß der Vorstellung, die im Augenblicke ihrer Ausführung hinsichtlich Klarheit der Apperzeption und Mächtigkeit des Inhalts die Oberhand im Bewußtsein hat. Vorstellungen sind also die Motive des Wollens und Handelns. Nun gibt es absolut Wahres und Gutes, daher auch wirkliche Erkenntnis des Normativen, wenn auch nur als Glaube, und sie kommt zustande durch die Verbindung des Menschen mit der Weltvernunft. Daneben gibt es im empirischen Dasein eine Menge von Dingen, die als lustbringend vorgestellt werden können, so die Befriedigung des Hungers und des Geschlechtstriebes, Ruhm und Ehre, Beifall, Rache, ferner direkte Verbrechen, wie Aneignung fremden Gutes, Ermordung des Feindes oder Rivalen u. s. w. Werden Handlungen ausgeführt, die auf die Realisierung irgend eines dieser Dinge abzwecken, so geschieht es, weil die Vorstellung, daß das Betreffende ein „Wert“ sei, Befriedigung verschaffen werde, die Oberhand gewonnen hat. „Wert“ und „Befriedigung“ aber bedeuten etwas mit Lust Betontes. Gegenüber den Vorstellungen der letztgenannten Art stehen die Erkenntnisse des Normativen oder allenfalls auch des empirisch wirklich und dauernd Nützlichen. Gewinnen diese die Oberhand, so wird der Wille in ihrem Sinne bestimmt, und der Mensch unterläßt böse oder empirisch ihn schädigende Handlungen. Da jede wirklich klare Erkenntnis eine wahre sein muß und jede wahre Erkenntnis nach dem Satze des Tugendwissens rechtes Wollen bedingt, so hängt das Handeln nur von der Klarheit der Erkenntnis ab: sinnliche Gefühle, Affekte und Leidenschaften, Vorstellungen vermeintlicher Vorteile können die Klarheit der Erkenntnis des Rechten trüben wie eine Wolke das Sonnenlicht, und das resultierende Wollen und Handeln hängen lediglich von dem Sieg des Lichtes oder der Finsternis, d. h. der klaren oder der getrübten Erkenntnis, ab.

In diesem Sinne ist also der Wille nicht frei; er steht durchaus innerhalb der Kausalreihe, und die Vorstellungen und Erkenntnisse sind es, die seine nächste Kausalität ausmachen. (Dabei handelt es sich natürlich nur um ein logisches, nicht um ein zeitliches Prius).

Das ist die These des Determinismus.

Der Freie und Autonome aber ist eben derjenige, der zu solcher Vollkommenheit gelangt ist, daß er nur das Gute wollen kann. Durch die Erkenntnis des vollkommenen Geistes als seines wahren Wesens ist die moralische Umwandlung in ihm vollzogen; er fühlt sich eins mit jenem. Sein virtuelles Ich besteht aus absoluter Wahrheit, Güte und Schönheit; er kann vermöge jener Erkenntnis niemals etwas anderes als das absolut Rechte im Sinne des Weltzweckes wollen. Somit ist auch sein Wille bestimmt und nicht „frei“ im buchstäblichen Sinne des Wortes. Allein, er ist mehr als „frei“ in dieser eben genannten Bedeutung; denn vernunftgemäß ausgelegt kann unter „Freiheit des Willens“ nur die Freiheit vom Bösen gemeint sein; es gibt keine „Freiheit“, das Gute nicht tun zu müssen. Der Vollkommene ist also mehr als das, was in jener buchstäblichen Bedeutung des Wortes „frei“ heißt; denn diese würde nur angeben, daß er sowohl Gutes, als auch Böses nach Belieben, etwa abwechselnd, tun könne. Er aber ist gegen das Böse gesichert, da er es nicht tun kann, und dieses ist mehr wert als die eben genannte Alternative.

Nach der vernünftigen Interpretation des Wortes „frei“ ist also der Vollkommene tatsächlich „willensfrei“, d. h. eben sein Wille ist befreit von der Möglichkeit, Böses zu wollen und (durch Erkenntnis) so determiniert, daß er nur das Gute wollen kann.

In diesem Sinne ist daher der Wille frei, d. h. beim Autonomen; er steht noch genau so, wie früher angegeben, innerhalb der Kausalreihe. Die Erkenntnisse sind auch jetzt noch seine Kausalität; aber diese Erkenntnisse sind eben klare, und daher ist dieser Wille zum Guten determiniert und somit nach dem Ebengesagten frei im vernunftgemäßen Sinne des Wortes.

Demnach lautet die Antwort auf die Frage nach der Willensfreiheit: Der Wille ist determiniert durch Vorstellungen und Erkenntnisse; wo diese aber wirklich und dauernd klar sind, da ist er auch dauernd zum Guten bestimmt und somit frei im eigentlichen Sinne des Wortes.

Meine Stellung zur Frage des Determinismus und Indeter-

minismus ist also eine Synthese zwischen beiden; der Nachdruck liegt auf der Bestimmung der Willensrichtung durch Erkenntnis, womit Freiheit des Willens vom Bösen gesetzt ist, sobald die Erkenntnis klar ist.

3. Verantwortlichkeit.

Der „Charakter“ jedes Menschen, aus dem sein Handeln hervorgeht, ist nach allem unabhängig von seinem Willen: er ist das Produkt von Erb- und Traditionswerten. Der Mensch erbt seine Gehirnanlage wie diejenige jedes andern Organs, und von jener sind seine Erkenntnisfähigkeit, seine affektive Erregbarkeit, seine Leidenschaften und besonderen Neigungen abhängig. Daß von zwei Menschen mit den gleichen bösen Neigungen schließlich der eine zur Vollkommenheit gelangen kann, während der andere durch sie dauernd beherrscht bleibt und endlich moralisch untergeht, ist kein Einwand gegen die Behauptung, daß die Gehirnanlage bestimmendes Moment sei: denn der erste, der die Leidenschaften u. s. w. überwindet, tut dies ja auch auf Grund seiner Anlagen, die ihm die Klarheit der wirklichen Erkenntnis vermitteln. Er hatte also neben seinen schlechten Anlagen auch die gute einer hohen Fähigkeit zum klaren Erkennen.

Die Traditionswerte, die als bestimmendes Moment für den Charakter mitwirken, bestehen in dem „Milieu“, in dem der Mensch geboren wird oder aufwächst, bezw. das später auf ihn einwirkt. Vor allem spielt die Erziehung eine große Rolle. Aus seiner Umgebung assimiliert das Bewußtsein im Laufe der individuellen Entwicklung Vorstellungen über das, was gut und böse ist, die durch die Dauer und Stärke ihrer Einwirkung als Suggestionen sich geltend machen und so den Charakter natürlich mit bestimmen. Wenn der Wilde es für sittlich hält, seine Feinde zu fressen, so müssen wir seine Ansicht für Einbildung halten; denn für uns kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es tatsächlich das Gegenteil von sittlich ist; wenn jener es dennoch dafür hält, so lebt er unter der Macht einer Suggestion, die ihm von Jugend auf beigebracht worden ist und als Tradition fortlebt. Wenn andererseits das Kind edler Eltern es für unsittlich hält, irgend einem lebenden Wesen Schmerz zuzufügen, so tut es das (abgesehen von den ererbten guten Anlagen zur wahren Sittlichkeit), weil es ihm ebenfalls von Jugend auf so suggeriert worden ist, nur handelt es sich hier um die Suggestion einer

Wahrheit, die in den Kreisen, aus denen das Kind hervorgeht, als Tradition besteht. Die spezielle Tradition des Milieus, in dem der Mensch aufwächst, prägt sich also seinem Charakter gemäß dem Suggestionsgesetz auf.

So liegen also beide Faktoren, nämlich Erb- und Traditionswerte, aus denen der Charakter hervorgeht, außerhalb des Bereiches der Selbstbestimmung des Individuums. Besteht dennoch eine sittliche Verantwortung, ist Bestrafung berechtigt? Die Antwort ergibt sich daraus, daß sowohl das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, als auch das der drohenden Strafe starke bestimmende Momente für den Willen sind. Diese längst bekannte und von der gesamten Menschheit als schlechthin selbstverständlich angenommene psychologische Tatsache, auf der ja alle Erziehung und soziale Ordnung beruhen, stimmt vollkommen mit der intellektualistischen Auffassung der Willensbestimmung überein: dem Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber der Gesellschaft oder einer höheren Weltordnung und dem Bewußtsein der drohenden Strafe liegen Vorstellungen und Erkenntnisse zugrunde. Das Individuum erkennt mehr oder weniger klar bewußt seine Verantwortlichkeit und die bevorstehende Strafe, und dies ist für sein Handeln mitbestimmend.

Der praktische Wert der Strafe liegt gerade darin, daß die Erkenntnis der durch sie bedingten Unlust sehr leicht gewonnen wird, fast keine intellektuellen Anforderungen stellt und daher selbst den geistig am tiefsten Stehenden als kräftiges bestimmendes Moment dient.

Deswegen kann leider im empirischen Leben die Strafe nicht entbehrt werden. Das ist kein Widerspruch mit dem Determinismus, da sie als bestimmendes Moment mitwirkt, die Vorstellung von ihr also zur psychischen Kausalität gehört.

Selbstverständlich besteht Verantwortlichkeit gegenüber dem Weltwillen, das Werk unter den Menschen zu fördern, also Verantwortlichkeit auch diesen gegenüber hinsichtlich ihres Heils. Auch das ist kein Widerspruch gegen die Prädestinationslehre, da das Bewußtsein der Verantwortlichkeit zur Erforschung und Verkündung der Wahrheit anregt, auch hier also mitbestimmendes Moment ist.

Für den Freien dagegen besteht immerhin der Begriff der Verantwortlichkeit nur mehr theoretisch zu Recht, da es praktisch für ihn selbstverständlich ist, im Sinne des Weltwillens zu handeln.

Schlußbemerkung.

Diese Ethik ist eine auf Vollendung abzielende. Vollkommenheit ist mehr als bloßes Gutsein. Der Unterschied von gut und böse spielt natürlich in ihr eine Rolle, macht aber nur einen Teilinhalt des Ganzen aus. Vollkommenheit ist intellektuelle, moralische und physische Umwandlung des Menschen. Nun wird sie, wie wir annehmen, real erreicht sein im vollkommenen Endwesen, bezw. im nachirdischen Leben. Die ethische Forderung aber war, daß der Mensch durch die Erkenntnis jener Vollkommenheit als seines eigentlichen inneren (potentiellen) Wesens eine virtuelle Umwandlung in genannter Hinsicht erfahren solle. Er kann nicht real zu einem allwissenden, allgütigen und unsterblichen Wesen in seiner Eigenschaft als Erdenmensch umgewandelt werden, virtuell aber ist das durchaus möglich durch jene Erkenntnis. Die praktische reale Leistung dieser virtuellen Erhebung im Geiste zur Vollkommenheit jedoch ist dreifach: 1. Die Gesinnung des Menschen ist dadurch jedenfalls auf absolute Wahrheit, Güte und Erlangung der Unsterblichkeit gerichtet. 2. Ein Teil hiervon wird durch die suggestive Macht der nunmehr dauernd auf ihn einwirkenden Vorstellung auch während dieses Lebens real erreicht. Das heißt: der Mensch wird wirklich befähigter, Wahrheit und Irrtum besser zu unterscheiden als zuvor, er wird wirklich gütiger und besser, und er wird wirklich körperlich gesünder. Der Bruchteil der Vollkommenheit, der so durch den suggestiven Einfluß der Erkenntnis sich im erkennenden Individuum wirklich verkörpert, mag im Einzelfall sehr verschieden groß sein, aber das Daß dieses Geschehens ist zweifellos. Und 3. bedeutet es einen außerordentlichen Vorteil für die gesamte Menschheit, wenn Einzelindividuen jene virtuelle und teilweise reale Umwandlung zur Vollkommenheit erleben. Dies ist so offenkundig, daß es keiner weiteren Ausführung bedarf.

Der große Philosoph Leibniz stellte folgende kausale Stufenleiter der Übel auf: das metaphysische Übel beruht in der Endlichkeit und Beschränktheit der Lebewesen; dieses bedingt das sittliche Übel, dieses das physische. Die Erhebung zur Vollkommenkeit hebt das metaphysische Übel und damit zugleich das intellektuelle, sittliche und physische auf, und auf Grund der virtuellen Umwandlung des Menschen wird dieses für das nach-

irdische Leben vollkommen, im irdischen aber schon teilweise und unvollständig erreicht.

Dies ist die Essenz dieser Schrift.

Da die Umwandlung das Sittliche mit umfaßt, so bildet sie eine praktische Gewähr gegen Böses. Das sei vorausgeschickt, damit der folgende Hauptsatz nicht mißdeutet werde: Die Erkenntnis (= der „Glaube“) vernichtet die Werke! Wer die klare Erkenntnis (und demnach den festen Glauben) seines inneren wahren vollkommenen Wesens hat, dem können Werke nichts mehr anhaben: sittliche Furcht ist verächtlich und ein Kennzeichen des Unwissenden. Mit Recht macht die Ängstlichkeit gewisser Moralmenschen in sittlicher Hinsicht in den Augen der Welt den Eindruck des Widerwärtigen. Dies beruht auf wirklicher, wenn auch hinsichtlich der wahren Grundlage nur unbewußter Erkenntnis seitens der Menschen. Nichts kann dem virtuell Vollkommenen in sittlicher Hinsicht etwas anhaben, was er auch immer tun möge. Allein, seine ethische Höhe gewährleistet, daß er diese Immunität nicht in böser Weise ausnützen wird.

Ein Funke nur wirklich klarer bewußter Erkenntnis vernichtet mit Notwendigkeit die Werke: diese allerletzte Wahrheit über das Mensche̊ninnere ist zusammengefaßt in dem Wort Jesus, das er zum Verbrecher spricht: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst Du mit mir im Paradiese sein“. (Lukas 23, 43). Das ist nicht eine vom sentimentalen Standpunkt mit dem „Gemüt“ aufzufassende, sondern eine intellektualistsich zu wertende Äußerung. Es ist eine auf der Gewißheit um die letzten, aber auch einfachsten Tiefen des Lebensgeheimnisses beruhende Verheißung. Erkenntnis oder Glaube leisten etwas! Sie tun es auf allen Gebieten des empirischen Lebens: sie sind es vorwiegend, welche die Führer der Menschheit zur Durchführung ihres Lebenswerkes befähigen, sie, die den Sieg an die Fersen der Heere heften, sie, die physische Einflüsse auf den Körper auszuüben vermögen. Und wenn endlich Unsterblichkeit als das Ergebnis von Erkenntnis oder Glaube ausgesprochen wird, so ist uns darin nichts anderes als die Akme dieser Macht bewußt geworden.

Darum schließe ich mit der Definition:

Unsterblichkeit ist eine Funktion bewußter klarer Erkenntnis!

TEIL III

GRUNDZÜGE DER RASSENVEREDELUNG

Dr. med. P. C. FRANZE

Politisch - Anthropologische Revue

VIII. Jahrgang, Nr. 9

Dezember 1909

Grundzüge der Rassenveredlung.

Von Dr. Paul C. Franze, Arzt in Bad Nauheim.

Seit der Nebularhypothese von Kant und Laplace und seit den Theorien von Lamarck und Charles Darwin anerkennt die zivilisierte Menschheit Entwicklung als ein allgemeines Weltgesetz, dem alle Dinge unterworfen sind, die anorganischen sowohl, als auch die organischen. Wir haben des weiteren kein Recht, den Menschen als das Endglied der Lebewesen anzusehen, sondern müssen ihnvielmehr als „einen Wurf nach etwas Höherem", wie meines Wissens Goethe sagte, betrachten.

Wir wollen daher einmal die Zukunft der menschlichen Entwicklung von einem hohen und umfassenden Standpunkt aus betrachten.

Offenbar bezieht sie sich auf die intellektuelle, ethische und körperliche Seite des Menschen; zugleich aber bemerken wir, daß der hervorragendste Faktor in der menschlichen Entwicklung derjenige des Geistes und der Sitten ist: auf ihnen beruht der Aufstieg des Menschen über das Tier, auf ihnen aber auch der Sieg einer Rasse über die andere in dem Aufwärtsstreben nach höheren und edleren Formen des Daseins.

Evolution findet statt auf zwei verschiedenen Gebieten: dem erblich-organischen und dem traditionellen. Demnach hat sie auch zwei Wirkungskreise: die Auslese der hereditären, organischen „spontanen Variationen" und die Anhäufung, das Sichten und Verbessern der Erfahrung der Rasse, die deren Tradition bildet. Es leuchtet ein, daß bei Tieren fast lediglich ersteres in Frage kommen kann, während beim Menschen letzteres eine außerordentlich wichtige Rolle spielt. Ich will mich sofort der menschlichen Entwicklung zuwenden, indem ich voraussetze, daß die Leser dieser Zeitschrift mit den allgemeinen Tatsachen und Begriffen der Evolutionstheorie, insbesondere der Darwinschen Lehre, vertraut sind.

1. Erbliche organische Entwicklung.

Auslese ist die notwendige Voraussetzung aller Entwicklung: ohne andauernde Selektion findet nicht nur Stillstand, sondern sogar Rückschritt statt. Bei Tieren nun ist der Kampf ums Dasein die

wichtigste Triebkraft, um Auslese hervorzubringen. Das ist jedoch ein grausames Moment, und man müßte daher hoffen, daß es möglich sein werde, beim Menschen wenigstens auf den aktiven Kampf ums Dasein im Laufe der Zeit zu verzichten. Und das scheint in der Tat angänglich, wenn wir ihn durch den andern Darwinschen Grundsatz, nämlich den der *„geschlechtlichen Zuchtwahl“* ersetzen. Wahrscheinlich hat sich Darwin darin getäuscht, daß er annahm, sie spiele eine wichtige Rolle in der Tierwelt. Beim Menschen jedoch eröffnet die zielbewußte Anwendung der geschlechtlichen Zuchtwahl dank seinem so außerordentlich hoch entfalteten Bewußtsein die weitgehendsten und höchsten Möglichkeiten in der Richtung der Rassenveredelung. Sie ist auch durchaus nicht etwa inhuman oder unausführbar; denn ich möchte gleich hier betonen, daß dem ganzen Nachfolgenden diese Bedeutung zugrunde liegt: die besseren und vollkommeneren Menschen sollten sch vor Kreuzung mit den niederen und unvollkommeneren hüten. Ob aber diese *untereinander* heiraten oder nicht, ist von so untergeordneter Wichtigkeit, daß ich diesen Punkt in vorliegender Abhandlung ganz aus dem Spiel lassen will. Mein Ziel ist ein positives: eine edlere Rasse zu erzielen, und nicht ein negatives: die niederen Formen gewaltsam zu vertilgen. Gemäß den Entwicklungsgesetzen werden sie im Laufe der Zeit entweder allmählich und von selbst verschwinden vermöge ihrer Unfähigkeit, mit den höheren Menschenarten zu konkurrieren, oder sie werden sich einer tieferen Umgebung anpassen, in der sie zu existieren fortfahren und wahrscheinlich vom höheren Menschen in irgend einer Weise als nützliche Glieder in dem allgemeinen Plan des Lebens würden verwendet werden. Jene eben angedeutete passive Art des Kampfes ums Dasein kann natürlich niemals entbehrt werden in einer Gemeinschaft von unvollkommenen und vollkommenen Wesen. Denn ohne sie wäre Fortschritt unmöglich: hier ist die Grenze zwischen wahrer Humanität und „Humanitätsduselei“.

Die Forderung lautet also: beim Menschen soll Rasse gezüchtet werden.

Innerhalb dreier Sphären gehen alle Bestandteile des Menschen ganz auf: in denen des Wahren, Guten und Schönen. Zum Wahren gehören Wissen, Intellekt, Denken, Erkennen, zum Guten Wille, Kraft, Macht, Charakter, Sittlichkeit, zum Schönen das ästhetische Gefühl und der Leib des Menschen selbst. Denn das Wesen des Aesthetischen besteht darin, daß es den Sinnen gegenwärtig ist: es gibt nichts Aesthetisches, das nicht entweder gesehen oder gehört werden könnte. Mit anderen Worten: das Aesthetische gehört zum

Gesichts- und Gehörsinn, und der Gegenstand der Aesthetik überhaupt sind das Schöne und Häßliche in bezug auf Formen, Farben und Töne. Das Schöne im Menschen kann daher nur sein Körper oder sein physischer Teil sein. Entwicklung des höheren Menschen ist daher gleichbedeutend mit der Ausbildung der Intelligenz und Vernunft, des Charakters und des Körpers des Menschen. Nun ist aber das markanteste Symptom in der Entwicklung der ganzen tierischen Reihe überhaupt mit Einschluß des Menschen die Steigerung des Geistes und Bewußtseins bis zu ihrer wunderbaren Höhe der Vollendung, die wir in uns selbst entdecken. In der Tat werden beim Menschen diese Faktoren mehr und mehr die alles beherrschenden, im Vergleich zu denen der Körper herabsinkt zu einem bloßen Träger jener. Damit will ich natürlich keine Vernachlässigung des Leibes empfehlen, da die Dreiheit Intellekt, Wille und Körper untrennbar ist, sondern nur hervorheben, daß die geistige Sphäre beim Menschen die durchaus herrschende ist und in erster Linie Beachtung heischt. Lediglich um der Einfachheit willen soll daher im ganzen Nachfolgenden das Körperliche außer acht gelassen werden, indem ich ein für allemals voraussetzte, daß meine Leser und ich darin völlig einig gehen, daß Gesundheit und ein gewisser, und zwar zunehmender Grad von Körperschönheit die unerläßlichen Grundlagen aller Rassenverbesserung sind. Aber gerade weil das selbstverständlich ist, und wir zweifellos alle darin übereinstimmen, brauche ich diese Abhandlung nicht dadurch zu komplizieren, daß ich fortwährend darauf zurückkomme, sondern kann mir ein freieres Feld für meine Ausführungen verschaffen, indem ich es gleich ein für allemal betone und fernerhin den ganzen Nachdruck auf die weitere Untersuchung der Entwicklung von Intelligenz und Charakter beim Menschen verlege.

Die Forderung lautet demnach nunmehr: es soll Rasse gezüchtet werden hinsichtlich des Geistes und Charakters.

Wie soll das geschehen?

Beobachtungen derjenigen Momente, die bisher zu der Entstehung der besten Rassen bei Tieren und bei Menschen geführt haben, zeigen, daß die Züchtung einer guten Rasse in erster Linie abhängt von Blutmischung und nachfolgender Isolation zum Zweck der Verhinderung von Kreuzungen mit niederen Formen [1]). Die Blutmischung muß eine zeitlich außerordentlich beschränkte sein und sich auf nahverwandte hochstehende Rassen beziehen. So entstanden die Engländer aus verschiedenen Zweigen der an sich schon

[1]) Vergl. *H. S. Chamberlain:* die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, hauptsächlich Seite 263 -319 des I. Bandes.

höchststehenden Rasse, nämlich der germanischen, unter Isolation und nachfolgender zeitlich eng begrenzter Kreuzung mit den blutsverwandten Dänen und Normannen. Ganz ähnlich kamen die Griechen des Altertums zustande. Häufige Kreuzung jedoch, namentlich zwischen höheren und niederen Rassen, führt zur Entartung, wie wir Gelegenheit haben, an den Südamerikanern zu sehen.

Allein, geographische Isolation ist beim Menschen in unseren Tagen und in aller Zukunft eine gänzliche Unmöglichkeit, ja sie darf nicht einmals als wünschenswert gefordert werden; denn sie widerspricht einem andern ebenso wichtigen Bestandteil der menschlichen Evolution: der endgültigen Einheit und Humanisierung der ganzen Menschheit. Es ist klar, daß von ethischen Gesichtspunkten aus kein anderes Ziel für sie verlangt werden darf, aber die ganze Erfahrung zeigt auch, daß sie tatsächlich auf dieses Ziel zueilt.

Dennoch ist es, soll anders eine Steigerung des Charakters und der Intelligenz des Menschen stattfinden, nötig, den oben vorgetragenen Gesetzen gerecht zu werden, nämlich für Auswahl der besten Individuen und Vermeidung von wiederholten Kreuzungen mit minderwertigen zu sorgen. Wie kann das erreicht werden?

Indem man nach einem neuen Grundsatz Rasse züchtet, nämlich wie folgt: ausgestreut durch die Gesamtheit aller noch lebenden höheren Völker findet sich eine Aristokratie des Geistes und Charakters, unabhängig von geographischen Begrenzungen, doch von Volk und Nationalität nur insofern, als wir unsere Umschau lediglich auf die höchststehenden Rassen beschränken und sorgfältig die niederen davon ausschließen. Wir wollen daher diesen geistigen Adel als eine Rasse für sich betrachten, die durch ihre Verwandtschaft in den höchsten menschlichen Eigenschaften zusammenhängt, nämlich denjenigen des Geistes und Charakters. Die Rassen, die zur Zeit die Erde beherrschen, sind ziemlich genau nach den Gesetzen gebildet worden, welche die Formation der Tierrassen leiten. Der Mensch jedoch hat offenbar eine intellektuelle Entwicklungshöhe erreicht, auf der er in das Reich der Vernunft an sich eingetreten ist, richtiger gesagt, eintreten *kann*, sofern er eben zur Erkenntnis des wahren Sachverhalts gelangt. Auf der einen Seite Tier bleibend, nimmt er auf der anderen teil an einer höheren, alles beherrschenden, überanimalen Sphäre des Seins, an der das Weltall leitenden, vernünftigen und sittlichen Urkraft, mag man sie nennen, wie man immer wolle. Daher soll die Bildung der kommenden neuen Rasse durch neue Gesetze beherrscht werden, die mehr Rücksicht auf die geistige Seite

des Menschen nehmen, als es diejenigen taten, die bisher die Entstehung der Rassen in der Tierwelt sowohl, als auch beim Menschen in die Wege leiteten.

Ich meine das bereits angedeutete Gesetz, das durch seine Einfachheit ausgezeichnet ist und folgendermaßen formuliert werden kann: Es sollen sich die intellektuell und moralisch am meisten hervorragenden Individuen aller ohnehin schon höheren Rassen behufs Erzeugung von Nachkommenschaft vereinen, und es soll gleicherweise die Nachkommenschaft fortfahren, *nur* untereinander die Gattenwahl vorzunehmen, sorgfältigst alle Kreuzung mit intellektuell und moralisch tiefer Stehenden vermeidend. Stammbäume könnten sogar von den Gemeinden über diese Familien von geistigen Aristokraten angelegt und gehalten werden, aus denen sich jeder vor der Ehe über den intellektuell-sittlichen Zustand seines in Aussicht genommenen Gatten zu unterrichten vermöchte.

Freilich würde trotz einer solchen Maßregel immer noch die richtige Beurteilung des Charakters eine enorme Schwierigkeit bieten - jedoch nur insofern, als man eben versuchen wollte, ihn bloß mittels verstandesmäßiger Reflexion zu schätzen: da würde man freilich überhaupt niemals auf einen grünen Zweig kommen! Allein, es gibt noch eine andere Kraft der Erkenntnis im Menschen (und im Tier) als das bewußte Denken: das ist die unbewußte Seelentätigkeit. An dieser Stelle möchte ich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß, wer auch immer ein richtiges Verständnis für das Walten in der Natur gewinnen will, nicht an *E. von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten"* vorbeigehen darf: nicht als ob ich seiner in dem späteren Teil des Werkes enthaltenen pessimistischen Anschauung beistimmte. Aber seine einleitenden Untersuchungen über die außerhalb des Bewußtseins liegende psychische Tätigkeit und seine daran anknüpfende Hypothese einer alles umfassenden und in alles hineinragenden obersten psychischen Welteinheit (die er eben „Das Unbewußte" nennt) enthalten grundlegende Erkenntnisse, ohne die es meines Erachtens kein Verständnis für die uns umgebenden Tatsachen der Natur gibt. Dazu eben werden den Menschen die Genien gegeben, daß sie das durch jene vermittelte Licht auch ihrerseits nun sehen und nicht fortfahren, im dunkeln zu tappen und sich in grüblerischer Weise abzuquälen, durch ihr eigenes minderwertiges Denken die Wahrheit zu erfassen, womöglich noch dazu von der falschen Voraussetzung ausgehend, daß diese selbst überhaupt nur etwas Relatives sei: Wahrheit über die letzten Dinge

gibt nur die geniale Intuition und nicht das Denken. Deshalb ist auch systematisch Metaphysik unmöglich; doch findet man im genialen Schauen überall einen jenseits der Sinneswelt liegenden Urgrund aller Dinge vor, über den man daher auch in vagen, allgemeinen Urteilen Aussagen machen kann, die eben sein Vorhandensein überhaupt angeben und nicht Genaueres über ihn behaupten.

Doch nun zurück zum Thema: wie kann also der Mensch im konkreten Einzelfall erkennen, ob sein in Aussicht genommener Partner wirklich von edler, intellektuell-moralischer Rasse sei oder nicht? Durch Reflexion nach dem oben Gesagten gewiß nicht mit Sicherheit. Doch gibt es außerdem noch die instinktive oder intuitive Erkenntnis, die darin besteht, daß Lichtblitze aus dem Unbewußten in dem Bewußtsein aufleuchten. Eine philosophische Überlegung würde zeigen, daß letzten Endes alle Erkenntnis überhaupt auf diese intuitive zurückgeht und ohne sie unbegreiflich bleibt; doch darauf kann ich natürlich nicht an dieser Stelle eingehen. Wie die Tiere so hat auch der Mensch *„Instinkt"*. Es ist in der Tat grundsätzlich ganz dasselbe, nur ist es beim Menschen auf eine höhere Stufe projiziert gemäß seiner höheren Entwicklung und der vollkommeneren Umgebung, in der er sich befindet. Dieser Instinkt nun sagt dem Menschen im allgemeinen richtig, wer für ihn der geeignete Partner ist, und zwar um so mehr, je bessere Rasse eben der Betreffende selber besitzt; denn bei solchen ist der Instikt im höheren Sinne des Wortes auch besser entwickelt. Doch ist dieser *„Instinkt für den geeigneten Gatten"*, wie ich ihn nennen möchte, nicht etwa ohne weiteres identisch mit „Liebe". Vielmehr ist es so: jeder Mensch hat ein Bewußtsein von einem allgemeinen Typus des anderen Geschlechts, der zu ihm am besten paßt. Dieser Typus wird natürlich von einer Vielheit von Individuen vertreten, nicht nur von einem einzelnen. Trifft der Mensch ein Individuum dieses Typs an, so „verliebt" er sich gewöhnlich in es. Diese Liebe ist jedoch eine reine Wahnidee, insofern als sie nur das eine Individuum als den geeigneten Gatten anerkennen läßt; es ist nach dem Gesagten aber klar, daß ceteris paribus irgendein anderer Vertreter desselben Typs ebenso geeignet wäre, und die eigentliche sogenannte „Liebe" im engeren, romanhaften Sinne ist eine zur Gattung der Paranoia gehörige Psychose. Dagegen ist Zuneigung zu dem ganzen Typus als solchem, der nach des Betreffenden „Instinkt für den geeigneten Gatten" die passenden Partner darstellt, völlig berechtigt. Ebenso ist eine geläuterte mehr geistige Liebe berechtigt, die zwar auf dem *Unterschied* von Mann und Weib beruht, *nicht* aber auf dem

Geschlechtstrieb, sondern von diesem emanzipiert ist. Je bessere Rasse nun ein Mensch besitzt, desto deutlicher ist sein „Instinkt für den geeigneten Gatten" ausgeprägt. Außer durch diesen Instinkt dient die Erfahrung als Mittel zur Erkenntnis des passenden Ehegenossen, nämlich die Erfahrung hinsichtlich seiner Abstammung und seiner Betätigung in intellektuell-moralischer Hinsicht; aus diesem Grunde sagte ich vorhin, daß Stammbäume der edelsten Familien angelegt und aufbewahrt werden sollten.

Das wären also die drei Erkenntnisquellen, die den Menschen bei der Gattenwahl leiten müssen: 1. die innere Stimme des Instinkts und der Intuition, 2. die Erfahrung hinsichtlich der Abstammung des in Aussicht genommenen Partners und 3. diejenige bezüglich seines bisherigen Lebens. Da eine Gattenwahl nach diesen Gesichtspunkten die üblichen konventionellen Rücksichten keineswegs ausschließt, sondern nur an zweite Stelle setzt, so ist das Verlangte durchaus keine Utopie. Man beachte das wohl!

Um jedoch einem Mißverständnis vorzubeugen, muß ich hier zweierlei erwähnen: 1. Intelligenz bedeutet nicht Gelehrtheit, sondern die angeborenen natürlichen Anlagen; die Forderung von Intelligenz bei der Gattenwahl schließt also nicht etwa diejenigen von Klassenbeschränkungen in sich ein. 2. Unter Sittlichkeit und Güte des Charakters verstehe ich nicht bloße äußerliche Enthaltung von Lastern und Verbrechen: es liegt mir durchaus fern, die Sache des Moralphilisters zu vertreten, oder auch nur die des Schwächlings, der zu unabhängiger, kühner und freier Tat unfähig ist! Diese feministische Auffassung der Moral lege ich hier nicht zugrunde, sondern meine vielmehr unter einem sittlichen Charakter denjenigen des echten Idealisten, dessen Sinn auf Vervollkommnung und Höheres gerichtet ist, der wahre Herzensgüte, echte brennende Wahrheitsliebe besitzt, auch großzügig und altuistisch veranlagt ist und nicht seine persönlichen kleinlichen Interessen verficht. Man kann das natürlich nur unbestimmt ausdrücken; was gemeint ist, muß der Leser intuitiv merken.

Das Material nun für die Bildung einer solchen edleren Rasse sind die spontanen Variationen des Menschen im Darwinschen Sinne in denen sich die vervollkommneteren geistigen und sittlichen Seiten der Menschheit ausdrücken. Das aktive Prinzip aber für die Züchtung ist die geschlechtliche Zuchtwahl mit nachfolgender Vermeidung von Kreuzungen mit weniger vervollkommenen Individuen. Damit ist natürlich *nicht* sogenannte „Inzucht" gemeint,

d. h. die Heirat zwischen Blutsverwandtschaft, sondern vielmehr die zwischen den nicht näher blutsverwandten, aber höchststehenden Individuen [1]).

2. Traditionelle Entwicklung.

Den Menschen kennzeichnet vor allen anderen Lebewesen die ungeheuer viel höhere Entwicklung des Bewußtseins und der Vernunft und die Fähigkeit der Sprache und der Schrift. Vermöge dieser Eigenschaften kann er seine Erfahrungen aufbewahren und auf künftige Geschlechter übertragen. So bildet sich ein Niederschlag der Erfahrung der ganzen Menschheit, wie wir ihn in Wissenschaft, Kunst, Literatur, Ethik, Religion, Geschichte, Philosophie usw. vorfinden, und der natürlich andauernd verbessert, vermehrt und abgeändert wird durch neue Erfahrungen, Erfindungen und Entdeckungen der verschiedensten Art. Die Essenz von all dem zusammen nennen wir „*Tradition der Menschheit*". Außerdem bildet jedes Individuum vermöge seiner eigenen Erfahrung in seinem Leben seine persönliche Tradition, und gleicherweise geschieht es bei jedem Volk und jeder Nation. Neben diesen zuletzt erwähnten Spezialtraditionen steht diejenige der Menschheit als einer Gesamtheit, und dabei befinden sich alle ununterbrochen in einem Zustand unauflösbarer Wechselwirkung miteinander. Endlich kommen noch zu allem die Genien, die Schutzengel der Menschheit, hinzu, die von Zeit zu Zeit emporsteigen, und zwar unter den an sich schon höchsten Rassen: ihre Funktion kann als ein Vorwegnehmen der Tradition der Zukunft bezeichnet werden, wodurch sie die Menschheit sprungweise auf eine höhere Stufe der Entwicklung emporheben, auf eine Stufe, die sonst erst im Laufe sehr lang, allmählicher Evolution, oder auch überhaupt nicht erreicht worden wäre.

Bei der Bildung der Tradition können nun die allgemeinen Gesetze der Entwicklung leicht wiedererkannt werden: da erscheint zunächst das „*biogenetische Grundgesetz*" von Ernst Häckel in der sittlichen Evolution. Dieses Gesetz besagt bekanntlich, daß bei der Entstehung des Einzelindividuums sowohl bei Tieren, als auch beim Menschen die niederen Formen nochmals rasch durchlaufen werden. So steht z. B. das menschliche Herz zu einer gewissen Periode des

[1]) Siehe des näheren über diesen ganzen Gegenstand meine demnächst erscheinende Broschüre „Höherzüchtung des Menschen auf biologischer Grundlage". Hof-Verlags-Buchhandlung von E. Demme in Leipzig.

intra-uterinen Lebens auf der Stufe des Fisch-, dann des Amphibien-, ferner des Reptilienherzens, um nachher erst die Ausbildung des Säugetierherzens zu erlangen. Allerdings gilt diese Regel nicht streng, und es ist daher richtiger, nicht von einem „Gesetz", sondern lieber von einem „biogenetischen Grundprinzip" zu sprechen. Denn von einem Gesetz verlangt die Logik ausnahmslose Geltung.

Das erwähnte Prinzip der Wiederholung besteht nun auch für die ethische Entwicklung zu Recht: Individuen und Völker müssen durch die tieferen Stufen der Vollkommenheit hindurch, müssen ihre niederen Neigungen und Triebe der verschiedensten Art durch Willensanstrengung besiegen, ehe sie in ein höheres Reich der Sittlichkeit ihren Einzug halten können. Das ethische Problem des Menschen läßt sich daher folgendermaßen formulieren: wie können wir die niederen Stufen der Sittlichkeit (bezw. die Unsittlichkeit) überwinden und in ein Dasein eingehen, in dem nur die höheren Grade betätigt werden?

Anders ausgedrückt: infolge seiner höheren Gehirnentwicklung wird dem Menschen etwas Furchtbares zum Bewußtsein gebracht: er findet sich selbst auf diesem in Schönheit strahlenden Planeten als ein Wesen vor, das anders beschaffen ist, als es sein sollte! Von diesem Augenblick an ist das Leben in einen Schleier der Trauer, aber zugleich auch der Romantik gehüllt; das Moment der Tragik webt sich indas Dasein ein durch den Zwiespalt, den der Mensch in seinem Wesen entdeckt hat: er blickt in ein Land klassischer Vollkommenheit hinein, das für ihn freilich zunächst nur ein Ideal ist, und sieht sich zugleich selbst als Kämpfer um die Vollendung im Felde stehend. Es sind die steilen Pfade des Werdens und Vergehens, der Entwicklung, auf denen er anstürmt. Das Land, in dem er sich jetzt noch befindet, ist das der Romantik, das Gegenstück zu jenem klassischen Reich steter, unveränderlicher und harmonischer Vollkommenheit

Aber wiederum sind es die allgemeinen Entwicklungsgesetze, die uns den Ausweg aus diesem disharmonischen Zustand weisen: er kann und muß annähernd überwunden werden durch Selektion der Individuen, welche die Träger der glänzendsten sittlichen Tradition sind. Allerdings ist das nur asymptotisch gemeint: eine Asymptote ist eine Linie, die sich einer andern geraden immer mehr nähert, sie jedoch erst in der Unendlichkeit trifft. Das bedeutet: für den Erdenmenschen ist die klassische Sphäre der Moral nur ein durch Abstraktion oder auch durch Intuition bezw. in der Idee

gewonnener Begriff, der sich die Sphäre der Romantik zwar immer mehr nähern kann, ohne sie aber ganz zu erreichen. In diesem Aufstreben nach dem Klassizismus der Moral werden nunmehr traditionelle und organische Evolution miteinander vermengt, und wir finden eine völlige Wechselwirkung zwischen beiden: durch spontane Variation werden Individuen geboren, die höhere Sittlichkeit als Erbgut besitzen. Im Verlaufe ihres Lebens wirken sie diese aus und heben so die Tradition der Rasse durch ihr Beispiel und ihre Lebensarbeit. Nachdem auf diese Weise die Tradition gesteigert worden ist, hat auch die Erkenntnis des wahrhaft Guten im allgemeinen in der Menschheit zugekommen. Auf Grund dieses besseren Wissens vermögen nunmehr die Menschen in vernünftiger Weise sexuelle Auswahl zu treffen und sittlich höher stehende Gatten zu nehmen, gemäß den Grundsätzen, die im ersten Teil dieser Abhandlung niedergelegt worden sind. Sofort entsteht dadurch die Aussicht auf bessere Nachkommen mit gesteigerter angeborener Fähigkeit zu ethischem Wollen und Handeln. Diese neue Generation wird dann wiederum die Tradition durch ihre Lebensweise heben, und so wird sich die Wechselwirkung zwischen Erb- und Traditionswerten immer aufs neue wiederholen.

Betrachten wir jetzt die sittliche Entwicklung des Einzelindividuums. Jeder Mensch muß die Disharmonie seiner eigenen Natur zu besiegen streben durch die Auslese seiner edleren Charakterzüge, indem er diesen immer wieder bei der Motivation seines Willens den Vorzug vor den niederen gibt. Die niederen Charaktereigenschaften werden dann von selbst durch Mangel an Nahrung aussterben, gerade wie die wertloseren Variationen im Kampf ums Dasein der Tierwelt untergehen.

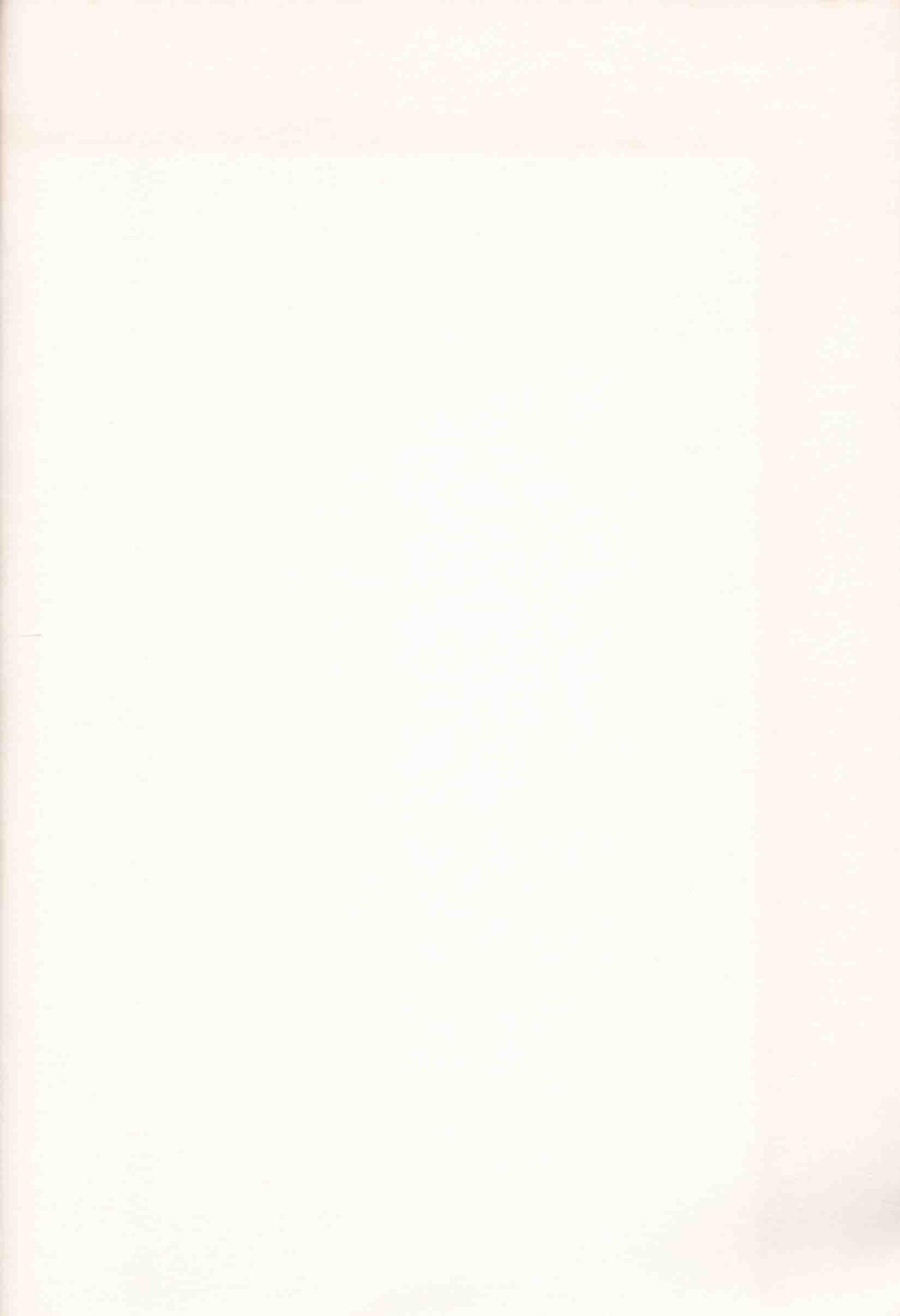
So gibt es drei Stadien in der geistig-sittlichen Entwicklung des Menschen. Auf der untersten Stufe, wie wir sie vorwiegend bei Wilden beobachten, ist das Schuldbewußtsein nur schwach ausgebildet. Demnach findet man hier kaum das Gefühl der Reue, der Sünde oder der Disharmonie des eigenen Wesens. Auf der zweiten Stufe wird sich der Mensch seiner Fehler bewußt und strebt nach ihrer Unterdrückung. Das ist das Stadium des Kampfes und der Tragik des Lebens. Auf der dritten Stufe haben sowohl das Individuum, als auch die Menschheit im allgemeinen siegreich ihre atavistische Natur überwunden und sind eingegangen in die Gefilde des seelischen Friedens, indem sie auf eine höhere ethische Sphäre erhoben worden sind.

Das erste Stadium ist gleichsam dasjenige unbewußter Schuldlosigkeit, das zweite dasjenige des Sündenbewußtseins und der verlorenen Unschuld: es ist der „Sündenfall" des Mythus; das dritte ist dasjenige des Sieges über die Sünde, daher gleichsam das der Heiligkeit.

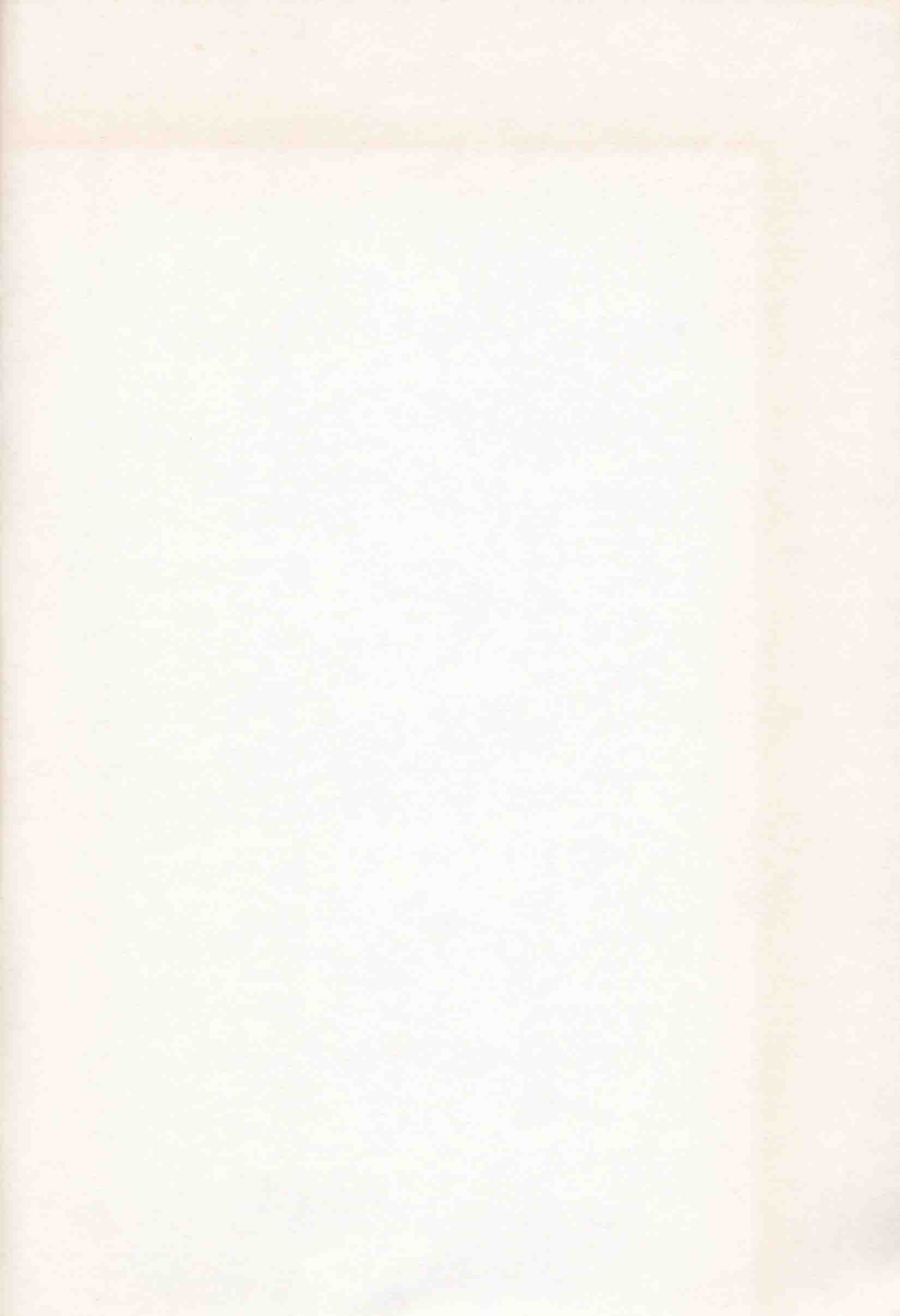
Nach allem: Die ganze Entwicklung verläuft in der Richtung nach Realisation von Vernunft und ihrer Ideale: des Wahren, Guten und Schönen[1]). Diese Verwirklichung findet statt durch Inkarnation in vernünftigen Wesen. Die völligeInkarnation wäre gleichbedeutend mit idealem Wissen, idealem Wollen und idealer physischer Beschaffenheit. Das letztere gewährt dem Unsterblichkeitsglauben eine logische Unterlage. Die annähernde Realisation, insbesondere des Wahren und Guten in der Menschheit bedingt die Humanisierung des Menschengeschlechts, was ja das höchste ethische Ziel in entwicklungstheoretischer Hinsicht sein muß. Genien sind es, die diese Formen der Tradition im Geiste schon längst vorweggenommen haben. Dieses letzte Stadium der Menschheit würde nach dem Vorhergehenden zuwege gebracht werden durch die vereinigte Wirkung von erblich-organischer und traditioneller Entwicklung. Das Material, mit dem gearbeitet wird, sind in beiden Fällen die spontanen Variationen von männlichen und weiblichen Individuen, welche die obersten Stufen des Intellekts und der Moralität manifestieren. Die ausführende Kraft ist im ersten Fall die geschlechtliche Zuchtwahl jener Variationen zum Zweck der Hervorbringung von Nachkommen im Verein mit Reinzucht unter der letzteren. Im zweiten Fall wird die ausführende Kraft dargestellt von der Lebensarbeit jener Menschen, welche die Tradition der sittlichen Begriffe auf eine höhere Stufe emporheben.

Ich fasse zusammen: Es ergeht an die Menschheit der Ruf, wirksame und praktische Arbeit zu tun behufs Humanisierung ihres ganzen Geschlechts, und zwar durch Einschlagen des einzigen, dazu möglichen Wegs: durch bewußte Reinzucht innerhalb der geistigen Aristokratie der Menschheit und Hebung der intellektuellen und sittlichen Tradition durch das Beispiel und die Arbeit des Lebens der Einzelnen!

[1]). Vergl. P. C. Franze: Idealistische Sittenlehre und ihre Gründung auf Naturwissenschaftl. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1909.







141.-

